Land und Leute Württembergs

in

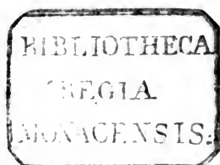
geographischen Bildern dargestellt

von

Johann Philipp Glökler.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag der Expedition der württembergischen Volksbibliothek,
C. Cammerer.
1861.



Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Vorwort.

Die Heimath kennen zu lernen, mit ihren Reizen und Schönheiten, Vorzügen und Reichthümern vertraut zu werden: dieß ist zweifelsohne eine der ersten Aufgaben des Menschen. Nur wer sein Vaterland kennt, kann und wird es auch lieben. Liebe zur Heimath in empfängliche Herzen zu pflanzen, haben sich deßhalb die nachfolgenden Bilder zum Ziele gesetzt. Und wo wäre der Boden zu solcher Aussaat wohl günstiger, als bei der reiferen Jugend? Ihr sind daher in erster Linie diese Versuche zu einer genaueren Kenntniß des herrlichen Schwabenlandes und seiner Bewohner gewidmet. Sie möchten dem heranwachsenden Geschlecht ein treuer Spiegel werden, darinnen es Land und Leute der Heimath beschaue: das Land, das seine Wiege trug und unzählbare Wonnen bot; die Leute, die ihm nahe stehen und reich an äußern und an innern Gütern sind.

Aber auch den Lehrern der Jugend möchten sich diese „Bilder" zu gesegnetem Gebrauch anbieten und ihnen ein Hülfsmittel werden, den Unterricht in der vaterländischen Geographie möglichst fruchtbar zu machen.

Endlich hoffen diese Schilderungen auch auf einen freundlichen Empfang in den Familien und bei allen denen, die dem schönen Württemberg

ein Herz voll treuer Liebe bewahrten, die es mit ungetheilter Freude „ihre Heimath“ nennen.

Diesen Allen möchten diese „Bilder“ werden ein liebes Unterhaltungsbuch, das sie gern einführte in den unerschöpflichen Schatz des Malerischen und Erhebenden, des Großartigen und Wundervollen, der unserem Württemberg aus seines Schöpfers Hand verliehen worden. —

Daß Quellen aller Art, die sich einschlägig zeigten, je nach Ermessen benützt worden sind, wird wohl nicht mißdeutet werden. Daß aber auch in größtmöglicher Ausdehnung eigenes Schauen und Beobachten, eigenes Untersuchen und Forschen oft mit großen Opfern erkauft wurde, dürfte ebenfalls nicht unangedeutet bleiben. Und wenn ich all den Freunden und Gönnern, die mein Unternehmen durch Wort und That und unermüdlich förderten, hier den wärmsten Dank für ihre Handreichung ausdrücke, so erfülle ich damit nur eine süße Pflicht. Mögen sie an dem Wohlgefallen der Leser ein lohnendes Gefühl für ihre Aufopferung finden!

Möge aber auch, das ist mein einziger Wunsch, der Zweck dieser Blätter erreicht werden! Möge die Liebe zur Heimath führen zur Liebe zu Dem, der sie so herrlich erschaffen, der sie so wunderbar schirmt!

Ludwigsburg, im August 1858.

Der Verfasser.

Land und Leute Württembergs.

Württemberg.

Kennst du das Land mit zauberfrischen Auen,
Mit sonnenhellen Thälern reich geschmückt?
Kennst du das Land, deß Wunderfrucht erquickt,
Deß holder Liebreiz wonnig rings zu schauen?

Kennst du das Land, d'rin sich die Herzen trauen,
D'rin Treue noch und bied'rer Sinn entzückt?
Kennst du das Land, d'rin Fürst und Volk beglückt,
Der Wahrheit, Weisheit, Schönheit Tempel bauen?

Wohl kenn' ich dich, du gottgeschirmtes Land,
O Württemberg, du glücklichstes von allen;
Dir bleibt mein Herz alleinzig zugewandt,

Und allwärts soll mein Jubel widerhallen:
„Gut Württemberg allweg! mein Heimathland,
„Dir ist das Loos auf's Lieblichste gefallen!"

Hohentwiel*).

Wir stehen auf den Zinnen der Felsenfeste Twiel,
Da treibet auf der Eb'ne der Blick ein weites Spiel,
Durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte:
Hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette.

Das Land der Allemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen —
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Also singt Gustav Schwab, der seine „Kammerboten" auch diese Städte betreten läßt. Also werden auch wir ausrufen, sobald wir die Spitze des seltsamen Porphyrfelsen werden erreicht haben, des Felsen, der in „trotziger Gebrechlichkeit" das Land weithin beherrscht. Hohentwiel, dieser kleine Punkt auf der Karte von Württemberg, zeigt in jeder Beziehung so viel Merkwürdiges, daß dem Besucher jeder Schritt reichlich belohnt wird, und so soll uns denn auch die kommende Stunde Genuß um Genuß erschließen. Wenn auch das bittere Gefühl der Wehmuth über den schmählichen Fall dieser Feste uns auf Augenblicke übermannen sollte, so wird ihr entzückender Ausblick und manch' ein reizendes Bild aus entschwundenen Tagen uns wieder erheben und trösten.

---

*) Nach den Darstellungen von Schönhuth, G. Schwab v. Martens.

1.

Der Fuß des Berges ist erreicht. In seiner ganzen Majestät erhebt er sich vor unserem Auge, der „Riesendom, geboren einst aus Feuerstrom“. Gebieterisch reckt er sein Haupt „schroff und frei aus dem Höhengäu empor und schaut herrisch die Umwelt an“. Besteigen wir nun den gewaltigen Riesen. Nicht lange steht es an, so kommen wir auf den Meierhof der Feste, der an die jähe Felsenwand sich lehnt. Ein braves Gasthaus bietet freundlich willkommene Rast und süßen Labetrunk. Noch einige andere Häuser finden sich auf dieser Stelle, auf dem eigentlichen Hofe, der auch die Wohnung des Pfarrers und den Betsaal und die Schule enthält. Im Ganzen mögen nicht viel über fünfzig Personen hier oben leben. Bis zu dem Hof herauf schmückt noch die Rebe den sanfteren Abhang des Berges auf seiner Sommerseite. Und doch stehen wir vor dem Gasthaus schon 1707 Fuß über dem Meere. Wir ruhen nun ein wenig aus und stärken uns zum Marsche. Auch eine Karte müssen wir uns lösen, damit der höchste Punkt, das Belvedere, uns nicht verschlossen bleibt.

Und nun vorwärts! Eine gepflasterte Heerstraße führt uns aufwärts. Wir kommen am Gottesacker vorbei, der noch einige alte Grabdenkmale enthält. Die schönsten Natrolithe der bald erreichten steilen Felswand lassen wir vorläufig unbeachtet; wir werden sie im Rückweg erst betrachten und auch den einen oder andern als ein Angedenken mit uns nehmen. In weniger als einer Viertelstunde sind wir am ersten Eingang der ehemaligen Festung angekommen. Rechts und links eröffnet sich uns schon die schönste Aussicht. In früherer Zeit befand sich hier das Hauptportal, auf dem das Wappen Widerhold's sammt einem Denkstein angebracht war.

Dieser Eingang führte in einen unter Bastionen hinlaufenden Gang zu dem ersten nun zerstörten Thorhause. Er war die wichtigste Passage zur Burg und mußte deßhalb fester als irgend ein Theil derselben verwahrt werden. In geringer Entfernung davon befand sich ein zweites Thorhaus, — es wurde zerstört bis auf das Thor, welches in jetziger Zeit den Haupteingang in die Feste bildet. Schon sind wir durch dieses Thor getreten und wir befinden uns nun im sogenannten Vorhof, er hieß auch, reichend bis zu der ersten, über die Felsen führende Zugbrücke, die untere Festung. In dieser standen die Offizierswohnungen, die Kaserne, die Kellerei, die Apotheke, das Wirthshaus und noch mehrere Gebäude, deren Trümmer wir nur noch erblicken. Drei Brücken, ehemals Zugbrücken, führen über jähen Felsen zur oberen Festung. Der Weg wird immer steiler. Schon stehen wir auf der zweiten Zugbrücke, die ein starker Pfeiler stützt. Wir ziehen uns etwas links. Eine noch ziemlich gut erhaltene Schanze, die Friedrichsbastion, die den steilsten Theil der Burg deckte, liegt vor uns. Welch eine Tiefe! Wohl 400 Fuß hebt sich der Fels senkrecht empor und in diese Tiefe schauen wir hinunter! Auch die Fernsicht ist hier ungemein lieblich: die Burgen des Höhgau's zunächst Hohenkrähen, dann Hohenstoffeln und der Mägdeberg grüßen keck herüber. Doch wir erwiedern ihren Gruß nur kurz und schreiten eilig über die dritte Zugbrücke. Sie stellt uns vor den oberen Eingang in die Festung mit den dazu gehörigen Gebäuden. Diese dienten dem Commandanten zur Wohnung. Indem wir durch das Portal eintreten, gelangen wir bald zu dem ersten wichtigen Gebäude. Oben an demselben ist noch das Stück eines alten Säulenknaufes sichtbar. Es zieht sich in einem Halbkreis um die südliche Seite der Burg. Der Name „Kloster-

bau", den das Gebäude noch vor seiner Zerstörung trug, weist darauf hin, daß hier in alter Zeit ein Kloster stand. Reste des alten Kreuzgangs scheinen den Namen und diese Ansicht zu rechtfertigen. Nachdem dieses Kloster 1005 n. Chr. nach Stein am Rhein verlegt worden war, benützte man das Gebäude theils zur Kaserne, theils zur Schule, sowie für Lehrer und für Pfarrer. — Dem Klosterbau gegenüber stehen noch die vier Wände der Kirche, welche Widerhold mitten in den Stürmen des Kriegs erbaute. Sie ist von verhältnißmäßig großem Umfang; in ihre offnen Fensterwölbungen schaut der Himmel hoch herein. Gesträuchwerk aller Art hat diesen heiligen Boden überwuchert, und durch die öden „Fensterhöhlen" weht geheimnißreicher Schauer uns entgegen. An diese Mauern lehnt sich der noch am besten erhaltene Thurm, von welchem voreinst zehn Glocken in's Thal hinab erklangen. Obgleich zum Theil abgetragen, hat dieser Thurm in neuester Zeit eine schöne Bedeutung erhalten: auf seinen Zinnen ist ein Belvedere errichtet worden. Und unsere Karte verschafft uns Einlaß in den Thurm und Zutritt zu seiner höchsten Höhe. Freunde Hohentwiels, Freunde der schönen Natur haben in ihrer Begeisterung für das Große und Erhabene den Bau dieser Warte unternommen und Worte des Dankes sagt ihnen Jeder, der einmal dort oben gestanden. Der 7. Mai 1846 ließ diese Warte zum ersten Mal besteigen. Seither kommen alljährlich Tausende hieher, um sich zu laben an dem Hochgenuß, den dieser Punkt so reichlich spendet. Und wir lassen uns die Mühe des Steigens auch nicht verdrießen und ruhen nicht eher aus, bis wir die 63 Stufen der Treppe hinter uns haben. Der Thurm selber ist 54 Fuß hoch. Doch — da nimmt uns schon ein geräumiges Gemach auf. Treten wir keck hinein; wir können uns hier erst abkühlen

oder von der Anstrengung des Steigens ausruhen oder das Brustbild Widerhold's betrachten, ehe wir im Freien uns umsehen.

Und nun hinauf auf das Belvedere! Es hat einen Flächenraum von 394 Quadratfuß. In der Mitte desselben ist ein Frauenhoferisches Fernrohr aufgestellt. Erreicht ist unser Ziel. Und welche Herrlichkeit lacht uns entgegen! O, welche Pracht schaut hier das Auge!

Dir blieb, mein stolzes, hohes Twiel,
Was Dir geraubt kein falsches Spiel:
Und das ist deine Prachtgestalt,
Das ist dein Eichenlockenwald,
Ist deiner Starken männlich Steh'n,
Ist deiner Vorzeit Geisterweh'n,
Ist deiner Felsen freundlich Moos
Und deine Burg, im Tod noch groß.

Und noch eins blieb — die Fernsicht — dir!
Kommt her und zeigt die schön're mir!
Gebt einen zweiten Bodensee,
Gebt hundert Meilen Alpenschnee,
Gebt mir ein Gau, dem Höhgau gleich,
So frisch, so grün, so sagenreich,
Und gießt mir aus der Fülle Horn:
Ich schöpfe doch aus tief'rem Born!*)

Fürwahr, so viele Reize, solche Großartigkeit der Fernsicht hätten wir hier nicht gesucht! Wer vermöchte in Worte zu fassen, was jetzt an uns vorüberzieht? Welcher Maler fände die sprechendsten Farben zum Bilde? Mancher schon hat es gemalt. Nehmen wir eines der Bilder zu Hilfe, ein neues jetzt zu entwerfen.

---

*) Graf v. Enzenberg.

Zu unsern Füßen, rings um den Thurm lagern sich die riesigen Schattengestalten der alten Burg. Hoch hinein schaut man zu den obdachlosen Gemächern der fürstlichen Feste. Der Raum der alten Kirche ist zum schwindelnden Abgrund geworden, aus welchem wildes Gesträuch und Gestein heraufschaut. Ach, „wo nun Schutt und Nesselkraut, stand ehedem ein Gotteshaus.“ Und über diese dunkle Ruinenstätte hin schweifen die Blicke in einem der großartigsten und lieblichsten Rundgemälde. Nach Süden und Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füßen. Und es ist hier nicht nur die Fernsicht auf das ganze Alpengebirge — von den Walliser- und Berneralpen bis zu den fernsten Tyrolergipfeln — höchst prachtvoll und fesselnd, sondern auch die entgegengesetzte Aussicht auf die Hohentwiel umringenden Bergeskuppen mit ihren Ritterburgen, besonders aber der Niederblick über die schimmernde Fläche des Sees und die Ebene hin, lachender und reizender als irgendwo. Die bedeutende Höhe des Felsenberges erlaubt freilich über die zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaft nur eine Art von Landkartenansicht; doch geben ihr die Menge von Dörfern und Städten den gehörigen Wechsel. Man überschaut zu gleicher Zeit nicht etwa bloß — wie auf niedrigeren Höhenpunkten — einzelne Abschnitte, die nur aus Feldern oder nur aus Wäldern bestehen, sondern Feld wechselt mit Wiesen und Wald, Hügel mit Thälern und Ebenen, Ruinen mit erhaltenen Burgen und Lustschlössern, Städte und stattliche Klöster mit Dörfern und unzähligen malerisch gelegenen Höfen. Soll man doch bei heller Witterung weit über hundert Städte und Schlösser, Dörfer und kleinere Wohnplätze zählen können!

Wenden wir uns zuerst nach Norden, so liegt — wie be-

reits angedeutet — der schöne Kranz der Höhgauer Ritterburgen vor uns. Die äußerste derselben ist Neuhöwen; von hier aus schweift das Auge hinüber bis zu dem Thaleinschnitte, der den Horizont bildet, und deutlich erkennen wir rechts die Dreifaltigkeitskapelle bei Spaichingen — also zehn Stunden gerade aus! Weiterhin gegen Nordosten die Gegend weniger interessant. Ein ziemlich hoher Bergrücken hemmt den Blick in die weiteste Ferne. Im Vordergrund liegen das Städtlein Aach mit seinem alterthümlichen Burgthurm, die Waldburg Langenstein mit ihren Umgebungen, dann die etwas entferntere Nellenburg, dagegen wieder näher die Ruinen der Homburg.

Den reizendsten Anblick gewähren jedoch die Ufer des Sees mit ihrem ununterbrochenen Garten- und Rebengelände. Kein Hügel tritt dem Hinunterblick störend entgegen; alle liegen zu tief; sie sind gleichsam zur Ebene geworden. Der Obersee verliert sich hier breitverkürzt in blauer Ferne. Nur die unterste Erdzunge zwischen Ueberlingen und Ludwigshafen zeigt sich dem Auge. Desto vollständiger übersieht man den Untersee, der mit dem eigentlichen Bodensee durch den auf eine Stunde Weges wieder zum Strome gewordenen Rhein verbunden ist und mit seinem eiförmigen Becken sich prachtvoll vor unsern Augen ausbreitet und dessen Mitte den schwimmenden Garten der Reichenau trägt, über den die Natur ihr reichlichstes Füllhorn des Segens ausgeschüttet zu haben scheint. Und sind nicht die Ufer auch dieses Sees unendlich reich und mannigfaltig? Eine Menge Dörfer, die Städte Radolphszell und Steckborn, im Hintergrunde das stolzere Constanz, fassen den Rand ein. Die fernsten Punkte sind die Klause bei Bregenz und die beiden Thürme von Friedrichshafen. Aus dem südlichen

Ende des Sees sieht man den Rhein — halb Strom, halb See — sich bis zur Stadt Stein fortwälzen, dort von engeren Ufern aufgenommen und wieder entschieden zum Fluß geworden, sich nach Diessenhofen hinabschlängeln, der Stadt Schaffhausen und seinem Felsensturze in jugendlichem Uebermuthe zueilend. Hinter ihm erheben sich bewaldete Hügel, Vorläufer des Jura; über die anderen schaut hervor der Baierberg, an dessen Fuße das hochgelegene Schloß der Züricher'schen Stadt Regensberg noch sichtbar ist. Hinter dem See, dem Fluß und den Hügeln Thurgau's, des Zürcherkantons und des Aargau's steigen die Alpen auf. Links zeigen sich über der bei hellem Wetter sichtbaren Bregenzerklause die Tyroleralpen in blaue Ferne gerückt. Zunächst und zu jeder Zeit sichtbar ist der riesige Säntis; die ihn umgebenden Churfürsten, von denen „Schild" und „Speer" besonders ausgezeichnet sind, schließen das Appenzeller Gebirge. An sie reihen sich die Glarner Alpen. Wie ein langer Sarg blickt der mächtige Glarnisch nicht fern von seinem noch höheren Nachbar, dem Döbi, herüber. Rechts heben sich, schneeweißer und spitzer als alle übrigen, die Berneralpen empor. Zwei bekannte Berge — der Rigi und der Pilatus — bestimmen ihre Lage. Zwischen diesen heraus steigen die gewaltigen Eisriesen hoch in's Blaue, links das himmelhohe Finsteraarhorn, rechts der Eiger, der Mönch, die Jungfrau und die Blümlisalp. Hinter ihnen verlieren sich die Walliser Berge in Dunst und Wolken. Bei besonders günstiger Beleuchtung soll sogar der Montblanc zu erkennen sein. Die Schneeberge enden und das Juragebirge mit seinen wunderbar gestalteten Bergformen tritt uns entgegen. Die höchste derselben — es ist ein Bergrücken mit einem tiefen Einschnitt —

bezeichnet den Weißenstein. Wenn wir von dem einen Ende der Gebirge bis zum andern, von den Berner Gipfeln bis zu den Riesen Tyrols, eine Linie zögen, so hätten wir wohl eine Ausdehnung von 80 bis 90 Stunden, die das Auge auf einmal durchläuft. In Erstaunen und Ehrfurcht versunken weilen wir auf dieser Welt von Pyramiden, auf dieser Hieroglyphenschrift, mit welcher der große Gott die Urgeschichte seiner geschaffenen Erde schrieb. — Im Gegensatz zu den beschneiten Gebirgen der Schweiz bietet das dunkle Grün des Schwarzwaldes auf der andern Seite eine minder großartige, aber doch anziehende Aussicht dar. Ueber den Stofflerberg hinweg sieht man am äußersten Horizonte den Feldberg, Belchen und Blauen, das Kleeblatt des südlichen Schwarzwalds.

Alles, was wir bisher nannten, erkennt ein scharfes Auge ohne irgend eine Beihilfe. Bedienen wir uns aber des aufgestellten Tubus, so bemerken wir noch viele wichtige Punkte, die wir vorhin nicht erkennen konnten. Und diese Entdeckungen könnten wir ohne Ermüdung fortsetzen, bis uns die Dunkelheit Ruhe geböte. Immer aber würden wir voll Bewunderung ausrufen müssen, daß nicht leicht dem Wanderer irgendwo Schöneres geboten werden kann. Sieht man doch manchen der Riesen vom Fuße bis zum Scheitel und manche himmelanstrebende Firn, die in ewigem Eise starrt. Wahrlich, es fehlt nichts, was zu einer großartigen Aussicht gehört! Ströme und Seen, Wiesen und Weinberge, Fruchtfelder und Waldung, Hügel, Gebirge und Schneeberge, Burgen und Städte, Dörfer und Weiler: Alles vereinigt sich hier, um ein Gemälde zu bilden, das jeder Besucher dieser Stätte den schönsten Panoramen sonder Bedenken an die Seite setzen wird.

Darf es uns demnach wundern, wenn alljährlich Tausende diesen Berg mit seinen Ruinen und seiner Warte besuchen? Gewährt doch solch ein Genuß die süßeste Befriedigung! Läßt doch nicht leicht ein anderer Genuß reinere, süßere Eindrücke zurück!

Steigen wir aber, hochbefriedigt und voll Staunens, nun von der Höhe herab und durchwandern wir die übrigen Ruinen der Feste.

Wenige Schritte vom Thurme, etwas aufwärts, und wir befinden uns vor der sogenannten fürstlichen Burg. Sie ist ein Gebäude mit drei Flügeln, das die nördlich laufende Mauer zu einem Viereck verbindet. Die Burg hatte nur zwei Thürme, einen runden, links vom Portal an gerechnet, und einen eckigen auf der Seite, wo die kleinere Ausgangspforte der Burg sich befindet. Der erstere war in früherer Zeit der Hauptthurm und ist — seiner Bauart nach — der älteste Theil des Schlosses, auch wahrscheinlich noch der einzige Ueberrest jener Burg, auf deren Grundmauern Herzog Christoph 1554 das jetzige Schloß erbaute. Der Flügel, welcher sich dem See zukehrte, enthielt den Rittersaal nebst der Küche und einigen kleineren Gelassen. Ueber diesen befanden sich im obern Stockwerk die durch ihre Gefangenen berühmt gewordenen Gemächer. (Wir sprechen später noch von diesen Unglücklichen). Unter der fürstlichen Burg dehnen sich lange, meist in Felsen gehauene Gewölbe aus, welche theils zu Kellern, theils zu Magazinen verwendet wurden. In einem dieser Gewölbe soll ein Oelfaß gelegen sein, über dem eine große Lampe hing, nach der Sage das Oelfaß sammt der ewigen Lampe im ehemaligen Kloster der Hadewig. — Das sogenannte Rondell auf der westlichen Seite der Festung (die Höhe über dem Meere be-

trägt bei demselben 2213 par. Fuß), zu welchem man auf einer Leiter in die Tiefe steigt, bildete eine Bastion, zum Schutze der Burg von Herzog Christoph erbaut, wohl um diese weniger verwahrte Seite derselben besser zu decken.

2.

Wir haben die Ruinen der Burg nach ihren interessantesten Partien betrachtet; die Aussicht auf der Warte hat uns wahrhaft entzückt. Setzen wir uns nun nicht fern vom Rondell auf jenes Bänkchen gegen den See hin. Dort sollen uns die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte der ehemaligen Festung noch einen Augenblick beschäftigen. Hören wir zunächst, wie unser Felsenberg etwa entstanden sein mag!

„Zu einer Zeit, in welcher schöpferische und zerstörende Naturkräfte in Zeiträumen, die sich nicht einmal nach Jahrtausenden annähernd bezeichnen lassen, die Zubereitung der Erde zum Wohnsitze des Menschen zwar schon längst begonnen, aber noch nicht vollendet hatten, und aller Wahrscheinlichkeit nach in dem letzten jener Zeiträume, wurde auch der südwestliche Theil des heutigen Deutschlands der Schauplatz großer Umwälzungen. Nach der Ansicht ausgezeichneter Naturforscher müssen zuerst aufgeregte und emporgehobene Gewässer thätig gewesen sein, und die Stoffe, die sie theils aufgewühlt, theils durch ihre gewaltigen Strömungen losgerissen und mit sich geführt hatten, abgelagert haben, so daß sich wie vermuthet wird, damals über den ganzen Landstrich zwischen den hohen Alpen und der schwäbischen Alp ein ungeheurer See ausbreitete, dessen Boden aus Schichten verschiedener Art bestand. Nun kamen mächtige vulkanische Kräfte

hinzu und trieben auf verhältnißmäßig beschränktem Raume vielleicht gleichzeitig, wahrscheinlicher aber in verschiedenen Zeiträumen, ungefähr fünfzehn theils kegelförmige, theils kuppenartig gestaltete Felsenmassen hervor. Es ist denkbar, daß die starke Erschütterung, die mit einem solchen Ereigniß verbunden sein mußte, den Durchbruch herbeiführte, durch welchen theilweise den Gewässern des erwähnten großen Sees ein Weg zwischen dem Schwarzwald und der Alp hindurch geöffnet wurde. Doch scheint es, daß mächtige Fluthen noch längere Zeit die emporgestiegenen Kegel umspülten und die ausgedehnten Ablagerungen von Geschieben und Gerölle bildeten, von welchen sie umgeben sind, sowie den Niederschlag absetzten, der zu fruchtbarer Erde wurde, bis ein weiterer Durchbruch — derjenige, durch den der Rhein sich einen Weg bahnte — den See auf seine gegenwärtigen Grenzen beschränkte, an dessen vergangene Größe der ihm später beigelegte Name des „schwäbischen Meeres“ erinnert.

„So entstand die unter dem Namen Höhgau bekannte reizende Landschaft, so insbesondere der südöstliche, in geognostischer, geschichtlicher und malerischer Hinsicht merkwürdigste jener Kegel, die natürliche Festung Hohentwiel.“

Und wer war nun wohl der Begründer der berühmten Feste? Ihre Entstehung ist in so weite Ferne gerückt, daß Zeit und Art derselben nur vermuthet, nie aber mit Sicherheit bezeichnet werden kann. Uns kann es übrigens auch gleichgiltig sein, ob sie römischen oder deutschen Ursprungs ist. Die erste einigermaßen sichere Nachricht über Hohentwiel ist vom Jahr 806, von welcher Zeit man wissen will, daß Pipin, Sohn Karls des Großen, Besitzer dieses Berges gewesen sei und gerne hier oben verweilt habe. Frühzeitig — und zwar zur Zeit Kaiser Ludwigs des Frommen —

wählten auch Mönche den schönen Platz zum Wohnsitz und siedelten sich an auf Hohentwiel.

Am Ende des 9. Jahrhunderts findet wir Hohentwiel im Besitze der beiden mächtigen Gewalthaber Alemanniens, der Brüder Erchanger und Berthold, königlicher Kammerboten. Beide hatten in der Fehde mit dem Bischof Salomo von Constanz für diesen, den sie bereits gefangen, die Feste Hohentwiel als Gefängniß hergerichtet; aber das Schicksal wollte es anders. Sie geriethen in die Gefangenschaft des Ritters Siegfried v. Ramschwag, wurden selbst in Hohentwiel eingekerkert und im Jahre 917 auf Befehl des Königs Konrad wegen Friedenbruches und Hochverraths hingerichtet. Nach dem Tode Bertha's, der Gemahlin Erchangers, fiel die Feste an das Reich und ward ein Wohnsitz der Herzoge Alemanniens. So verlebte unter Anderen auch Burkhard II. mit seiner schönen und geistreichen Gemahlin Hadewig — Hedwig, — Tochter des Herzogs Heinrich von Bayern, manche Tage seines ruhmvollen Lebens hier oben.

Nach seinem Tode erhielt Hadewig, die jugendliche, männlich kühne Wittwe, durch König Otto's II. Verwendung, die Herrschaft über die Seegegend. Von ihrer Feste Twiel herab regierte sie nicht als Weib, sondern als thatkräftige Männin. Die ihrem Schutze anvertrauten Klöster besuchte sie von Zeit zu Zeit. Da geschah es einmal bei einem ihrer Besuche zu St. Gallen, daß sie unter den dortigen Mönchen einen Jüngling von schlankem und kräftigem Wuchse und strahlenden Augen erblickte — es war Ekkehard, der Pförtner. Mit seinem blühenden Aeußeren verband er große Gelehrsamkeit. Schon früher hatte Hadewig, die am Studium der römischen und griechischen Klassiker Gefallen gefunden, einen

Lehrer gewünscht, der sie in dieser Lieblingsneigung unterstützt hätte. Ekkehard erschien ihr der rechte Mann hiezu. Sie nahm ihn mit sich auf Twiel. Dort räumte sie ihm ein schönes Gemach ein, das neben das ihrige stieß. Nun begann ein rein wissenschaftliches Leben auf der Burg. Jeden Tag, sogar oft bei Nacht, besuchte Hadewig ihren lieben Lehrer Ekkehard, jedesmal begleitet von einer alten Dienerin und bei offenen Thüren. Diener, Fürsten und Ritter fanden sie oft mit ihrem Liebling lesend, studirend, rathschlagend. Keine Verleumdung wagte sich an ihren Ruf. Nie vergaß sie ihrem Lehrer gegenüber, daß sie seine Gebieterin war, ja sie that sogar ihrem Schützling oft wehe. Darum änderte sie aber nie ihr Wohlwollen gegen ihn, welches sie ihm oft durch Geschenke bewies, mit denen sie theils ihn, theils sein Kloster erfreute.

Als Hadewig eines Tages Ekkeharden wie gewöhnlich besuchte, traf sie bei ihm einen lieblichen Knaben, den er bei seinem letzten Besuche aus dem Kloster mitgenommen hatte. Auf ihre Frage, woher der Knabe sei und was er wolle, erwiederte Ekkehard: „Er will griechisch von Dir lernen, verehrte Gebieterin!“ Und nun trug der Knabe selbst in einem zierlichen lateinischen Verse sein Anliegen vor. Erfreut hierüber, zog sie den Knaben zu sich und küßte ihn. Ja, sie nahm sich sogar die Mühe, ihn ein von ihr selbst in's Griechische übersetztes Lied zu lehren und beschenkte ihn noch reichlich. Der Knabe hieß Burkhard und wurde später Abt von St. Gallen. — Noch manche derartige anmuthige Sage findet sich von ihr in alten Büchern und Chroniken verzeichnet.

Die gelehrte Hadewig, die den lieben Lehrer an den Hof des Königs Otto abgehen ließ, wo er Kaplan und Er-

zieher der Prinzen wurde, starb im Jahr 993 in hohem Alter. Ihre Güter hatte sie an das Kloster zu Twiel, das sie größtentheils gestiftet hatte, und an das zu Petershausen vergabt.

Nach Hadewigs Tode zog Heinrich II. alle Güter, welche Herzog Burkhard gehört hatten — darunter auch Twiel — an sich und verlegte — wie schon oben berührt wurde — das Kloster vom Berge in das mildere Stein hinunter. Im Jahr 1080 sehen wir Twiel im Besitz des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben, dessen Gemahlin Adelheid hier starb. Dann kam es an Berthold von Zähringen, wurde aber vom Abte Ulrich von St. Gallen eingenommen, bald jedoch wieder zurückgegeben und fiel etwas später den Hohenstaufen zu. Zu dieser Zeit finden wir Edle, die sich v. Twiel nennen. Sie waren wahrscheinlich Dienstmannen der Hohenstaufen. Nach Konradins Tode kam die Burg in den Besitz der Edeln von Klingenberg. Im Jahr 1357 soll sie vom Grafen Eberhard von Württemberg zerstört worden sein, weil sich einer ihrer Besitzer an jenes Feinde angeschlossen hatte. Von dieser Zeit an zerfiel Twiel immer mehr; endlich aber kam es trotz aller Widersprüche, Fehden und Ränke im Jahr 1538 vollständig durch Kauf (um 14,000 fl.) an Württemberg. Herzog Ulrich hatte seit 1522 daran gearbeitet, es in seinen Besitz zu bekommen, und während seiner Verbannung hatte es ihm nicht unerhebliche Dienste geleistet.

Während rings das Land verheeret
Mächt'ger Feinde wilder Trutz,
Ward dem Leidenden gewähret
In der Feste sich'rer Schutz.

Hier ruht' er von seinen Sorgen,
Der verbannte Herrscher, aus,
Bis ihn bald ein schön'rer Morgen
Rief in seines Vaters Haus."

Und bei Württemberg blieb Twiel von dieser Zeit an. Der Herzog selbst ließ mit großen Kosten die Befestigungswerke der Burg ausbessern, oder vielmehr neu herstellen, und setzte sie so in einen höchst respectabeln Zustand. Nicht minder verwendete Herzog Christoph alle Sorgfalt auf die bestmögliche Ausrüstung der Festung, und so war sie nach und nach zur gewaltigen Wehr geworden. Wer — so war es Sitte seit Herzog Ulrichs Zeit — die obere Festung besehen wollte, mußte einen Stein hinauf tragen; oben wurde dafür aus einem silbernen Becher, den Herzog Christoph stiftete, der „Willkomm" mit gutem Wein gereicht. Der Becher hielt drei Schoppen.

Wir kommen nun an die glänzendste Periode der Feste. Zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs bestund sie alle Berennungen und Anläufe der Feinde, und als unbesiegte „Jungfrau", um die „im Waffentanz gar heiß gebuhlt wurde", ging sie unter Widerholds Oberbefehl aus jeglicher Gefahr hervor. Fürwahr,

„Von Kampfgeschrei und Kriegsgewalt
Hat jahrelang der Berg gehallt.
Manch tapfrer Feind im Oesch dort ruht,
Der Schloßvogt sah's mit gutem Muth;
Und ob die Stürme wild gegrollt,
Das fragt den Konrad Widerhold.

Wir müssen uns in diesem Zeitabschnitte mit seinem namenlosen Unglück und Wehe, mit seinen Schrecken und Schauern etwas näher umsehen, um unsere Feste und ihren Schirmvogt recht zu würdigen.

Konrad Widerhold, geboren den 20. April 1598 zu Ziegenhain in Hessen, setzte, nachdem er den Oberbefehl der Feste erhalten hatte, diese in den besten Vertheidigungszustand; besonders sorgte er für hinlängliche Speisung und Munition. In Kurzem hatte er das ihm anvertraute Haus reich ausgestattet. Aber schon im Jahr 1635 umzog der kaiserliche General Ossa die Burg und der auf Ossa folgende Obrist v. Vitzthum belagerte sie vollständig. Schanzen wurden aufgeworfen und Alles gethan, was zur Bestürmung der Festung diente. Allein es wurde nichts ausgerichtet. — „Mit uns," berichtet Widerhold seinem Herzog, Eberhard III., „hat es Gottlob der Festung halber keine Noth." Aber jetzt brach auf Twiel die Pest aus und ein großer Theil der Besatzung wurde weggerafft. In dieser Zeit wagte Vitzthum einen Sturm. Widerhold that mit zwölf Reitern einen Ausfall, zerstörte die Schanzen der Feinde und machte noch zehn Gefangene. Endlich trug Vitzthum einen Waffenstillstand an. Nach und nach von der Unmöglichkeit der Eroberung überzeugt, zog er ab am 19. Febr. 1636.

Im März 1638 verbreitete sich in öffentlichen Blättern das Gerücht, das Hohentwiel an Oesterreich abgetreten werden müsse. Und Eberhard hatte sich in der That nach langem Weigern Oesterreichs Verlangen geneigt gezeigt. Dem gedachte aber Widerhold zuvor zu kommen: „lieber die Festung in die Hand jedes Andern, als in der Oesterreichs!" Deßhalb ließ er sich mit dem großen Bernhard von Weimar, der sich damals in der Gegend aufhielt, in einen

Vertrag ein und übergab diesem die Burg unter der Bedingung, daß sie für Württemberg erhalten würde. Dieß erfuhr Herzog Eberhard erst später zu seinem großen Mißfallen. Als aber den 8. Juli 1639 Herzog Bernhard eines schnellen Todes verstarb, forderte Oesterreich die Festung abermals von Eberhard. Dieser schrieb drei Mal an Widerhold, er solle doch um seinet-, des Herzogs, willen in Oesterreichs Verlangen einwilligen. Widerhold beantwortete das letzte Schreiben kurz; er halte es nicht für seine Pflicht, die Feste zu übergeben, da sie nicht sowohl unter Württemberg, als vielmehr unter Schweden stehe. Nach diesen vergeblichen Versuchen, Twiel in Güte zu gewinnen, schritt Oesterreich wieder zur Gewalt. Der kaiserliche Feldmarschall Huye von Geleen hatte sich schon früher vor die Feste gelegt und einen Angriff gewagt. Jetzt beschoß er sie acht Tage lang. Die Feinde drangen in den Vorhof. Widerhold trieb sie zurück. Eine achtzehnjährige Jungfrau nahm muthentflammt am Kampfe Theil. Schon verwundet entriß sie einem kaiserlichen Corporal seine Partisane und brachte sie auf die Festung, wo sie im Zeughause als Siegeszeichen aufbewahrt wurde. Geleen, nachdem er durch Widerhold's häufige Ausfälle vielen Schaden erlitten, zog endlich unverrichteteter Dinge wieder ab (9. Oct. 1639).

Twiel hatte nun längere Zeit Ruhe vor äußeren Feinden. Erst im Jahr 1640 rückte der spanische General Enriquez mit einem Heer gegen die Festung. Im Anmarsch schon erlitt er durch Widerhold's Streifzüge Schaden. Natürlich wies Widerhold die Aufforderung zur Uebergabe der Festung zurück. Nun wurde sie blockirt, jedoch ohne Erfolg. Der Oberst Rosa rückte zudem zum Entsatz Hohentwiel's herbei. Mit ihm vereint wagte Widerhold einen abermaligen

Angriff auf den feindlichen Hauptposten bei dem naheliegenden Schlosse Staufen; eine große Zahl der Feinde blieb; die meisten mußten sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben und nach Twiel wandern. Enriquez hatte der Niederlage der Seinigen beruhigt zugesehen und zog sich nun mit dem Hauptkorps zurück.

Zuweilen unternahm Widerhold auch Streifzüge auf größere Entfernungen. So zog er am 18. Januar 1641 mit 30 Reitern und ungefähr 100 Mann zu Fuß nach Balingen. In der Nähe der Stadt hielt er sich verborgen. Einige als Zimmerleute und Träger verkleidete Soldaten näherten sich dem Thor und baten um Einlaß. Und nicht lange stund es an, so war — List half dazu — der gewünschte Schatz in den Händen Widerhold's.

Aehnliche Streifzüge unternahm Widerhold zum öftern in der nächsten Umgebung der Feste. Darum wurde auch von den Befehlshabern der im südwestlichen Deutschland befindlichen kaiserlichen und bayerischen Truppen beschlossen, „ehestens das Raubnest Hohentwiel anzugreifen, und nicht nachzulassen, bis es zerstört ist.“ Der kaiserliche Felgzeugmeister von Sparr zog nun in dieser Absicht im Oktober 1641 vor Hohentwiel mit 3000 Mann. Nach erfolglosen Unterhandlungen mit dem Commandanten begann der Angriff. Meilenweit konnte man das Feuer sehen. Widerhold antwortete in gleichem Ton. Die Feinde eroberten den Vorhof. Widerhold jagte sie zu ihrem großen Schaden wieder hinaus. Sparr wollte die Feste untermeniren; aber die Härte der Felsen machte seinem Vorhaben ein Ende. Als er durch Widerhold's Ausfälle und Kriegslisten immer größeren Schaden erlitt, entschloß er sich endlich zum Abzug. Durch eine der Festung zum Entsatz eilende Armee überrascht, mußte er

noch eine bedeutende Beute an Munition und Lebensmitteln den Hohentwielern zurücklassen.

Nun hatte Widerhold wieder auf lange Zeit Ruhe und füllte — wie die Beraubten klagten — „seinen Bauch und Säckel“ durch streifende Abtheilungen. Dem Unwesen Widerhold's zu steuern, unternahm jetzt der Churfürst von Bayern einen Zug vor Hohentwiel. Es wurde blockirt. Widerhold kümmerte sich wenig hierüber. Den Feinden verleidete es endlich selbst, länger vor der Festung zu liegen. Man knüpfte Unterhandlung an. Zuerst suchte man Widerhold durch Versprechungen und Bestechung zu gewinnen: solche Sprache verstand er nicht. Späteren ehrlicheren Anträgen schien er geneigter. Am 21. Mai 1644 kam ein Vertrag zu Stande; aber die Bedingungen Widerhold's stimmten nicht mit den Absichten Oesterreichs und Bayerns. Die Blockirung wurde erneuert. Aber als die Bayern von Freiburg über den Schwarzwald zurückgedrängt wurden, zogen sich auch ihre Landsleute von Hohentwiel zurück und ließen in der Eile ihr ganzes Lager dahinten. Jetzt hing auch Widerhold seiner bekannten Lieblingsneigung wieder nach 1645 streifte er bis Tuttlingen, zog dann brandschatzend durch die ganze Seegegend bis Weingarten und Memmingen und nahm unter Anderem den Prälaten Dominikus von Weingarten in „theure“ Gefangenschaft. Erst 1646 stellte der Oberst auf Twiel seine Ausfälle auf wiederholte Mahnung Herzog Eberhards ein. Zur Uebergabe der Festung an Oesterreich war er aber schlechterdings nicht zu bewegen. Als endlich der bekannte westphälische Friede 1648 geschlossen wurde, gelangte auch — 22. Juni 1650 — die Vollmacht an Widerhold, die Festung an ihren rechtmäßigen Herrn zu übergeben. Und am 10. Juli. wurde dieser Vollmacht Genüge

geleistet. Das anvertraute Haus wurde als unbesiegte Feste, von Widerhold 15 Jahre beschützt, an Württemberg zurückgegeben. Zur Belohnung für seine Treue wurde Widerhold mit den Rittergütern Neidlingen, Ochsenwang und Randeck belohnt und zum Kriegsrath und Obervogt von Kirchheim unter Teck ernannt. Als solcher beschloß er sein Leben den 13. Juni 1667. Milde Stiftungen verewigen dort, sowie besonders auch zu Hohentwiel, sein Angedenken.

Noch muß angeführt werden, daß Widerhold während der langen Kriegszeit auf Hohentwiel eine Kirche — wir haben ihre Ruinen vor uns — erbauen und einweihen ließ. Nicht weniger thätig war er für die Erweiterung und Verbesserung der Festungswerke. Für seine Untergebenen sorgte er als Vater und Freund. Und so steht er als ein „heller Stern in trübster Zeit" in der Geschichte.

Wir machen einen großen Schritt vorwärts in den geschichtlichen Ereignissen, die sich auf Hohentwiel zugetragen, und gedenken jetzt der verschiedenen Staatsgefangenen die hier oben längere oder kürzere Zeit — schuldig oder unschuldig schmachten mußten.

Zunächst ist es der edle, geistreiche, freimüthige und ausgezeichnete Landschafts-Consulent Johann Jacob Moser, „ein Held des Friedens," der durch seinen Widerstand, welchen er den Forderungen an Geld zur Unterhaltung der Truppen ohne Berufung eines Landtags entgegensetzte, sich die Ungnade des Herzogs Karl zuzog. Wie ungerecht gegen den Unschuldigen verfahren wurde, brauchen wir nur anzudeuten. Vom 12. Juli 1759 bis 25. September 1764 ertrug er die drückensten Leiden gewaltsamer Verhaftung. Kein Schreibzeug, kein Buch — außer Bibel und Gebetbüchern — wurde dem Gelehr-

ten, dessen geistige Speise die Wissenschaft war, vergönnt. Mit seiner erfinderisch-geschärften Lichtputze beschrieb er die jetzt zerfallenen Wände mit frommen geistlichen Trostliedern.

Strenger noch als gegen Moser wurde gegen den Obersten v. Rieger verfahren. Vom Auditor schnell zum Obersten und Günstling des Herzogs Karl gestiegen, fiel er — verdächtigt — ebenso schnell in Ungnade. Die Behandlung dieses Gefangenen in seinem Kerker möge hier mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt sein. Seine Schicksale kennt Deutschland und aus einem Aufsatze Schillers, „Spiel des Schicksals“ überschrieben. Am 26. Dezember 1766 wurde er aus seiner Haft entlassen.

Noch eines Gefangenen ist zu erwähnen: des preußischen Werbeoffiziers v. Knobelsdorf. Am 9. Oktober 1771 wurde er — 22 Jahre alt — auf die Festung gebracht und bis zum 1. Mai 1800 behalten, obgleich er früher entlassen worden wäre, wenn er es verlangt hätte.

Weckt das Andenken an diese Gefangenen unser Mitleid und unsere Theilnahme nicht in hohem Grade? Müssen wir ihnen nicht einen Seufzer aus tiefer Brust nachsenden?

Aber die herbste Periode für Hohentwiel brach erst an. Wir eilen, auch ihrer — wiewohl mit dem tiefsten Gefühl der Wehmuth — zu gedenken.

Schon im bayerischen Erbfolgekrieg machten die Franzosen der alten Jungfrau einen Besuch, aber sie mußten erfolglos abziehen. Besser glückte es denselben im Mai des Jahres 1800. Am ersten Tage dieses Monats erschien ein 20,000 Mann starkes französisches Heer vor Hohentwiel. In Singen, unten am Berg, hatte General Vandamme sein Haupt-

quartier*). Vandamme schickte noch vor 12 Uhr einen Adjutanten mit einem Trompeter und 6 Husaren vor die Thore der Festung, um mit dem Commandanten zu verhandeln. Oberst Wolf, der zweite Befehlshaber, versammelte einen Kriegsrath. Längere Unterhandlungen gingen vor sich. Endlich erklärten sämmtliche Offiziere, mit Ausnahme des Lieutenants Reizenstein, „daß bei den vorliegenden Umständen eine ehrenvolle Capitulation noch das Beste sein werde, weil Widerstand nicht möglich sei.“ Zugleich wurde die Bedingung gestellt, daß die Festung, wie sie übergeben werde, wieder an Württemberg zurückgestellt werden müsse. Nachdem die Capitulation unterzeichnet war, wurde der Hauptmann Zuccato beauftragt, der französischen Abtheilung, welche noch in der Nacht das Thor der untern Festung zu besetzen hatte, den Weg zu zeigen. Die Besatzung selbst zog am Morgen des 2. Mai um 6 Uhr mit den üblichen militärischen Ehren aus der oberen Festung, die sogleich durch die Franzosen im Beisein des Generals Vandamme besetzt wurde.

„Der Franke nahm sie ein mit Lachen,
Nicht eine Bombe ließ er los;
Wie Vögel in der Schlange Rachen
Fiel ihm die Beute in den Schoß.
Nicht List bedurft' es, heimlich grabend,
Kein gold'ner Esel half zum Ziel;
Ein Scherz an einem heitern Abend:
Und Troja war und Hohentwiel.“

Wie die Feinde mit der so leicht eroberten Feste verfuhren: wir sehen es mit eigenen Augen. Trotz aller Gegen-

*) Nach der Namenliste vom April 1800 waren 10 Offiziere 96 Unteroffiziere und Soldaten, 54 Weiber und 63 Kinder auf der Feste anwesend,

vorstellungen begann ihre Schleifung am 17. Oktober 1800 und endete am 1. März 1801. Anfangs mußten die umliegenden Dörfer 300, später 500 Mann zu diesem Geschäfte stellen. Die Franzosen selber ließen eine Kompagnie Mineurs zurück, die nicht nur die Festungswerke, sondern sogar einige der Felsen mit Pulver sprengten. Und jetzt —

„Verstümmelt steht die Felsenfeste,
Zertrümmert liegt ihr Ahnenstolz;
Zerschmetternd trauern deine Reste,
Juwel im Kranze Widerhold's!
Wo war der Held, als du, geschaffen
Zu unverrücktem Widerstand,
Verloren wurdest nicht durch Waffen,
Nein, blindlings wie ein Kindertand!"

Das traurige, jedoch wohlverdiente Loos der Offiziere wollen wir nicht weiter schildern. Das Herz blutet, wenn es des schmählichen Falls dieser unbesiegten Burg gedenkt. Hohentwiel, die weitgepriesene Feste, fiel, 262 Jahre, nachdem sie an Württemberg gekommen, 166 Jahre, nachdem der treue Widerhold sie so ruhmvoll vertheidigt hatte.

3.

Wir haben schon vernommen, daß in einer der späteren geologischen Bildungsperioden der Erde das Höhgau der Schauplatz vulkanischer Erschütterungen und Ereignisse war, durch welche das Klingstein- und Basaltgebirge emporgetrieben wurde. Und zu den Bergkegeln dieses Gebirges gehört Hohentwiel. Seine steil abstürzenden Felsen gewähren einen eigenthümlichen Anblick; sie geben das Bild von geborstenen, mit dem Ganzen nicht in Verbindung gestandenen Schichtengliedern. Der Felsen steigt majestätisch

unmittelbar aus den ihn umgebenden Geröllbildungen auf. Seine Hauptmasse ist Klingstein oder Phonolith. Sein oberer nackter Theil ist mit Furchen eingeschnitten. Auf der südwestlichen Seite scheinen Ausbrüche stattgefunden zu haben, die den Abhang nach Hilzingen hin mit Strömen bedeckten. Von einem Krater oder von Lavaströmen findet sich übrigens keine Spur. Nach der Bildung des Berges mögen also keine vulkanischen Ausbrüche mehr vorgekommen sein. In dem phonolitischen Teige Hohentwiels liegen übrigens auch Bruchstücke verschiedener anderer Felsarten eingebacken, besonders Granit und Gneuß, Molasse und Corallenkalk.

Die Hauptmasse des Berges ist — wie schon gesagt — der Phonolith oder Klingsteinporphyr, der in zwei bis drei Fuß mächtigen Lagen erscheint. Er ist sehr schwer sprengbar. Versuchen wir's, ob wir ein Stücklein erhalten können!

Dann ist ein seltenes und ausgezeichnet schönes Fossil der Natrolith, den man in Deutschland nur hier und auf Hohenkrähen findet, weßhalb er auch Höganit genannt wird. Er ist verschiedenfarbig und durchzieht nach allen Richtungen den Klingstein Hohentwiels. Dem schönsten Natrolith begegnen wir bei dem Kirchhofe. Und von diesem muß uns ein feines Exemplar zu Theil werden.

Eben so schön tritt der Phonolithtuff auf. Wir finden ihn besonders am Fuße des Berges, theils dem Phonolith aufgelagert, theils mit demselben wechsellagernd in zollmächtigen Schichten. In ihn haben sich eingelagert Kalkspath, Quarz, Hornstein, Chalcedon, Granit, Jurakalk 2c.

Auch einzelne Pflanzen, die eigentlich nur dem Jurakalk der Alp angehören, müssen wir uns noch aufsuchen, denn Hohentwiel ist durch sie ebenfalls merkwürdig. Wir

haben schon lange den Steinbrech bemerkt, der so gerne die alten Burgruinen mit seinen grauen Blätterröschen und weißen Blumen schmückt; auch die fernschimmernde Berg-Alysse oder Bergsteinkresse mit ihren goldgelben Frühlingsblüthen, das liebliche „Felsennägele,“ ein naher Verwandter der Pfingstnelke unserer Gärten, der gewürzhaft riechende Traubengamander, der auch auf dem Granit des Schwarzwalds vorkommende dreiflügelige Baldrian und der Felsenlauch dürften uns nicht unwerth erscheinen, wenn wir auch an den „Jungfernbirnlein“ und an der Flühbirne vorübergehen wollten. Andere sonst seltene dem Hohentwiel mit der Alp gemeinschaftliche Pflanzen sind der Wermuth, der Rübenkörbel, der gelbe Sturmhut, der gelbliche Fingerhut und ein Gebüsch am Thor, das glatte Thurmkraut. Eine interessante Bewohnerin nackter Heidestellen ist die Eberwuz, welche bis spät in den Herbst hinein dicht am Boden den ungestielten großen Blüthenkopf aus dem scharf gestachelten krausen Blätterkranz der Sonne öffnet, dem Regen und Thau aber verschließt. Auch die Sage zog diese Pflanze in ihren Bereich: ein Engel habe sie Karl dem Großen gezeigt als ein Mittel, sein Heer von der Pest zu heilen. Endlich bewohnen noch den Hohentwiel in behaglicher Freiheit ein paar ausdauernde Gewächse, welche, einst in dem Garten des Kommandanten gezogen und gepflegt, die Zerstörung der Festung überlebt haben: der wohlriechende, dunkelblau blühende Isop und das Pfefferkraut.

Warum man aber die zertrümmerte Feste nicht wieder herstellt? Einmal sind die Sachkundigen über den strategischen Werth von Hohentwiel sehr getheilter Ansicht;

dann aber würde die vollständige Wiedererbauung sammt Ausrüstung einen Aufwand von mehr als anderthalb Millionen Gulden erfordern, eine Summe, die von nicht geringer Bedeutung sein möchte; endlich aber baut man ja Burgen und Festungen anderwärts.

Wir wandern nun bergab und schenken den Trümmern noch einen Blick und einen Scheidegruß, sprechen aber mit dem Dichter:

Laß And're sich mit Burgen brüsten,
O Land! die höchste wird zu Spott;
Nur Eine fleht, trotz Macht und Listen:
„Ein' feste Burg ist unser Gott."
Unüberwindlich ist von allen
Die Burg allein, die heißet „Gott;"
Laß Burgen all' in Trümmer fallen!
Ein' feste Burg bleibt unser Gott!

Die Bewohner der Baar.

Der Länderstrich, der im Südwesten Württembergs liegt und theils von der Alp, theils von Ausläufern des Schwarzwaldes begrenzt wird, trägt den Namen „Baar." Ein Theil der früheren Bertholsbara, die einen bedeutenden Flächenraum des heutigen Badens und Württembergs einnahm, gehörte sie der berühmten Bertholdischen Familie an, von der die Zähringer abstammen. In unserer Zeit wird hauptsächlich die Gegend von Tuttlingen bis an die Neckar- und Donauquelle bei Schwenningen und Donaueschingen die Baar genannt. Ueber den Ursprung dieses Namens sind die Gelehrten, wie über so manches Andere, nicht einig.

Während nach Einigen ein Dorf „Bara," in der Nähe der Brigachquelle gelegen, der Gegend den Namen gegeben hätte,*) würde sie nach Andern von dem in ihr liegenden Lupfenberge, der ganz die Gestalt eines Grabhügels habe, so benannt werden; wieder Andere glauben, daß sie diese Benennung ihrem kahlen, von Fruchtbäumen entblößten, einförmigen Aussehen verdanke; noch Andere leiten das Wort

*) Von einem Hügel bei diesem untergegangenen Orte habe man einen großen Theil des östlich gelegenen Landes als offenbar daliegend übersehen können; es wäre demnach Baar von „offenbar" abzuleiten.

von Para, so viel als Gericht bedeutend, ab, welcher Ausdruck schon im 8. Jahrhundert vorkomme. Um diese Ansichten zu vermehren, führen wir noch die Meinung der Bewohner der Baar selber an, nach welcher dieser Länderstrich wegen seiner muldenförmigen Einsenkung zwischen den Anfang der Alp, den Heuberg, und zwischen den Schwarzwald diese Bezeichnung vollkommen verdiene. Indem wir nicht gemeint sind, den Stichentscheid in dieser Angelegenheit zu geben, bemerken wir, daß es uns im Folgenden einzig darauf ankommt, einen Einblick in die Bevölkerung dieser Hochfläche zu ermöglichen, da dieselbe nach verschiedenen Beziehungen hin der Eigenthümlichkeiten nicht wenige bietet.

1.

Betrachten wir zuerst den Habitus der Baarbewohner, so begegnen wir durchschnittlich einem kräftigen Menschenschlage. Der Bauer ist meist stark und stämmig, muskulös und ausdauernd. Das weibliche Geschlecht, besonders die Jugend desselben, ist gut genährt, zeigt einen festen Körperbau, blühende Gesichtsfarbe, und man trifft gemeinhin regelmäßige, sehr oft wahrhaft schöne und ausdrucksvolle Physiognomien; dagegen finden sich unter den älteren dieses Geschlechts nicht selten Individuen mit widrigen männlichen Zügen, wie überhaupt die männliche Haltung der Weiber in Benehmen und Ausdruck und Stimme auffällt. Die Fruchtbarkeit der Ehen ist verhältnißmäßig groß zu nennen; allein die Ernte, die der Tod unter den Neugebornen und unter Kindern vom 1. bis 7. Lebensjahre hält, ist so bedeutend, daß eine außerordentliche Steigerung der Bevölkerungszunahme unmöglich

ist. Die gesundheitlichen Verhältnisse sind aber trotzdem günstig zu nennen; die hohe und freie Lage der Gegend läßt stets eine reine, frische Luft genießen, und da der größte Theil des Jahres der Geschäfte wegen außerhalb des Hauses, sei's im Felde, sei's im Walde, verlebt wird, so sind Krankheiten dem rüstigen Arbeiter etwas Seltenes und Ungewohntes. Heiserkeit, Catarrhe werden nicht groß beachtet, ja gegen bedeutendere Uebelstände wird nicht gern die geeignete Hilfe in Anspruch genommen. Zu den chronischen Krankheitsformen sind häufig vorkommende rheumatische Beschwerden zu zählen, auch Scropheln sind nicht selten. Ebenso zeigen sich langdauernde Leiden der Verdauungsorgane als Folgen von Frieselschärfe bei den in den Wochenbetten außerordentlich warm gehaltenen Weibern; bei jüngeren Frauen erscheinen gern Nervenstörungen, insbesondere bei solchen, die schon vor ihrem 20. Jahre heirathen und dann gewöhnlich bald alte Mütterchen werden.

2.

Was den Charakter unseres Völkchens anbelangt, so kann derselbe im Allgemeinen sehr befriedigend genannt werden. Offenheit und Zutraulichkeit, Redlichkeit und Biederkeit, Fleiß und Rührigkeit, Sparsamkeit und Häuslichkeit haben noch immer in der Baar ihren traulichen Herd. Kirchlicher Sinn und Religiosität, nicht selten Hinneigung zu religiöser Schwärmerei, Empfänglichkeit für das Höhere, Theilnahme an Anderer Wohl und Wehe treten dem Beobachter ungesucht entgegen. Wenn auch die letzten Jahre durch die verschiedenartigsten Einflüsse bei einem Theile der Bevölke-

rung nicht unmerkliche Störungen der eben aufgezählten Eigenschaften hervorgerufen haben, so muß auf der andern Seite wieder der größere Ernst zur Wahrung und Hebung der Sittlichkeit bei dem ungleich größeren Theil der schlichten Einwohnerschaft hervorgehoben werden. Ferne den größeren Städten, unbekannt mit den sogenannten feinen Sitten und Gebräuchen der „feineren" Welt, ganz der ländlichen Betriebsamkeit obliegend, hält der Bauer der Baar noch fest an der Einfachheit des Altherkömmlichen der Landbewohner. Eine gewisse Derbheit, die sich jedoch in den bescheidensten Grenzen hält, läßt sich allerdings verspüren; allein sie wird nicht widerlich und verletzend. In der Geisteskultur ist er nicht zurück, obgleich ihm noch verschiedene Vorurtheile — die übrigens in keiner Gegend unseres deutschen Vaterlandes ausgerottet sind — ankleben. Alle Kranke, so sagt man, müssen möglichst Wein trinken, um sich zu stärken, da jede Krankheit von Schwäche herrühre und von solcher begleitet sei. Ebenfalls müsse man jeden Kranken sehr warm halten. Schwächliche Kinder dürfe man nicht baden; bei Kinderkrankheiten sei überhaupt nicht viel anzufangen, man müsse diese Kleinen eben ihrem Schicksal überlassen, wenn sie sterben müssen, so könne die beste ärztliche Hilfe nichts ausrichten, weßhalb diese ziemlich überflüssig und alles Gott zu überlassen sei. Gespenster und Hexen treiben ihren nächtlichen Unfug auch noch mehr oder minder stark. Die Herrschaft der Sympathie bei Krankheiten aller Art konnte bis jetzt noch nicht gebrochen werden. Gliederweh, rheumatische Schmerzen u. dergl. werden durch der Wunderthäter Segensprechen zu heilen gesucht, und der Hauch eines solchen Mannes jagt Brand und Schmerz und Weh in alle Weite. Verlassen wir aber das Gebiet der Vorurtheile und des Aberglaubens!

3.

Die Kleidung der Bewohner der Baar hat manches Ausgezeichnete und weicht von der Kleidung anderer Landleute in verschiedenen Beziehungen sehr ab. Der Mann trägt Werktags einen manchesternen oder tuchenen Kittel oder Wamms, „Schopen“ oder „Schaupen“ genannt, kurze, gelbe oder schwarze Lederhosen, weiße, leinene Strümpfe und Schuhe bis an die Knöchel reichend, sogenannte „Bundschuhe,“ oder Stiefel, welche bis zum Ende der Hosen gehen und von dem Band, welches diese knüpft, gehalten werden. Das Haupt ist bedeckt mit einer Zipfelkappe, auf welche, wenn's in's Feld geht, der Hut, ein großer, runder, breitkrämpiger Schlapphut, gesetzt wird. Der Sonntagsanzug des blühenden Jünglings nimmt sich sehr gut aus. Ein schöner schwarzer Schlapphut, eine scharlachrothe Weste, „das Brusttuch,“ mit silbernen oder zinnernen Knöpfen, schöne Lederhosen mit einem prächtigen Besteck, „Stilet,“ an der Seitentasche, ein blautuchener Rock mit stehendem Kragen, feine weiße Strümpfe und leichte Schuhe vollenden diesen Anzug. — Ganz besonderer Art ist aber die Kleidung des weiblichen Geschlechts. Ein Kittel, Aermel genannt, und eine Schürze — da und dort Furtuch geheißen — von schwarzgefärbter Leinwand oder von schwarzem Baumwollenzeug; ein blaues oder schwarzes, den Hals umschließendes tuchenes Mieder — der Leib, welcher am Rocke festgenäht ist — über die ganze Brust und den halben Bauch herabgehend und vorn mit meist schwarzen Bändern, den Nesteln, die 12 bis 15 Ellen lang sind, fest zusammengeschnürt, wodurch Hals und Brust wie durch einen Küraß zusammengedrückt werden; der kurze, kaum über die Knie reichende, über den Hüften auf einem dicken Polster

aufsitzende, mit einer übergroßen Zahl Falten versehene Rock — die Hippe — aus schwarzem Wollenzeug gemacht, an dem sich am Saume noch ein 4 bis 6 Zoll breiter, ebenfalls gefältelter Tuchstreifen — das B'legetuch — befindet; die rothen, wollenen Strümpfe, tagtäglich getragen; endlich niedere Schuhe mit niederen Absätzen: diese Stücke machen das Aeußere, in die Augen Fallende der weiblichen Kleidung aus. Zu denselben kommt noch eine weiße Halskrause, das Goller, über das Mieder gehend und den Hals völlig umschließend; sie ist entweder ganz aus Spitzen verfertigt oder nur rings mit Spitzen besetzt. Der Unterrock, aus grobem, rothem Wollentuch gemacht, hat Träger über die Achseln und ein ähnliches Polster wie die sogenannte Hippe. Die Kopfbedeckung ist eine runde, in die Stirne hineinreichende, den ganzen Oberkopf umgebende Kappe aus schwarzem Zeuge, in welche oben oft ein farbiges Stück eingenäht ist; diese Kappe ist hinten mit zwei Bändern versehen, die so lang sind als die Aermel. Zum Durchgehen der langen doppelten Zöpfe ist sie hinten etwas ausgeschnitten. Die breiten Zopfbänder sind länger als die Hippe. Bei der Feldarbeit tragen besonders die Jüngeren dieses Geschlechts den ganzen Sommer über große, weißlichgelbe Strohhüte mit schwarzen Bändern, welche allerliebst stehen. Am Sonntag sieht man Kittel von schönem schwarzem Tuche oder von Manchester, und Mieder von schwarzem Sammt, bisweilen auch von blauem oder grünem Tuch mit scharlachrother Einfassung. Die Verheiratheten setzen da und dort zum Kirchgang Jahr aus Jahr ein stark mit Pelz verbrämte Mützen auf, die nach der Rückkehr aus der Kirche sorgfältig aufbewahrt werden. Die Ledigen kennt man dann an ihren niedlichen und sehr kostbaren Hauben. Ueberhaupt kommen die Kleider des weib-

lichen Geschlechts sehr theuer zu stehen; ein vollständiger Sonntagsanzug fordert immer eine Auslage von 60 bis 90 fl. Obgleich nun dieser Anzug sehr unbequem und entstellend, ja sogar der Gesundheit nachtheilig ist, indem er die Entwicklung der zarteren Theile des Weibes verhindert, auch durch ungleichen Druck Verhärtungen- und Krebs herbeiführen kann, so hat sich doch die sonst so gewaltige Mode hier noch keinen Einfluß errungen, und die „Salatröcke," wie man in der Baar die Kleidung des weiblichen Geschlechts im Unterlande und in den Städten zu nennen beliebt, sind förmlich verpönt. Tragen doch Mädchen von 4 bis 6 Jahren schon solche Hippen und rothe Strümpfe, und es gälte als frevelhafter Hochmuth, wenn eine Familie eine Ausnahme in dieser Richtung machen wollte. Aber gerade die heranwachsenden Mädchen sind durch diese Tracht beengt. Zudem sind diese Röcke, abgesehen von ihrer Schwere, welche die Ausbildung der Hüfte unterdrückt, durch ihre Weite und Kürze sehr unzweckmäßig, da sie Erkältungen der Füße und des Unterleibes sehr begünstigen. Auch zur Beförderung der Reinlichkeit leisten sie sehr wenig Vorschub, denn sie können nicht gewaschen werden. Dasselbe gilt auch bezüglich der rothen Strümpfe. Trotzdem fällt dem Reisenden, der am Sonntage in einem Baarorte anwesend ist, die ganze Bekleidung sehr angenehm in's Auge, und nicht ohne Wohlgefallen betrachtet er die schmucken Dirnen, deren Antlitz Lebensfrische und Lebensmuth verkündigt. — Bemerkt muß übrigens werden, daß die eben beschriebene Tracht nur in den evangelischen Orten der Baar gesehen wird. Solcher Orte zählt die württembergische Baar acht, die badische drei. Die Einwohnerzahl derselben sinkt nicht unter 1000, beträgt bei mehreren aber 2000 bis über 3000.

4.

Die Gebäude in diesen Dörfern sind fast durchgängig zweistockig, beinahe alle mit Stallung, Scheuer und Schuppen („Schopf") versehen und meist geräumig. Oehrn, Küche und Treppen sind eng, die Stuben sehr häufig niedrig und dunkel wegen der kleinen Fenster und der weit hervorragenden Dächer. Diese sind bei älteren Häusern aus Schindeln verfertigt; bei Neubauten müssen natürlich Ziegel genommen werden. Neben der Stube befindet sich gewöhnlich eine Kammer, das „Stubengaden," welche als Schlafkammer benutzt wird. An einem bequemen Plätzchen, gemeinhin in der Nähe des Ofens, steht in der Stube eine Art Bettlade mit bequemem Lager, „Gütschle" benannt, auf welcher besonders an langen Winterabenden Platz genommen wird. Nicht bloß die Wände der Stuben sind bis an die Decke getäfelt, diese ist's ebenfalls und zwar da und dort sehr kunstreich. Von Zeit zu Zeit wird dann die ganze Stube abgewaschen und von Grund aus gescheuert. Bei jedem Wohnhaus findet sich ein Gemüse-, seltener noch ein Baumgarten. Von dem Oehrn durch eine Wandung geschieden, läuft der Viehstall quer durch das Haus. Scheuer und noch ein Stall folgen in größeren Häusern, und Raum für die eingeheimsten Fruchtvorräthe gibt's unter dem Dache die Fülle. Blitzableiter sieht man sehr selten; nur auf öffentlichen Gebäuden müssen solche angebracht werden.

5.

Die Nahrungsmittel betreffend, so sind dieselben rauh und derb. Der Aermere lebt von Kartoffeln und saurer

(gestandener) Milch; sein Brod ist ganz schwarz und talgig, meist aus Bohnen-, Wicken-, Erbsen- und Gerstenmehl gebacken. Der Vermöglichere genießt zwar Besseres, aber immerhin nicht viel Gutes. Der Morgen bringt ihm eine Wasser- oder Milchsuppe und Kartoffeln mit Milch, manchmal auch Kaffee mit Zichorien und gelben Rüben vermischt; bei strenger Arbeit wird aber neben der Suppe ein sogenannter Haberbrei, auf dem das Schmalz 2 bis 3 Linien tief steht, aufgetischt und hiezu wird ungekochtes Sauerkraut genossen. Das tägliche Mittagessen besteht aus Spätzchen (Knöpflen, Knödeln) und Sauerkraut und einem Stücke geräucherten Speck oder Schweinefleisch*). Das Gesinde erhält letzteres jedoch seltener, meist nur Sonntags. Ist die Milch reichlich im Hause vorräthig, so wird solche zum Schlusse der Mahlzeit gleichsam als Nachtisch aufgetragen und ein tüchtiges Stück Schwarzbrod dazu heruntergeschnitten. Abends ist der Speisezettel wieder sehr einfach: eine Suppe, Kartoffeln mit Milch, oder Brod mit Milch machen das ganze Essen aus. — Nur bei außerordentlichen Veranlassungen wird etwas Absonderliches, etwa Küchlein in Schmalz gebacken, Nudeln mit Ochsenfleisch ꝛc. zubereitet. Das Getränk ist, außer Wasser, besonders Bier und Branntwein. Letzterer macht namentlich bei strengen Feldgeschäften das Hauptgetränk aus. Mit einem Stück ungekochtem Speck und Brod bildet er das Vesperbrod. Wein wird selten getrunken; den Most kennt man kaum. Dem Wein, ja dem Brannt-

*) Dieses Fleisch wird durch Mastung der Schweine gewonnen; jeder Bauer schlachtet jährlich 2—4, oft noch mehr Schweine; selbst der geringere Mann sucht ein Schwein zu seinem Hausbedarf aufzuziehen.

wein wird insbesondere von den Wöchnerinnen zugesprochen; diese erhalten solchen von Gevatterleuten und Verwandten statt gekochter Speisen. Das Weib eines bemittelten Mannes kann während ihres Wochenbettes täglich auf eine Maas Wein kommen. — Der Bauer besucht an Wochentagen äußerst selten das Wirthshaus; wenn's hoch kommt, so trinkt er an Feier- oder Sonntagen etliche Schoppen Bier, sehr selten Wein. Würfel oder Kartenspiel wird nebenbei nicht ungern als sogenannte „Kurzweil“ getrieben, und es ist dann nicht uninteressant zu sehen, mit welcher Geläufigkeit und Rührigkeit der Bauer seine Karten und das ganze Spiel übersieht. Durch diese Kurzweil wird gewöhnlich das Getränk „herausgemacht,“ und wenn „dick“ gethan wird, so geräth man auch noch auf ein „Brätesle“ mit Salat; aber Alles in schönster Stille und zutraulicher Eintracht! Kann man den Nachbar Spielgenossen manchmal ein wenig „zwicken,“ so läßt man sich's auch beigehen, ohne jedoch dem Gezwickten das Geschehene nach vollbrachter That zu verhehlen. Gibt's doch wieder einen Spaß und als solcher wird gemeinhin das ganze Spiel behandelt.

6.

Die Mundart, obgleich in einzelnen Ausdrücken in den verschiedenen Ortschaften abweichend, ist die alemannische. Es wird fast durchgängig so gesprochen, wie Hebel in seinen alemannischen Gedichten spricht. Fremden fällt insbesondere der singende Ton der Sprechenden auf, der aber bei längerem Aufenthalt nicht nur nicht widerlich, sondern sogar angenehm wird. Einige Provinzialausdrücke mögen hier eine Stelle finden. Man sagt Hus, Mus, Wieb, Lieb

(Vokale gedehnt) für Haus, Maus, Weib, Leib; ferner: reiten für fahren; drühen für gedeihen; rennen für laufen; der Bier für das Bier; Kilka für Kirche; Todtenbomm für Sarg; flicken für ausbessern; gottig für schnell; Holdschaft für Liebschaft; sölle für sehr; wella Weag für jedenfalls; brieken für weinen; Gotta und Götte für Pathin und Pathe; Fazaneetle für Nastuch; Furka für Heugabel; Heckgoas für Eidechse; doßlen für schlummern; bosgen für Bosheit verüben; Chrise für Kirschen; Ehrmagd für Brautführerin; Summervogel für Schmetterling; hai! hai! für voran, vorwärts; Wundervitz für Nasenweisheit; toll für schön, groß, stark; grüsig für sehr; Aegesteraugen für Hühneraugen; ußen und inne für heraus und herein; niederträchtig für herablassend; schmählen für zanken im Scherz; balgen für zanken im Ernst; strählen für kämmen; grüebig für ruhig; eppis für etwas; Herre für junges Pferd; losen für horchen; Herrgett für Herr Gott; gell? für nicht wahr? Mändle für Männlein; Stäcken für Stock; chlüben für klemmen, zwicken; Feinschter für Fenster; Meitile für Mädchen; fürneam Maintsch für schönes Mädchen; a Bitzele für ein wenig; a Schmützle für ein Küßlein; hurniglen für frieren in den Fingern 2c. Grüße sind: Gott helfe! Gotten Obend (guten Abend)! Send Gottwilka (seid mir willkommen)! Zum Abschied sagt der Gehende: Kummet (kommet)! kummet mit mer (kommet mit mir)! Gott b'hüete! Der Bleibende antwortet: Mer wend do blieba (wir wollen dableiben)! B'hüete Gott; kummet au meh (kommet auch mehr)! Der Besuchende selbst sagt, er gehe „zogaarten,“ und die Besuchten nennen ihn einen „Hogaarten.“ Schimpfwörter sind: Schaalm, Luoder, Kaib für Aas. Sehr poetisch heißt der Mond die „Bubensonne.“ — Der Dienstbote (Ehhalte) redet mit seinem Meister

und seiner Meisterin mit „Du und Du,“ höchst selten mit „Ihr.“ Er ißt mit ihnen nicht nur am gleichen Tische, sondern auch aus der gleichen Schüssel, ohne daß Teller zum Herausschöpfen gebräuchlich wären oder zweckdienlich erachtet würden. Der Vater sagt zu seinem 30—40 Jahr alten verheiratheten Sohn „Bua“ (Bube), die Mutter zur längst verehelichten Tochter „Meidle,“ und für ein Weib oder ein Mädchen gilt der Ausdruck „du Maintsch“ (du Mensch) durchaus nicht als Schimpfwort, sondern als Ehrentitel. — Der Enkel geht zum „Großätte“ (Großvater), die Enkelin besucht das „Großlz“ (Großmutter). Und wenn sie nicht „kobäs“ (naschhaft) sind, diese Kleinen, so erhalten sie wohl eine Milch mit dem „Nidel“ (der Sahne). Ja, wenn ein solch Geschöpflein „ful“ (schläfrig) würde, so legen sie's in's eigne Bett.

Wer über etwas nachdenkt und es nach allen Seiten hin erwägt, der „überwirft“ es. Aber auch von Geisteskranken sagt man, sie seien „überworfen.“ Und wer so nachdenkt, den kann ein Anderer fragen: Was „sinnest“ denn so? — Hat es geblitzt, so spricht der Baarbewohner: 's hät se verküehlt.“ — Wer sich unwohl fühlt, sagt, „es sei ihm liederlich.“ — Man „biezt“ (bessert aus) das zerrissene Kleid. — Man „stoht fürre,“ so lange man noch in der Kirche der Kinderlehre anzuwohnen hat. — Die Dachrinne heißt „Küaner,“ ein Stück Speck „a Schnidete,“ der Eierhaber „Kroßeier,“ ein Stück überhaupt „an Mockel“ rc. rc.

Der Gurgellaut „ch“ ist nicht so rauh, wie in der Schweiz; die Endung „en“ lautet stets wie en im Französischen. Treffen zwei Vokale in verschiedenen Silben zusammen, so hört man zwischen denselben ein leises j, z. B. sajen für säen, majen für mähen, wajen für wehen u. s. w. Die

Doppellaute au und ei, wie sie in Haus und Zeit ausgesprochen werden, verwandeln sich in u und i (beide lang); z. B. Zit, lut, Brut (Braut) 2c.; sind diese Doppellaute aber tief, wie in schauen, glauben 2c., so werden sie gehört, wie in Haus, Braut 2c. Von der „Weisheit auf der Gasse" möchten anzuführen sein folgende Redensarten: „e Hipp' und e Hos verdecket e menge Mos" (Hippe und Hosen verdecken manchen Flecken); „z'spitzig sticht nit und z'scharf haubt (haut) nit;" „me dorf koam Flügile trauben" (man darf keinem Verschwender trauen); „man muß d'Kilka im Doarf laun;" „deam fliagt's Glück zu ällen Läden inne;" „'s ist koan Aemptle, 's hät a Schlämple" u. s. w. Doch es sei genug dieser Andeutungen über den Dialekt in der Baar!

7.

Schildern wir nun die besonderen Gebräuche der Baarbewohner! Die hauptsächlichsten und auffallendsten derselben sind die Feier der Hochzeiten, die Leichenbegängnisse, die Gebräuche bei der Heuernte, die Sichelhenke, die Metzelsuppen und die Kunkelstuben.

Was bei einer Hochzeit vorzugsweise aufstößt, das sind die „Schappeln." Die Braut und die Brautführerin tragen nämlich beim Kirchgange statt der sonst üblichen Hauben eine Art Krone, welche ziemlich hoch und aus Bändern, Schettergold und Flitterwerk aller Art zusammengesetzt ist. Diese Krone nennen die Leute „Schappel." Sie ist ein Ehrenzeichen und vertritt die Stelle des Brautkranzes. Ein gefallenes Mädchen darf dieselbe an ihrem Hochzeitstage nicht tragen; darüber wachen nicht allein die schlichten, sittigen Töchter des Dorfes, sondern auch die herangewachsenen Buben.

Mehrere Tage vor dem eigentlichen Feste wird, je nachdem die Hochzeit gehalten werden soll, zu derselben eingeladen Dieses Geschäft vollzieht der „Ehrkneat“ (Brautführer). Im Sonntagstaate, auf dem Hute einen großen Strauß und in der Hand eine Gerte, geht er von Haus zu Haus. Ist er in die Stube eingetreten, so beginnt er stets denselben Spruch, der etwa lautet: „Ihr wearat schaun wissa, was min Begeahra ischt. Die und die hond moarn Hoozig. So kummet moana morgen zur Morgasuppe is Hooziters (Bräutigams) Hus und no der Kilka got mer is Wirthshus.“ Dem freundlichen Lader wird hierauf das Beste, was der Eingeladene gerade zur Hand hat, zur Erfrischung geboten, und nach eingenommenem Imbiß zieht er weiter.

Die „Morgensuppe“, d. h. die Mahlzeit vor dem Kirchgange, besteht aus den verschiedenartigsten Gegenständen, unter denen Kaffee, Kuchen, Bier und Wein die Hauptrolle spielen. Jeder Eintretende, der sich an dem Feste betheiligt, reicht den Brautleuten die Hand mit den Worten: „ich wünsch' Euch Glück zu Ehren.“ Beginnt endlich der Kirchgang, so wird von jedem Mitgehenden dem Brautpaar die Rechte gegeben und gesprochen: „behüt Euch Gott in Ehren.“

Bei der Copulation selbst hat die Braut den Bräutigam zu ihrer Rechten. Eine bedeutende Hochzeit, eine Zechhochzeit, die im Wirthshaus gehalten wird, dauert mindestens zwei Tage. In früheren Jahren wurde eine solche Feier auch noch am dritten, ja sogar am vierten Tage fortgesetzt und insbesondere durch Tanzunterhaltung gewürzt. Am Abend des ersten Hochzeitstages werden den Vermählten von sämmtlichen, oder doch von den meisten Familien des Dorfes Gaben aller Art: Mehl, Fleisch, Hausgeräthe, Geld ꝛc. dargebracht. Der Ueberbringer der Gabe erhält dann einen

Trunk und ein großes Stück zu diesem Behufe besonders gebackenes Brod, das nach Hause genommen wird. Man nennt diese Sitte das „Goba". Das junge Paar erhält nach Verhältniß seiner Verwandtschaft und nach dem Ansehen der Familien, denen es angehört, immerhin reichlichen Zuschuß, und es ist der Anfang seines „Hausens" kein schwerer, wenn Gelder im Betrage von 80 bis 120 und noch mehr Gulden (was nicht selten ist) eingegangen sind. — Ehedem erhielten der Geistliche und die Lehrer, diese in der Kirche, ein „Fazaneetle" als Hochzeitstrauß; auch Wein, Fleisch und Brod wurde ihnen in's Haus gesendet. Dieser Brauch ist heute so ziemlich abhanden gekommen. Ob zum Bedauern der Betheiligten?!

Wenn bei einem Hochzeitsfeste sich die gesammte Einwohnerschaft des Dorfes durch Darbringung der verschiedenartigsten Gaben betheiligt, so zeigt sie sich auf besondere Weise theilnehmend, wenn in einer Familie ein Trauerfall eintritt. Stirbt ein Glied eines Hauses, so wird ihm, sei es auch im kältesten Winter, ein ehrendes Leichenbegängniß zu Theil. — Treten wir selbst in's Trauerhaus ein und betrachten wir uns den Verlauf eines solchen Vorkommnisses näher! Schon liegt die Leiche im Sarge und dieser steht verschlossen mitten in der Stube. Die Leidtragenden sitzen trauernd und klagend herum. Die Verwandten und Bekannten des Verstorbenen kommen herbei. Nach dem Eintritt in die Stube reicht Jeder den Angehörigen des Entschlafenen die Rechte mit den Worten: „Tröst' de Gott im Load!" (Tröst dich Gott im Leid!) Nach geschehener Beileidsbezeugung setzt man sich nach dem Verwandtschaftsgrade nieder. Endlich läutet die Klageglocke. Man trägt den Sarg vor

das Haus und stellt ihn da auf. In seiner Nähe stehen die männlichen und weiblichen Familienglieder. Längst haben sich viele Ortsinsaßen unweit des Trauerhauses versammelt. Und jetzt beginnt die „Klag“ derselben, d. h. die Bezeugung der Theilnahme an dem Verluste dadurch, daß Männer und Weiber, Söhne und Töchter der Reihe nach jedem Trauernden die Hand reichen, indem sie stets wiederholen: „Tröst' de Gott im Load'!“ Auf jeden derartigen Zuspruch erfolgt von den Hinterlassenen der Gegenwunsch: „B'hüet de Gott vor Load!“ In dieses „Klagen“ hinein ertönt der Gesang der Schuljugend, angeführt von ihren Lehrern. Doch endlich ist die „Klag“ vollendet; die Träger kommen und es geht dem Gottesacker zu. Der ganze Leichenzug hat an seiner Spitze etwa 15—20 Schüler, deren Gesang sich von Zeit zu Zeit hören läßt; ihnen folgen die Träger des Sarges und den Conduct begleiten, hinter einander gehend, die männlichen Leidtragenden und sämmtliche bei der „Klag“ erschienene Männer; diesen schließen sich die weiblichen Verwandten des Verblichenen an, mit einem weißen Nastuch das Gesicht sich verhüllend, und diesen folgen alle weiblichen Personen, welche dem Geschiedenen die letzte Ehre erweisen wollen. Aus jedem Hause findet sich mindestens eine Person zu solcher Beerdigungsfeier ein, somit ist leicht erklärlich, daß der Zug eine bedeutende Länge einnehmen muß. Natürlich ist derselbe um so größer, wenn der Verstorbene eine Person „von Gewicht“ im Dorfe war. Auf dem Gottesacker angelangt, umstehen die Anverwandten das Grab, und in seine nächste Nähe treten die Weiber, welche durch ihr lautes Klagen und Jammern und Weinen — „Schreien“ genannt — ihrem Schmerze Linderung zu verschaffen suchen. Vor und nach der Einsenkung singt der Schülerchor einen Trauerchoral,

der oft gar sehr zur „Vermehrung der Rührung" beiträgt. Doch damit ist die Feier noch nicht geschlossen. Der ganze Leichenzug bewegt sich langsam der Kirche zu. Dort wollen die Leidtragenden noch durch den Mund des Geistlichen getröstet und aufgerichtet werden; es wird deßhalb jedem Abgeschiedenen, wenn er der Schule entwachsen war, eine Predigt nach einem freigewählten Texte gehalten und nach dieser werden noch zu allgemeiner Befriedigung oder Nichtbefriedigung die Personalien des Beerdigten verlesen, und sein Lebensgang, wäre er auch noch so einfach und unverwickelt gewesen, geschildert. Wenn nach diesem Acte noch um den Altar gegangen, d. h. von sämmtlichen Begleitern geopfert worden ist, dann erst kehrt man von der Kirche nach Hause zurück, wohin sich auch die nächsten Anverwandten und Freunde des Verschiedenen begeben, um nochmals einen Zuspruch, ein Wort der Liebe an die Trauernden zu richten, diese aber entlassen jene mit den Worten: „B'hüet de Gott vor Load!" — Es wird unschwer einzusehen sein, daß eine solche Leichen- oder Beerdigungsfeier ziemlich lange dauern muß; wir können versichern, daß manchmal zwei bis dritthalb Stunden zur vollständigen Absolvirung derselben nicht genügen. — Im Kleinen findet ganz der gleiche Verlauf statt bei der Leiche eines Kindes, wäre es auch nur acht Tage alt geworden; nur der Gesang der Schuljugend und die Predigt unterbleiben; für diese wird in der Kirche eine sogenannte Betstunde mit Rede und Gebet für das Begrabene abgehalten. — Mag diese Beerdigungsweise auch höchst eigenthümlich erscheinen, so viel dürfte klar sein, daß Theilnahme und Mitgefühl im Herzen dieser einfachen Leute noch in hohem Grade vorwalten.

Doch wenden wir den Blick auf eine andere, freundlichere Erscheinung und kehren wir von den Todten zu den Lebenden zurück. — Es ist Hochsommer; die längsten Tage des Jahres lassen ein großes Stück Arbeit verrichten, und mit unermüdeter Thätigkeit eilen deßhalb täglich die sonnverbrannten Bauersleute hinaus in's Feld, um ihm den größtmöglichen Segen abzugewinnen. Aber das schönste Geschäft kommt erst noch herbei. Es ist die Heuernte, der „Heubet.“ Die Wiesen stehen dicht mit reifem Gras bewachsen, was dem geleerten Heuboden des Bauers sehr zuträglich ist. Die Witterung scheint nach allen Anzeichen beständig gut bleiben zu wollen; deßhalb werden die Sensen „gedengelt,“ d. h. geschärft, und vor dem Hahnenschrei, früh um 2 Uhr des Morgens, geht es aus allen Häusern und wenn möglich an einem Montage den Wiesen zu, und fröhliche Mäher führen mit kräftiger Hand den ersten Zug, um die Herrlichkeit der Wiesen zu vernichten: der Heuet hat begonnen. Nicht im gewöhnlichen Werktagsgewande sieht man aber bei dieser Arbeit die jüngeren Leute, Jünglinge und Jungfrauen, erscheinen; sie haben den Sonntagsstaat sich angethan; denn zu lustiger That und zu herrlichem Wetter ziemt sich nicht die alltägliche Hülle. Und warum sollte das nicht geschehen? Sucht nicht die blühende Jungfrau mit strahlendem Auge ihr „Heubetbühle?“ Fragt nicht selbst der Alte mit freundlichem Antlitz den rüstigen Jüngling: „Häscht au a Heubetbühle?“ Und wie da die Arbeit gelingt, wie sich die Glücklichen sputen! Nimmermüde geht es hurtig von Wiese zu Wiese, und es scheint, als wolle an Einem Tage des Heus ganze Fülle eingeheimst werden. Doch siehe, am folgenden Tage dieselbe Arbeit, die alte Rührigkeit! Brennte die Sonne noch heißer, müßte vor Durst man beinahe verschmach-

ten: nirgends ertönt ein Laut der Klage, nirgends bewältigt sich Erschlaffung der Glieder. Ueberall und immerdar fröhliches Schäkern, heiteres Schaffen. Bleibt nur die Sonne die Meisterin, dann ist binnen acht Tagen so Großes vollbracht, als sonst wohl nicht in drei Wochen geschah: der „Heubet“ ist dann vollendet, die Wiesen sind sämmtlich gesäubert. Und ist der „Heubet“ beendigt, so sammelt der kommende Sonntag die thätigen Leute zu gastlichem Mahle, dem das „Heubetküächle“ als ganz besonderer Leckerbissen beigefügt wird. Getränke, besonders Bier, erfrischen und letzen die Durstigen. Fürwahr, die Genügsamen sind leicht zu belohnen nach mühevoller Arbeit!

Es ist die Heuernte das schönste und angenehmste aller Geschäfte des ackerbautreibenden Volkes der Baar! Sie ist ein Zeuge seines poetischen, sinnigen Gemüthes! Mag die Getreideernte einen weit größeren Segen in's Haus bringen, mag dem Bauern das Herz im Leibe hüpfen über all dem Reichthum seines Feldes: solche Fröhlichkeit herrscht doch nicht unter den Schaffenden; solchen Jubel geben die Jüngern doch nicht kund, wie dieß im „Heubet“ geschehen. In einzelnen Orten erscheint zwar die Jugend auch im Sonntagsgewande, dennoch findet sich nicht die Freude des „Heubets.“ Aber festlos geht deßhalb die Getreide- (Dinkel-) Ernte doch nicht vorüber: die Sichelhenke ist es, mit der sie beschlossen wird. Sie ist eine großartige Mahlzeit, welche der Hausvater allen denen bereiten läßt, die ihm in der Ernte helfend zur Seite gestanden. Hat sich Jung und Alt beim Sonntagsvormittagsgottesdienste betheiligt, haben sich da die Herzen tiefdankend zum Geber der Garben gewendet und

gerührt ihm Preis und Ehre dargebracht für die glücklich beendigte Einheimsung des Feldersegens; so versammelt der Mittag den Bauer und die Bäuerin, die Söhne und Töchter, Knechte und Mägde, Taglöhner und Taglöhnerinnen beim fröhlichen Schmause, der durch die lange Arbeit der vorangegangenen Tage gar lieblich gewürzt ist. Was die Kochkunst hervorzubringen vermochte, wird aufgetragen. Daß das Hauptgericht: Knöpfle, Sauerkraut und Speck, nicht fehlen darf, ist selbstverständlich; aber des letzteren wird so viel hergethan, daß für die ganze Woche es reichen würde. Doch nicht bloß mit Speck ist die Tafel beschwert; ein Schinken, „Hammerstotzen" benamset, sendet seinen Geruch freundlich den Schmausenden zu, und bald soll er auch ihren Gaumen ergötzen. Sogenannte Küchlein und gedörrte Zwetschgen und Schnitze füllen die Lücken im Magen noch aus. Und damit nicht der Durst die Fröhlichen störe, läßt der Hausvater Bier die Fülle vom Wirthshaus holen, ja sogar Wein perlt manchmal im Glase. Endlich wird die Tafel aufgehoben, an der man sich lecker labte; auch dieses Fest ist vorüber — die Sicheln sind aufgehängt, doch nicht um zu rasten bis der kommende Sommer sie wieder zum Schneiden der Halme begehre; denn noch steht das Sommerfeld, auf dem insbesondere Haber gebaut wird, in voller Pracht, und auch dieses fordert die Sichel mit ihrer ganzen Schärfe zum Kampfe auf.

Bietet so der Sommer dem Volke neben der härtesten Arbeit Freuden eigener Art, so hat auch der Winter, die Erholungszeit des Landmanns, nicht weniger reiche Quellen der Fröhlichkeit. Im Winter schlachtet der Bauer seine ge-

mästeten Schweine. Jedes Haus sucht, wie schon oben bemerkt wurde, zum mindesten ein Schwein fett zu machen; der vermögliche Mann hat aber zu seinem Bedarf deren weit mehr nöthig. So kommt es, daß im Januar und Februar fast täglich in einem Hause geschlachtet wird. Uhland's bekanntes Metzelsuppenlied könnte somit hierwärts gar oft wiederholt werden. Die nächsten Anverwandten, besonders Kinder, werden zu dieser Arbeit eingeladen. Eine auffallende Rührigkeit ist zu bemerken; jedes Familienglied hat vollauf zu thun: man wurstet, man schneidet Speck, man kocht ꝛc. — Doch das Schönste kommt nach: es ist der Schmaus nach vollbrachter Arbeit. Schon lange her freuten sich die Kinder, ja sogar die Alten auf die „Wurstkilbig," wie sie diese Mahlzeit heißen. Eine Wurstsuppe eröffnet dieselbe; dann folgen wieder Knöpfle und Kraut und neben frischem Speck und Fleisch vom eben abgeschlachteten Schwein besonders vorzüglich gut bereitete Würste. Wie jetzt die Theilnehmer sich bethätigen! Keinem fehlt's an Appetit! — Nudeln und Zwetschgen fehlen nicht, und Bier und Wein werden reichlich herbeigeschafft. So sieht die warme Stube ein fröhliches Gelage, und länger als sonst einmal im Jahre bleibt man traulich beisammen sitzen! Es drängt ja kein unaufschiebbares Geschäft. — Aber nicht bloß für sich will das Haus ein Vergnügen. Arme Leute, vorzugsweise Kinder, holen an diesem Tage sich ihren Tribut, den die Bäuerin mit freundlichem Blicke reichlich darreicht. Sie hat ja gelernt: „Geben ist seliger als Nehmen." Sind diese Armen beschenkt, so müssen noch andere Pflichten erfüllt werden. Man muß „senden", d. h. von dem Vorrath an Würsten und Speck muß an sämmtliche Verwandte, oft auch, ja meist in das Pfarrhaus, in's Haus des Schultheißen und in sonstige Häuser, denen man Aufmerksamkeit

schuldig ist, ein verhältnißmäßiger Antheil abgegeben werden. Daß hierdurch nicht wenig abgeht, ist unschwer einzusehen; allein man hat's ja und — bekommt auch wieder ähnliche Gaben. — Nach dieser Unterbrechung des täglichen Einerlei bleibt dem Hausvater noch übrig, den Speck vor Fäulniß zu schützen, da er ja für's ganze Jahr reichen soll. Deßhalb wird das Fleisch eingesalzen und später in den Rauchfang gehängt, um ordentlich geräuchert zu werden. Da sieht man dann große und kleine Stücke, große: denn aus dem Rumpfe des Schweins werden nur zwei Theile gemacht; kleine; denn die Füße, Ohren, Rüssel werden auch mit geräuchert.

Im Winter weiß sich besonders noch das weibliche Geschlecht die Zeit zu verkürzen und angenehm zu machen. Mit der dick mit Werg umgebenen Kunkel an der Hand geht die Freundin zur Freundin, die Gespielin zur Gespielin, um da in diesen „Kunkelstuben“, nicht bloß fleißig die Spindel zu drehen und Faden um Faden zu ziehen, sondern auch scherzend und lachend sich über dieses oder jenes Ereigniß im Dorf zu ergehen, oder die süßen Geheimnisse des Herzens vertraulich sich mitzutheilen. Auch die Weiber besuchen sich gegenseitig, um am wärmenden Ofen in mäßiger Geschäftigkeit sich über Verhältnisse des Haushalts, der Kinderzucht zc. zu besprechen, oder die Neuigkeiten innerhalb Etters auszukramen und mit glatter Zunge spitzige Bemerkungen über Diesen und Jenen, Diese und Jene zu machen. Werden die Kunkelstuben bei Tag abgehalten, so wird der langen Nacht des Winters auch ein Vergnügen aufgespart. Ist das Nachtessen eingenommen, und das geschieht spätestens um 6 Uhr, so wird abermals zur Kunkel gegriffen, und man

geht „z' Liet“ (zu Licht), d. h. man macht einen Besuch bei Licht in bekanntem Hause. Das sind die sogenannten Licht-stuben. In größerer oder kleinerer Anzahl kommen die Mädchen zusammen, um wieder zu spinnen, nur manchmal zu stricken. Aber auch die „Buben“ finden sich nicht selten ein, um da im Rücken der Eltern geheimliche Zusammen-künfte mit einem lieben Gegenstande zu halten. Daß hier-über schon oft und vielleicht mit Recht stark geeifert worden ist, dürfte bekannt sein. Allein daß dieß auch meist erfolglos geblieben, möchte nicht minder bekannt sein. Und warum sollte dem Volke die Freude, so lange sie in den Schranken der Anständigkeit und guten Sitte, der Ehrbarkeit und An-muth bleibt, verkümmert werden? So lange sie nicht aus-artet — und dem könnte vorgebeugt werden — sollte der Jugend eine Unterhaltung, die neben der Freude auch noch Belehrung für sie bieten könnte, nicht vergällt werden. Doch — wir wollen uns nicht auf ein fremdes Gebiet verirren und bemerken nur noch, daß diese Spinn- und Lichtstuben den ganzen Winter hindurch fortgesetzt werden, ja daß auch Männer zu Männern und Weiber zu Weibern „z' Liet“ gehen und sich auf solche Weise des Winters Düsterkeit und Kälte zu verscheuchen bemüht sind.

Nachdem wir den eigenthümlichen Sitten und Ge-bräuchen der Baarbewohner nachgegangen sind und solche auf eingehende Weise darzustellen versucht haben, bliebe uns noch übrig, von der Beschäftigung dieser Leute zu reden. Allein wir können uns dessen füglich enthalten, sofern im Verlaufe unserer Untersuchung dieser Punkt schon hinlänglich berücksichtigt wurde, auch außer dem Betrieb der Landwirthschaft

nur solche Gewerbe sich finden, welche die Bedürfnisse der Ortseinwohnerschaft befriedigen. Schwenningen allein, der größte Ort der Baar mit gegen 5000 Einwohnern, macht hiervon eine Ausnahme; seine Fabrikation der Schwarzwälderuhren ist so bedeutend, daß diese weithin versendet werden und eine reiche Erwerbsquelle bilden; seine zahlreichen Schuhmacher besuchen ebenfalls in einem Umkreise von 15 bis 20 Stunden mit ihren Waaren die verschiedenen Märkte. Auch seine Saline fordert zu manch einer Thätigkeit auf, die sich nicht allerwärts üben läßt. In allen Dorfschaften aber üben die Handwerker nicht bloß ihre Profession aus, sondern ein jeglicher treibt auch noch Landwirthschaft.

* * *

So wäre in kurzen Umrissen ein Völkchen am Auge vorüber gegangen, das des Eigenthümlichen sonder Zweifel so viel aufzuweisen hat, als irgend ein Volksstamm im Gesammtvaterlande. Und mit einer Aengstlichkeit sondergleichen sucht es seine Sitten und Gebräuche festzuhalten. „Des ischt nit der Bruuch“ (das ist nicht der Brauch) heißt es alsobald, wenn eine Neuerung sich einzuschleichen droht. Wenn hiedurch auch manchem Guten der Eingang verwehrt wird, so wird eben dadurch auch Schlechtem der Zutritt verschlossen. Möge das Völklein der Baar dem Schutze des Allgütigen und seinem Segen empfohlen sein!

Rottweil.

Gewisse Städte bilden die Hauptplätze ganzer Gegenden. Auch in unserm Württemberg hat meist jeder größere Bezirk einen solchen Knotenpunkt, der gleichsam das Spiegelbild desselben ist. Wenn nun auf dem nördlichen Theil des württembergischen Schwarzwaldes die Stadt Calw als ein solcher Knotenpunkt erscheint, so tritt im Süden der Abdachungsfläche des „Waldes" Rottweil als Hauptort auf. Ist doch Rottweil für den südwestlichen Theil unseres Landes, was Stuttgart — es ist ja gestattet, Vergleichungen anzustellen — in besonderem Grade dem mittleren Schwaben ist. Den Beweis zu dieser kühnen Behauptung möge das Nachfolgende geben.

6.

Wir fragen zuerst nach der Lage von Rottweil. Im Allgemeinen ist sie schon angegeben. Bestimmen wir sie genauer! Wir finden Rottweil unter der östlichen Länge von 26°17'16,8" und unter der nördlichen Breite von 48°10'5,8". Kämen wir von Stuttgart her, so würden uns seine Thürme bald entgegen winken, wenn wir eine ziemlich ausgebreitete Hochebene betreten hätten. Eine gewaltige Steige hinunter und eine nicht minder steile, beschwerliche Steige hinauf: und wir hätten Rottweil erreicht. Tief unten im engen Thale, dessen Wände gar jähe aufsteigen, fließt ruhig und ganz be-

scheiden der Neckar dahin. Somit liegt Rottweil am Neckar, und zwar auf seinem linken Ufer. Eine bedeckte Brücke führt über den jugendlichen Fluß. Die Meereshöhe des Wasserspiegels unter dieser Brücke ist 1667 par. Fuß. Die Erdfläche am Kaufhaus — die Hauptstraßen kreuzen sich dort — liegt 1840 p. Fuß über dem Meere. Wir stellen uns nun mitten in die Stadt. Ihre Straßen sind ungewöhnlich reich mit Schenkwirthschaften versehen; Thiere aller Art paradiren auf den Schilden derselben. Beinahe jedes Haus hat seinen Erker. Altrömische und neupompejische, mittelalterliche und moderne Elemente im Baustyl und im farbigen Anstrich der Häuser verleihen der Stadt ein buntes Aussehen. Noch mehr überrascht an einzelnen Stellen der eigenthümliche Ausblick. Ringsum sind es die dunkeln Wälder des hier beginnenden Schwarzwaldes, sowie des kühnen Gebirgszugs dort drüben mit seinen schroff aufsteigenden Gipfeln, die zunächst fesseln. Wir haben den dürftigen Heuberg, diesen „verlorenen Sohn der Alp," ganz nahe und sehen, wie er als östliche Bergkette gegen Südosten ausläuft und an seinen Grenzen seinen tiefernsten Nachbar, den Schwarzwald, begrüßt. Hohe Gipfel überragen in einer Höhe von mehr als 3000 Fuß den Meeresspiegel; die Lochen, der Hohenberg, der Dreifaltigkeitsberg, der Hohenkarpfen: sie alle treten in einer Linie auf, und nicht mit Unrecht nennt man sie die „riesigen Wächter des Heubergs." Tief unter dieser Gebirgswand dehnt sich ein freundliches Thal bis zur östlichen Abdachung des Schwarzwaldes aus. Mitten durch dasselbe schlängelt sich der Neckar, der während seines vierstündigen Laufes von Schwenningen her durch zwei Flüßchen — die Eschach und Prim — sein kleines Gewässer verstärkt hat und heiteres, regsames Leben in's Thal hinein bringt. Der

düstere Ernst der umliegenden Berghöhen wird dadurch lieblich unterbrochen; den stärksten Contrast zu jenen Wächtern bildet aber das fröhliche Rottweil. Denn unmittelbar über dem Spiegel des Neckars liegt ja die einstige Reichsstadt. So weit der Gesichtskreis in der waldbedeckten, bergumgrenzten Gegend reicht, ist diese beherrscht von ihrer ehemaligen Gebieterin. Mit welchem Hochgefühl mag sie in den Tagen ihrer Blüthe von ihrem erhabenen Standpunkt über ihr ansehnliches Gebiet hingeblickt haben! Doch wir sind mit unserer Darstellung noch nicht auf dem Boden der Geschichte angelangt. Verweilen wir deßhalb noch einen Augenblick bei dem kühn abgeschlossenen Naturbilde!

Auf welcher Gebirgsart stehen wir denn? Wir haben das Urgebirge verlassen; wenn auch in nächster Nähe der Schwarzwald sich hinzieht, so liegt Rottweil doch nicht in demselben. Die nordwestliche Ecke des Bezirks gehört zwar zum bunten Sandstein, allein die Stadt selber ruht auf dem Muschelkalk. Diese Gebirgsformation tritt bei Schwenningen in's Württembergische ein und ihre Hochebene gibt die große europäische Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Sie zieht sich ohne Unterbrechung in nordöstlicher Richtung über Rottweil fort und nimmt einen bedeutenden Theil unseres Vaterlandes ein. Das Aeußere dieser Hochfläche ist zwar hier ziemlich einförmig, einerseits wegen der vorherrschenden Nadelholzwaldungen, andererseits wegen des wellenförmig hügeligen Ansehens, hervorgerufen durch die tiefen Einschnitte der Flüsse der ursprünglich sanft geneigten Oberfläche. Aber gerade die Thäler sind es wieder, die jene Einförmigkeit theilweise unterbrechen und mitunter sehr reizende Partien bieten. Mag nun auch das Aeußere nicht so sehr anziehend erscheinen, so ist das Innere der ganzen Muschelkalk-

ebene und insbesondere desjenigen Theils derselben, auf dem wir uns gerade befinden, von größter Wichtigkeit; denn es umschließt einen der Hauptreichthümer von Schwaben — das Salz.

Das Gestein dieses Gebildes ist also Kalk, ein fester, dichter, aus einer ganz gleichartigen Masse bestehender, meist bläulichgrauer Stein, den man beinah überall auf den Landstraßen findet. Bei Rottweil zeigt das Innere des Gebirgs von unten nach oben vier Formationen, nämlich 1) die Trias mit vier Hauptgruppen: bunter Sandstein, Muschelkalk, Lettenkohle, Keuper; 2) die Oolitreihe mit drei Hauptgruppen; Lias, unterer Oolit und Jurakalk; 3) das Diluvium mit Geröllablagerungen, Letten und Leimen und der Eisenniere; 4) das Alluvium, ebenfalls mit Geröllablagerungen, sodann mit Kalktuff, Torf und Dammerde. Merkwürdig ist besonders in der zweiten Formation der Reichthum an Versteinerungen; Muscheln und Schnecken sind sehr zahlreich; auch Reste von Mammuth rc. finden sich in den Geröllen der dritten Formation auf einzelnen Höhen zwischen dem Prim- und dem Neckarthale. Von dem Salzgehalt dieser Gegend sprechen wir später noch.

Gerade bei Rottweil erhebt sich das Muschelkalkplateau am bedeutendsten; je mehr es sich nach Norden erstreckt, desto mehr senkt es sich. Und diese Erhebung über den Meeresspiegel, die hier immerhin 1800 bis 2000 Fuß beträgt, ist es vorzugsweise, welche das minder milde, ja sogar rauhe Klima zur Folge hat. Der Boden bei Rottweil ist derselbe wie im Unterlande, und dennoch bemerkt man hier oben nichts von Weinbergen und von Pflanzen, die das Unterland kennzeichnen und seine Fruchtbarkeit beurkunden. Sonst sollte man glauben, je mehr man gegen Süden aufsteige, desto

fruchtbarer und angenehmer müsse das Land werden; allein es ist hier umgekehrt. Das Land erhebt sich immer bedeutender, darum wird die Pflanzenwelt ärmer, beschränkter, der Wein wird geringer und kommt endlich gar nicht mehr fort. Es ist daßhalb sehr irrig, wenn man das unfreundliche Klima dieses Neckaroberlandes der Nähe des Schwarzwaldes zuschreiben will. Eben so irrig wäre es aber, wenn man die Rottweiler Landschaft mit einem gewissen Mitleid betrachten würde, weil sich das Klima hier anders gestaltet als „d'runten im Unterland." Daß sie ihr Gutes und Schönes ebenfalls hat, vermögen ihre herrlichen Fruchtfelder zu beweisen, bezeugen uns Rottweils heitere Insaßen genügend.

2.

Schon haben wir einen kleinen Streifzug in die Vergangenheit Rottweils gethan. Schicken wir uns jetzt an, einen genaueren Einblick in die Geschichte dieser Stadt zu thun!

Rottweil war eine freie Reichsstadt. Was will damit gesagt werden? Unser Württemberg besitzt eine größere Zahl solcher Städte, die vormals „freie Reichsstädte" waren. Somit dürfte unsere Frage schon gerechtfertigt sein.

Ueberhandnehmende Bevölkerung machte festere Ansiedlung und Vereinigung der sonst zerstreutlebenden Germanen nöthig. Aeußere Gefahren drängten nicht minder auf feste Wohnplätze. Allmälige Erweiterung einzelner Marken, Höfe und Weiler zu größeren Marken und Dorfschaften; Erlöschung jener Scheu der Altvordern gegen ummauerte Orte, die als Gefängnisse betrachtet wurden; Schutz hinter Mauern gegen räuberische Einfälle: dieß sind zunächst die allgemeinen Ursachen zur Entstehung der Städte in Deutschland. Wie nun

diese Entstehung bei jeder einzelnen Stadt noch ihre ganz besonderen Ursachen haben konnte, so unterlag auch die Entwicklung der inneren Verhältnisse besonderen Veranlassungen und Gründen. Unternehmender, thatkräftiger, jugendlicher Geist der Einwohner, Glück in den Unternehmungen, Friede und Gunst der Zeit ließen jene Entwicklung rascher vor sich gehen und führten nach und nach zur Selbstständigkeit, während andere Städte durch allerlei ungünstige Einwirkungen anderen Herren gehorchen mußten. Neben dem bekannten sächsischen Könige, Heinrich I. wirkten besonders wohlthätig zur Blüthe der Städte die Hohenstaufen. Zu ihrer Zeit, im 13. Jahrhundert vorzugsweise, schritten die Städte hinsichtlich der staatsrechtlichen Stellung und der dadurch bedingten Macht und hinsichtlich des Reichthums mit Riesenschritten voran. Die Städte wußten sich im Verlauf der Zeit das Recht der freien Wahl ihrer Vögte zu verschaffen. Die Bedeutung der königlichen Beamten sank in eben dem Grade, in welchem der Einfluß der städtischen Beamten stieg. Es entstund allmälig das, was man unter dem Stadtrecht verstand. Allein diese Entwicklung der Städte geschah nicht überall auf die gleiche Weise. Diejenigen, in denen die vorhin aufgezählten günstigen Elemente in verstärktem Maaße sich geltend machten, gelangten endlich zu einem kleineren oder größeren eigenen Ländergebiet und dadurch zur Unabhängigkeit, während diejenigen Städte, in denen allerlei Ungunst jedes Aufstreben lähmte und hemmte, immer von andern Gewalten abhängig waren. Diese blieben Landstädte, während jene sich zu freien Reichsstädten erhoben. Sie stunden unmittelbar unter dem Reiche und hatten sich nur unter des Kaisers Schutz und Schirm begeben, genoßen unmittelbare kaiserliche Gerichtsbarkeit und die größeren derselben besaßen Rechte, die sonst

nur Bischöfen und Herzogen zugestanden waren, wie z. B. das Münz- und Zollrecht.

Eine solche freie Reichsstadt war also auch unser Rottweil. Allein wir wollen seiner Geschichte nicht vorgreifen!

Rottweil hat ein sehr hohes Alter. Einige Geschichtschreiber sagen, es habe sich ein Rest von jenen Cimbern, welche im Jahre 101 v. Chr. bei Verona von dem römischen Consul Marius gänzlich besiegt wurden, in der Gegend vom Ursprung des Neckars bis gegen Tübingen hinab niedergelassen und namentlich die Gegend von Rottweil zu ihrem Hauptsitz erwählt, ja sogar diesen Ort selbst angelegt. Eine andere Meinung geht dahin, daß hier die im römischen Zehntlande von den Römern vielleicht im Zeitalter der Antonine (138 bis 180 n. Chr.) angelegte und um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christo von den Alemannen zerstörte Colonie Arä Flaviä (Flavische Altäre) zu suchen sei. Die Alterthumsforscher wurden auf diese Vermuthung geführt durch die Auffindung von nicht unbedeutenden Ueberresten von Römer-Anlagen auf diesem Punkte, so wie durch die nach allen Richtungen ausgehenden Hochstraßen. Auch die natürliche Lage dieses Punktes, auf einer Anhöhe beim Zusammenflusse der Prim und des Neckars, und die in neuerer Zeit aufgefundenen, nicht unbeträchtlichen römischen Gebäude, Mosaikböden mit trefflichen Abbildungen, Münzen, feineren Gefässe u. dgl. lassen auf eine bedeutendere römische Ansiedlung schließen. Welche Annahme nun die wahre sei, lassen wir billig unentschieden.

Was den Namen der Stadt selbst anbelangt, so sind die Gelehrten über dessen Ableitung ebenfalls sehr getheilter Ansicht. Diejenigen, welche Rottweil von den Cimbern

gegründet wissen wollen, sagen, die erste Silbe komme her von Rotte und die zweite von Will oder Vill (dem lateinischen villa, dem deutschen Weiler), und es wäre demnach der Ort zuerst gewesen ein cimbrischer „Rottenweiler", und diese Benennung wäre ihm auch nach seiner Vergrößerung geblieben. — Andere sagen, der Name komme her von Rota, Rath, und villa, Stadt, und bedeute so viel als — „Rathstadt." Noch Andere leiten den Namen ab von ausroden, ausreuten, weil hier der Platz zur Ansiedlung erst ausgerodet, d. h. vom Gestrüppe des Waldes habe befreit werden müssen. Dieses Ausrotten habe der Platz, wie Rottenburg, Reutlingen, als Andenken in seinem Namen bewahrt und „Rottweil" erinnere stets an diese Urbarmachung des Grundes und Bodens, auf welchem es liegt.

Urkundlich kommt nun der Ort Rottweil schon zur Zeit Pipins des Kleinen im März des Jahrs 763 vor. Unweit von der gedachten Römercolonie erhob sich an der Prim, am Fuße der sogenannten rothen Steige, der königliche Dinghof Rotenvila, der eine jener Hofdomänen war wie sie von Karl dem Großen namentlich in waldreichen Gegenden (wegen der Jagd) zur Bestreitung des Hofstaats gern angelegt wurden. Diese waren ursprünglich theils von Leibeigenen, theils von Freien bewohnt und erhielten im Laufe der Zeit Vorrechte um Vorrechte, in Folge deren sie sich zu Reichsstädten ausbildeten.

Wie lange der Ort an der Prim gestanden, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls wurde er theils wegen der häufigen Ueberschwemmungen, theils wegen seiner ungesicherten Lage bald an den Neckar und zwar dahin versetzt, wo jetzt die sogenannte Altstadt liegt. Damals war aber der Ort Rottweil noch klein und „von keinem sondern Ansehen, Vermögen und Landschaft." In der Mitte des 12. Jahrhunderts, zur Zeit

Kaisers Konrad III., scheinen die Rottweiler endlich, wahrscheinlich in Folge einer verheerenden Feuersbrunst, ihren Wohnsitz auf die Stelle des heutigen Rottweil gebaut zu haben, weil dieser Punkt schon von Natur sehr fest ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde die jetzige Stadt in jener Zeit gegründet, als der genannte Kaiser Konrad III. den Rottweilern wegen ihrer Verdienste um ihn — sie sollen ihm ein ganzes Jahr hindurch Schirm und Schutz vor den Angriffen Lothars gewährt und durch einen nächtlichen Ausfall diesen Kaiser zur Aufhebung der Belagerung der Stadt (1127) gezwungen haben — ansehnliche Privilegien und Freiheiten ertheilte, und sich viele vom benachbarten Adel und von den Landbewohnern geneigt zeigten, sich in dem begünstigten Rottweil nieder zu lassen. Auch später, nachdem Lothar gestorben und Konrad zum König gewählt worden war, leisteten ihm die Rottweiler noch Beistand und sollen sogar an der Belagerung von Weinsberg Theil genommen haben. Für solche Beweise der Ergebenheit und Treue zeigte sich Konrad der jungen Stadt sehr gewogen und begünstigte sie auf alle Weise. Dieser Zeitpunkt möchte deßhalb die Anfangsperiode der reichsstädtischen Selbstständigkeit Rottweils bilden. Im Verlaufe eines Jahrhunderts aber entwickelte sich das eigentlich freie reichsstädtische Wesen, und die Privilegien, deren wichtigste sich auf die Unveräußerlichkeit der Stadt vom Reich, Befreiung von auswärtigen Gerichten, Ausübung der Gerichtsbarkeit, namentlich des sogenannten Blutbanns, der Pürschgerechtigkeit, des Münz- und Zollregals u. s. w. bezogen, hoben es von Stufe zu Stufe.

Eine besondere Bedeutung erlangte Rottweil durch das Kaiserliche Hofgericht, das — wie es scheint — von Ulm während des 13. Jahrhunderts hieher verlegt wurde.

Dieses Gericht, unter den Hohenstaufen noch ein lehensherrliches, erhob sich später zu einem landesherrlichen Gerichte und war nach Bildung des Reichskammergerichts in Speier (später in Wetzlar) das dritthöchste Gericht des Reichs. Als solches hatte es einen sehr großen Gerichtsbarkeitsbezirk, der sich über Schwaben, Franken, den Oberrhein und zum Theil über die Schweizer Cantone erstreckte. Das Hofgericht erhielt sich — am Ende freilich nur noch ein Schatten seiner ehemaligen Macht — bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

„Die Reichsstadt Rottweil spielte besonders von der Mitte des 14. bis zum 16. Jahrhundert, zu welcher Zeit die Reichsstädte überhaupt ihre höchste Macht errungen hatten, eine nicht unbedeutende Rolle. Sie wußte theils durch ihre aufopfernde Thätigkeit auf den Reichs- und Kreistagen, theils durch ihre patriotischen Bemühungen um das Wohl des Reichs und seines Oberhaupts ihrem Namen hohe Achtung zu verschaffen. Die feindseligen Plane des Adels schlug sie oft mit ruhmvoller Thatkraft theils im allgemeinen Städtekrieg, theils in zahlreichen größeren und kleineren Privatfehden gegen die benachbarten Fürsten, Grafen, Ritter und Herren nieder. Eine Menge der umliegenden Ritterburgen wurde von den Rottweilern gebrochen, unter andern auch die zwei Stunden von der Stadt auf dem Hohenberg am Heuberg gelegene Stammfeste der Grafen von Hohenberg.“ Als Bundesgenossen in solchen Streitigkeiten stunden den Rottweilern besonders die helvetischen Eidgenossen bei. Unter solchen Kämpfen wuchs und erstarkte demnach die reichsstädtische Verfassung Rottweils. Unmittelbare Theilnahme der Bürger an der Gesetzgebung, Ein gemeinschaftliches Interesse sämmtlicher Staats-

angehörigen: diese Grundsätze waren gleichsam die Grundlage der erkämpften Verfassung.

Zur Rottweil'schen Landschaft gehörten 28 Dörfer. Die wechselseitigen Rechte und Pflichten zwischen Herrschaft und Unterthanen waren geregelt und zwischen beiden Theilen wurde die Eintracht selten erschüttert. Die empfindlichste Störung dieser Eintracht trat in Rottweil in Folge der Reformation ein. Ein Theil der Bürgerschaft erklärte sich für die neuen Lehren der Reformatoren. Die Kaiserliche Regierung in Innsbruck drohte der Stadt mit Wegnahme des Hofgerichts, falls sie dem katholischen Glauben abtrünnig werde. Dieser Hauptquelle der Einkünfte wollte man sich nicht verlustig machen. Der Magistrat griff zu den strengsten Maßregeln. Im August 1529 wurden alle Protestanten, gegen 400 Personen, aus der Stadt gejagt und aus derselben für immer ausgeschlossen. Diese Vertreibung so vieler, zum Theil sehr angesehener Familien wirkte natürlich nachtheilig auf das Wohl Rottweils. Weit nachtheiliger aber waren die nachfolgenden Kriege. Besonders brachten die Belagerungen und Besatzungen während des dreißigjährigen Kriegs, die Garnisonsverpflegungen, Kontributionen, Exekutionen, Plünderungen u. dgl., Rottweil an den Rand des Verderbens. Drei Vorstädte lagen in Schutt, viele Häuser in der Stadt selbst waren abgebrannt oder sonst unbewohnbar geworden. In der Landschaft sah es noch schlimmer aus. Die Dörfer und Weiler lagen in Asche und die Felder waren in weitem Umkreise verödet. Die Menschen, welche von Schwert, Hunger, Seuche, Elend und Jammer aller Art nicht aufgerieben worden waren, irrten obdachlos als Bettler umher. Das war ein schaudererregender Zustand!

Und von diesem tiefen Verfall konnte sich Rottweil nicht

einmal erholen. Kaum nach Verfluß eines Menschenalters begannen jene Kriege, welche mit kurzen Unterbrechungen bis in's 19. Jahrhundert hinein Deutschland zum Schauplatz unsäglicher Leiden machten. Es würde zu sehr in's Breite führen, wollten wir erzählen, auf welche Weise Rottweil heimgesucht wurde in den Kriegen Ludwigs XIV. von Frankreich gegen Deutschland, im spanischen Erbfolgekrieg und endlich während der französischen Revolutionskriege. Geldleistungen im größten Maßstabe, Naturallieferungen, Krankenverpflegungen folgten sich Schlag auf Schlag. Endlich mußte sogar zu Gebietsveräußerungen geschritten werden, um allen Anforderungen zu entsprechen.

Der Friede zu Lüneville machte den letzten Drangsalen ein Ende; aber auch den Reichsstädten als solchen gab er den Todesstoß. Rottweil wurde im Jahr 1802 der Krone Württemberg zugetheilt und seine Reichsunmittelbarkeit hatte aufgehört. Die Klöster der Stadt wurden aufgehoben. Von den noch zur Reichsstadt gehörigen 24 Dörfern kamen 18 an Württemberg, 6 an Baden. Der damalige Herzog Friedrich von Württemberg ließ den Rottweilern verkündigen, daß er „der Stadt und der Unterthanschaft mit höchster Gnade zugethan und geneigt und erbötig sei, ihre Wohlfahrt und Glückseligkeit auf alle Weise zu befördern." Die Besitznahme selbst geschah am 24. Nov. des Jahrs 1802. Die alte Reichsstandschaft der Stadt Rottweil hörte nach und nach in allen ihren Theilen und Beziehungen auf; ihre alte politische und damit auch ihre historische Bedeutung ging verloren, und Rottweil nahm den Charakter einer württembergischen Landstadt an, obgleich es als solche einen nicht geringen Rang einnimmt und heute die tonangebende, wichtigste Stadt im Südwesten unseres Vater-

lands ist. Hat in gewissen Richtungen die Herrlichkeit und der Glanz der ehemaligen Reichsstadt gänzlich aufgehört, so sind ihr doch als württembergische Besitzung neue Glückssterne aufgegangen und ihre Einwohner führen unter dem milden Regimente des württembergischen Fürstenhauses ein behäbiges Leben.

3.

Hören wir nun noch Eingänglicheres über das Wesen und die Wirksamkeit des **Hofgerichts.**

Nach der vom Kaiser Maximilian II. im Jahr 1572 erneuerten Hofgerichtsordnung bestand das Hofgericht aus einem Hofrichter, seinem Stellvertreter und 13 Beisitzern oder Urtheilssprechern. Diese waren aus dem Stadtrathe Rottweils genommen. Daneben waren ein Fiskal (ein Beamter, der die Rechte des öffentlichen Schatzes, der Staats- und Strafkasse vertrat), Prokuratoren, das Kanzleipersonal, ein Sekretär des Gerichts, Kanzleidiener, Zeugenkommissarien, ein Pedell, Hofgerichtsboten (welche die Erlasse des Hofgerichts den Parteien oft in weiter Ferne zu eröffnen hatten) thätig. Die Sitzungen des Hofgerichts fanden theils unter freiem Himmel, an der kaiserlichen Landstraße auf dem dazu geordneten Platze, theils auf dem Rathhause zu Rottweil statt. Das Hofgericht behauptete gegenüber von den kaiserlichen Landgerichten den Charakter eines übergeordneten Gerichts, sofern es nicht nur mit den in seinem Bezirk befindlichen kaiserlichen Gerichten concurrirte, sondern auch über die Erkenntnisse derselben in bestimmten Fällen eine oberrichterliche Gewalt auszuüben hatte. Dahin gehörten nämlich nicht nur alle Gattungen gerichtlicher Streitsachen, sondern auch andere gerichtliche Verhandlungen, z. B. Verzichtleistungen, Ver-

weisungen, Testamente, Schenkungen, Käufe 2c. Während in den ersten Zeiten seines Bestehens sich die Gerichtsbarkeit des Hofgerichts über einen großen Theil des damaligen südwestlichen Deutschlands erstreckte, wurden bald und schon sehr frühe viele Stände von ihr ausgenommen, eximirt, wie z. B. die Kurfürsten, die Erzherzoge von Oesterreich, die Herzoge von Württemberg, die Stifter Bamberg, Straßburg, Würzburg, die Johanniter, der deutsche Orden, viele Aebte und Klöster, mehrere Städte, Rottweil selbst, die schweizerischen Eidgenossen 2c. Im Laufe der Zeiten verengte sich dann der Sprengel des Hofgerichts immer mehr und es suchten insbesondere die schwäbischen Kreisstände die gänzliche Aufhebung des Hofgerichts herbei zu führen. Obgleich das nicht gelang, so verlor es doch mehr und mehr an Bedeutung, bis es endlich mit dem Aufhören der Reichsstandschaft Rottweils 1802 völlig unterging.

Noch bis auf diesen Tag bezeichnen sechs uralte hohe Linden und der große steinerne, mit dem doppelten Reichsadler gezierte und mit der Jahrszahl 1781 versehene Stuhl des Hofrichters die historisch denkwürdige Stelle, wo so viele Jahrhunderte hindurch über die wichtigsten Angelegenheiten der zu dem weiten Gerichtsbezirke gehörigen hohen und niedern Stände „gehaint" wurde. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, das uns bei Betrachtung dieses merkwürdigen Platzes beschleicht. Ueber ein halbes Jahrhundert steht er verlassen; sonst war er der sichere Zufluchtsort Unrechtleidender und verfolgter Parteien, der Schrecken aller derjenigen, die gegen Pflicht und Recht frevelten! Sonst gingen von dieser Stelle jene gefürchteten Aechtungen aus, durch welche nicht blos einzelne Menschen für bürgerlich todt erklärt und genöthigt wurden, oft fern von ihrer Heimath Schutz in solchen Städten zu suchen, welche das Recht hatten, „offene Aechter hausen

und hofen" zu dürfen, sondern durch welche sogar ganze Städte in den Unfrieden erklärt und von der Gemeinschaft mit Andern ausgeschlossen wurden. Mit Recht eine gefürchtete Stelle!

Am 22. Juli 1784 wurde auf dieser Stätte das letzte Hofgericht unter freiem Himmel an der offenen Landstraße gehalten unter dem Vorsitz des Hofgerichtsstatthalters, des Freiherrn Ludwig von Freiberg zu Wellendingen.

Um ein Bild einer solchen öffentlichen Hofgerichtssitzung zu geben, füge ich noch Folgendes bei. Vor derselben wurde gewöhnlich eine Privatsitzung in dem Rathhause gehalten, in welcher der Hofrichter oder dessen Statthalter den Zweck seiner Ankunft ankündigte und von dem sämmtlichen Hofgerichtspersonal auf's feierlichste bewillkommt wurde. Nach Beendigung dieser Sitzung bewegte sich der Zug unter Paradirung der am Rathhause aufgestellten Bürgerwache und unter Rührung der Trommel, sowie unter dem Geläute der großen Glocke im Kapellenthurm in folgender Ordnung zum Hofgerichtsgarten: Vor dem Wagen des Hofrichters gingen der Pedell mit dem Hofgerichtsstab und einer der Hofgerichtsboten mit dem Urtheilbuch; hinter dem Wagen folgten paarweise im Mantel und mit Degen versehen die Hofgerichtsassessoren, die Kanzleibeamten, der Fiskalkommissär, die Advokaten und Prokuratoren. War der Zug im Hofgerichtsgarten angelangt, so nahm der Hofrichter oder in seiner Abwesenheit der Statthalter auf dem Stuhle Platz, und um ihn ließen sich an den Schranken rechts der Bürgermeister und der Amtsschultheiß, links die übrigen Hofgerichtsassessoren auf den Bänken nieder. Hinter dem Amtsschultheißen setzten sich die Kanzleibeamten an den Tisch, auf welchen die Hofgerichtsordnung vom Jahr 1572, das Quodlibet — ju-

ridische Erörterungen der Hofgerichtsordnung — von Dr. Johann Georg von Zimmern und das Urtheilbuch lagen. Am untern Theile der Schranken und zwar noch innerhalb derselben nahm der Fiskalkommissär Platz und außerhalb derselben stellten sich die Advokaten und Prokuratoren auf. Am Eingang der Schranken aber standen der Pedell und der Hofgerichtsbote. Wenn diese Personen alle ihre Plätze eingenommen hatten, so übergab der erste Assessor den ihm vom Pedell überreichten Hofgerichtsstab dem Hofrichter. Dieser eröffnete dann die Sitzung gewöhnlich mit einer Anrede an die Bürger von Rottweil. Nach dieser begannen die eigentlichen Gerichtsverhandlungen. Waren diese beendigt, so rief der Pedell die nächste öffentliche Sitzung aus, womit die Gesammtverhandlung geschlossen wurde. Der Zug bewegte sich in der angegebenen Ordnung zur Stadt zurück in's Rathhaus, wo sofort die Namen der Geächteten und Gerichteten in das Achtbuch eingetragen und dann im Gerichtsbezirk bekannt gemacht wurden. Was mag zu solchen Zeiten für ein bewegliches Leben in der Gerichtsstadt eingekehrt sein! Aus allen Fenstern beschaute man den Zug. Die Straßen waren dicht von Zuschauern besetzt. Und auf dem Forum selbst stand Mann an Mann, und in leisester Stille lauschte die Menge der Urtheilssprüche des hohen Gerichts!

Wenn nun auch der Stadt Rottweil dieses großartige Schauspiel nimmer zu sehen vergönnt ist, wenn dieß altehrwürdige Gericht längst aufgehört hat, thätig zu sein; ein anderes ähnliches Gericht wird seit etlichen Jahren in ihren Mauern abgehalten, das sogenannte S c h w u r g e r i c h t. Zwar dient zu seinen Sitzungen nicht der Hofgerichtsgarten; dennoch sind sie auch innerhalb der vier Wände dem Zutritt aller Erwachsenen offen.

4.

Das gegenwärtige Rottweil mit seinen Merkwürdigkeiten zu sehen sei jetzt unsere Aufgabe.

Die Stadt ist von zwei sehr breiten und ziemlich langen Hauptstraßen durchkreuzt. Dadurch zerfällt die innere Stadt in vier Stadttheile. Jene oberen beiden sind der Sprengerort und der heilige Kreuzort; diese beiden unteren nennt man aber den St. Lorenz- und den St. Johannesort. Der erste hat seinen Namen wahrscheinlich von dem Geschlechte der Sprenger, der zweite aber von der heiligen Kreuzkirche. Der Lorenzort, von der in seinem Revier auf dem Gottesacker erbauten Kapelle zu St. Lorenz also benannt, hieß früher der „Judenort". Der St. Johannort bekam seine Benennung von der ehemals in seinem Distrikt gelegenen Kirche zu St. Johann. Die noch jetzt vorhandene Vorstadt wurde von dem beim Hochthurm gestandenen Waldthore „Waldthorort" oder gemeinhin „Waltherort" geheißen. Somit war Rottweil in fünf besonders benannte Orte eingetheilt.

Noch zwei andere Vorstädte gehörten früher zur Reichsstadt Rottweil. Dort draußen — wir gehen eben jetzt dieser Richtung nach — stand die eine mit einem Hauptthor und zwei kleinen Nebenthoren. Um in sie zu gelangen, mußte man über die Hochbrücke, auf der wir bereits angekommen sind, gehen. Eine solche Brücke hätten wir hier nicht gesucht. Welch ein tiefer Graben! Während die Stadt auf der Seite, auf welcher wir in sie gelangten, durch den jähen Abhang gesichert war, hat man auf dieser Seite den tiefen Stadtgraben hergestellt, damit es dem Feinde unmöglich sei, in die

Stadt zu gelangen. Diese Hochbrücke ist heute noch eine Zierde der Stadt. Sie ruht auf zwei imposanten Schwibbögen, von denen jeder 72 Fuß hoch ist. Das Ende der Brücke zierte ein großer Wachthurm, „Wagdenhals" genannt. Das Ganze bildete den Brückenkopf zu der damals noch mit Dielen bedeckten Hochbrücke.

Die zweite Vorstadt lag in der sogenannten Au an der östlichen Außenseite der Stadt. Wir haben diesen Theil schon gesehen und dort fiel uns ein kleines Haus besonders seiner Lage wegen auf, denn es steht auf der Spitze der schroff in die Tiefe abstürzenden Bergwand. An dieser Stelle befand sich ehedem die Kirche dieser Vorstadt, zu St. Michael genannt. Obgleich diese Vorstadt schon durch den vom Neckar umflossenen Bergrücken als uneinnehmbar erscheint, so war sie doch noch durch eine Ringmauer befestigt. Drei Thore bewahrten diesen Theil des wohlbeschützten Rottweils: eines war unten am Rankwege, eines an der Schömberger Brücke, und eines da, wo jetzt der Gasthof zur Linde steht.

Heute bemerkt man an diesen Vorstädten keine besondere Abtrennung mehr von dem Innern der eigentlichen Stadt. Die Thore sind bis auf das gegen Westen, von dem sein Thurm herunterwinkt, verschwunden. Aber die Ringmauern um die Stadt beweisen immer noch zur Genüge, daß Rottweil in jenen Tagen, da kleinere Fehden und größere Streitigkeiten selten ruhten, eine trefflich befestigte Stätte gewesen sein muß und den Angriffen der Feinde wohlgemuth Trotz zu bieten vermochte. Nicht blos diese Mauern und Thore, auch sonstige Bauten halfen zur Abwehr der Feinde. Noch jetzt stehen einzelne derselben und lassen erkennen, daß Rottweil unter den Bundesgenossen und Gleichberechtigten keine geringe

Rolle gespielt haben kann; die Geschichte der Stadt weist auch nach, daß diese Behauptung ihre volle Berechtigung hat. — Doch wir wollen nun einige Bauten genauer ansehen.

Da ist zunächst der sogenannte Hochthurm, der unserer Beachtung werth ist. Er steht auf dem höchsten westlichen Punkt der Stadt. Schon durch seine Lage und Höhe, noch mehr aber durch sein Alter ist er von Interesse. Hat man in ihm doch einen Römerthurm erkennen wollen! Der Thurm selbst ist viereckig und von massiver, regelmäßiger und einfacher Bauart. Sein Aeußeres besteht aus lauter gekröpften Quadern. Seine Höhe bis an den Kranz beträgt 140 Fuß. Ueber diesem erhebt sich ein Spitzdach. Ursprünglich soll statt desselben eine einfache Zinne vorhanden gewesen sein. Auf der östlichen, der Stadt zugekehrten Seite finden sich große, in Bogen gewölbte Oeffnungen in der Größe und Weite von Thüren, ähnlich denjenigen, welche man sonst auch an Mauerthürmen anderer Städte wahrnimmt. Diese Oeffnungen waren in solchen Thürmen insofern nöthig, als die aufgestellten Wurfmaschinen, die Waffen vor Erfindung des Schießpulvers, und die schweren und langen Balken, welche jenen Maschinen Schnell- und Schwungkraft geben mußten, im Thurmraume nicht Platz hatten, und daher, um auf- und abspielen zu können, in's Freie hinausragen mußten. Nach diesen Oeffnungen und nach der Lage des Thurms überhaupt zu schließen, war derselbe ein Vertheidigungsthurm, der hier sehr zweckmäßig angebracht war; denn die ganze Umgegend desselben hat eine höhere Lage als die Stadt. Zugleich diente er auch zu einem „Lug- oder Wartthurm," was theils seine

Lage auf der früher rings mit Wald bedeckten Höhe, theils seine Zinnen zu beweisen scheinen. Bekanntlich wurden solche feste Thürme, sogenannte „Lug-in's-Land," besonders im Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut. So mag auch dieser Hochthurm als eine Zierde der Stadt und als ein Hort derselben jener Blüthezeit der Reichsstädte seine Entstehung zu verdanken haben. Andere Forscher schreiben dem Thurm ein weit höheres Alter zu. Sie halten ihn für einen römischen Wartthurm. Als Beweis hiefür dient ihnen die Inschrift eines Steines, welcher bei Errichtung der Schanzen in der Umgebung des Thurms ausgegraben wurde. Jene Inschrift besagt, daß der Stein ein den Wegegöttern gewidmeter Gelübdestein war. — Genießen wir von hier aus noch die Aussicht. Da begegnet uns wieder der Heuberg. Ueber den an seinen Abhängen mit Wald bekleideten Vorstufe von Feckenhausen und Wellendingen erhebt sich mächtig der Hochberg, zur Linken durch die Kuppe des Oberhohenbergs, zur Rechten durch das Riff des hohen Lembergs symmetrisch begrenzt. Der Plettenberg mit seinem Steilabfall und seiner kahlen Wand bildet die markirte Grenze des Hochgebirgs gegen die Vorstufe des Hügellands, und der eigentliche Heuberg verliert sich südlich in die angrenzenden Höhen des Höhgau's.

Begeben wir uns von diesem Bauwerk, das zur Sicherung irdischen Lebens und zeitlichen Glücks dienen mußte, zu jenen Bauten der Stadt, welche zur Pflege inneren Wohlseins und göttlichen Friedens gegründet wurden. Und deren hat Rottweil nicht wenige. Wir besuchen einzelne derselben.

Da finden wir zunächst die **Kapellenkirche**. Eine Urkunde vom Jahr 1364 sagt über ihren Ursprung nichts weiter, als daß sie „vor vielen Zeiten und manchen Jahren zur Ehre der heiligen Mutter, Unserer Lieben Frauen St. Marien" gestiftet worden sei. Nach dieser Urkunde zu schließen, war die Kapelle ein von Benachbarten und Auswärtigen wegen eines in ihr befindlichen „Gnadenborns" zahlreich besuchter Wallfahrtsort. Denn — so erzählt eine Sage — hier entsprudelte in der Mitte des Kapellenthurms, der ursprünglich von allen vier Seiten offen war, eine Quelle, welche für kranke Augen die herrlichsten Heilkräfte hatte. Aber der Himmel ließ diese Quelle später versiegen, weil die Wallfahrer zu sehr Aberglauben mit dem Wasser trieben. War nämlich das Gebet in der Kapelle verrichtet, so wusch man sich in der Quelle die Augen, und glaubte man, vor allen Augenkrankheiten gesichert zu sein.

Bei der großen Zahl der herbeiströmenden Wallfahrer war der Raum in der Kapelle bald zu klein. Es wurde deßhalb in der Mitte des 14. Jahrhunderts an den schon vollendeten Thurm eine eigene Kirche mit Chor gebaut. Im Jahr 1478 wurde der Chor vergrößert. Die von diesem Bau noch stehenden Seitenpfeiler, die noch vorhandenen Spitzbogen der Fenster lassen auf eine gothische Form schließen. Der Charakter der Kirche entsprach im Ganzen dem gothischen. Im Jahre 1721 mußten bedeutende Baureparationen vorgenommen werden. Das Gewölbe stürzte zusammen. Der innere Raum der Kirche wurde erweitert, indem man die Seitenmauern weiter hinausrückte. Auch das Dach wurde neu hergestellt. Im Jahr 1733 wurde die Kirche mit den beiden neuen Altären eingeweiht und zwar zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria.

Heute ist diese Kirche die zweite Stadtpfarr- und Gymnasiumskirche.

Der Thurm der Kirche ist sehr hoch und zum Theil gothischen Charakters. Die Zeit seiner Erbauung ist eben so wenig bekannt, als der Name des Meisters, der ihn aufführte. Ist dieses Gebäude auch nicht in jenem alten, rein gothischen Styl ausgeführt, wie z. B. die Frauenkirche in Eßlingen, so beurkundet es doch sowohl in der ursprünglich ganz durchbrochenen Form des oberen Theils, als in den einzelnen Theilen des Unterstockes, namentlich in seiner schönen Vorderseite, seinen drei Rosetten und den überall hervortretenden spitzbogigen Formen einen wirklich gothischen Geschmack. Das Portal, überhaupt der untere Theil ist reich verziert mit plastischen Steinfiguren von erhabener und halberhabener Arbeit. An der westlichen und südlichen Seite stehen die Apostelgestalten. Oberhalb der Pforte ist das jüngste Gericht dargestellt. Engel führen die frommen Seelen in's Himmelreich; dieses ist durch jene auf der rechten Seite befindlichen Kirche versinnlicht. Satanische Gestalten schleppen die Gottlosen hinunter in die Hölle; diese wird durch den Drachen mit offenem Schlund veranschaulicht. Links vom Portale, oberhalb der Seitenthüre, ist in knieender Stellung eine ritterliche Figur dargestellt, die wahrscheinlich einen ehemaligen Patronatsherrn der Kirche vorstellen soll, dessen Wappen in dem Schildchen sich findet, das unter der vordern Rosette angebracht ist.

Ueber die Bedeutung und das Besondere der gothischen Baukunst soll uns ein Gelehrter — Friedrich Schlegel — noch einigen Aufschluß geben. Dieser sagt unter Anderem: „Was der gothischen Baukunst am nächsten

liegt, das ist der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der, vom Boden losgerissen, kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Das nun ist es eben, was Jeden mit dem Gefühl des Erhabenen beim Anblick dieser wie Strahlen emporschießenden Säulen, Bogen und Gewölbe erfüllt, wenn er sich dieses Gefühl auch nicht in einen deutlichen Gedanken auflöst. Aber auch alles Andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich. Der Altar wurde gern gegen den Aufgang der Sonne gerichtet. Die drei Haupteingänge nehmen die hereinströmende Menge von den verschiedenen Weltgegenden her auf. Drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit. Der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe. Die Gestalt des Kreuzes war schon von früh in der christlichen Kirche gesucht worden, nicht bloß willkürlich, wie man etwa wähnen möchte, oder daß es gar nur als ein Hinderniß der sogenannten schönen Form zu betrachten sei; denn alle diese gewählten Formen stimmen innigst zusammen und bilden Ein Ganzes. Die runde Säule hatte die christliche Baukunst schon frühe vermieden; da aber die aus drei oder vier runden Säulen zusammengesetzten keine gute Form geben, so wählte man jene schlanken, wie aus einem Bündel verschlungener Röhren in der mannigfaltigsten Fülle und Einheit leicht emporfliegenden Säulen. Die Grundfigur aller Verzierungen dieser Baukunst ist die Rose. Daraus ist die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme in allem ihrem Blätterschmuck und reichen Blumenverzierungen abgeleitet. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja, wenn

man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens."

Wir eilen nun auf den ehemaligen Gottesacker der Rottweiler. Leben zu suchen, ehe der Tod uns sucht, mahnen nicht nur die Grabeshügel, sondern auch die kleine Kapelle daselbst, die St. Lorenzkapelle. Sie ist es, welche wir sehen wollen. Und was sollte sie denn Merkwürdiges zu bieten haben, diese kleine Kirche? Schon schließt man uns ihre Thüre auf und — wer hätte hier solcherlei Alterthümer und Prachtstücke zu sehen gehofft!

Wir sind mitten in eine Sammlung von Kunstwerken verschiedener Art getreten, die alle in der Zeit von 1300 bis 1500 n. Chr. entstanden sind. Und wie groß die Zahl derselben ist! Wahrlich, eine herrliche Fundgrube für jeden Kunstfreund und Kunstkenner! Das alte Schwabenland ist ihre Heimathstätte; da wurden sie gefunden, diese Schnitzwerke und Gemälde. Sie repräsentiren die schwäbische Kunstschule, die ihren Mittelpunkt in Ulm hatte. Es sind also lauter altdeutsche Kunstschätze; alle sind aus der, den Deutschen bis in's 16. Jahrhundert eigenthümlichen Kunstanschauung und Darstellungsweise hervorgegangen. Sämmtliche Bilder unterscheiden sich von den Werken der neueren Zeit durch Ausdruck, Stellung, Haltung und Kleidung. Nach ihrem Ausdruck zeugen sie von frommem Geiste, lebendigem Glauben, edler Einfalt, und von Geduld, Sanftmuth und Gottergebenheit. Ist ihre Stellung und Haltung oft auch nicht naturgemäß, so ist dieselbe doch immer edel und öfter sehr naiv und gefällig. Die Kleidung ist reich und weit, vielfach und mannigfaltig durch Falten gebrochen und

geeignet, den Seelenadel der dargestellten Personen auszudrücken.

Die Kunst, die hier vor unser Auge tritt, ist naturwüchsig, d. h. sie hat sich ohne fremde Zuthaten und Einflüsse selbstständig, gleichsam aus der deutschen Nation heraus entwickelt und ausgebildet. Die Bilder sind ureigenste Schöpfungen unserer Voreltern, und diese stehen hier vor uns in ihrer Gott- und Weltanschauung. Sie öffnen uns ihr kindlichreines Gemüth, ihr frommglaubiges Herz, ihr gottdurchdrungenes und liebeverklärtes Wesen. Darum sprechen uns diese herrlichen Schätze so überaus wohlthuend an. In ihren Werken leben die kühnen Meister, die sich durch sie in gewisser Richtung Unsterblichkeit errangen. In lieblichen, gelungenen Gestalten haben wir vor uns, was ihr inneres Auge geschaut. Ehre, Hochachtung allen denen, die zu solcher seltenen Sammlung den Anstoß gaben! Ehre, Hochachtung und Dankbarkeit denen, die sie zu solcher Vollendung brachten. Und wie heißen denn diese hochherzigen Männer? Darauf antwortet unser Führer, daß auch an diesem Werke unserem kunstliebenden Könige der bei weitem größeste Theil zuzuschreiben sei, daß er es gewesen, der einen großen Theil dieser Sammlung der Stadt Rottweil schenkte, so sich auch hier ein bleibendes Denkmal setzend. Dann aber sei es ein Geistlicher hiesiger Stadt, Kirchenrath Dursch, dessen Name nicht verschwiegen werden dürfe, wenn es sich darum handle, die Gründer dieser Kunstausstellung zu nennen.

Aber wir wollen nicht obenhin diese Gebilde betrachten. Schicken wir uns an, einzelne genauer zu beschauen!

Von den Bildern an der westlichen Wand, links vom Eingang, zieht besonders jenes Hautrelief an, das die heil. Familie — Maria, Joseph, das Christuskind, Anna und Joachim mit zwei Engeln — darstellt in einer Weise, die die

gemüthlichste Auffassung und eine Weichheit, Zartheit und Vollendung verräth, wie sie selten so innig und warm hervortritt. Es gehört zu den ausgezeichnetsten altdeutschen Schnitzwerken und soll früher in der Pfarrkirche zu Biberach gewesen und von einem Privatmann erworben worden sein.

Apostelfiguren, die schmerzhafte Mutter und Bilder einiger Heiligen finden sich ebenfalls auf dieser Seite.

Von den Bildern an der nächsten Wand betrachten wir näher die Kreuzerfindung. Die Kaiserin Helena erkennt hier mit ihrem Sohne Konstantin nebst seinem Gefolge das Kreuz Christi daran, daß durch dessen Berührung eine todte Person vom Grabe aufersteht.

Dann sind es einige Bischöfe, Bilder einiger Evangelisten, die h. Anna, die h. Familie, einige h. Frauen, die wir noch bemerken. Von besonderer Schönheit ist aber der heilige Augustinus. Welch feines, liebliches Gesicht! Diese Züge, dieser Ausdruck, dieser Adel — wer sollte meinen, daß es möglich wäre, sie aus Holz so unübertrefflich zu formen?

Da kommen wir zu dem h. Wendelin mit Kappe, Hirtenstab und Tasche. Wieder ein Kunstwerk, das — wie dort der h. Rochus, der h. Veit und der h. Martin — zu den besten Schnitzwerken der ganzen Sammluug gehört. Und wo wurde es gefunden? Auf dem Dachboden der Kirche zu Heerberg, O.A. Gaildorf, lag es bestaubt und ungekannt, bis Kennerhand und Kennerblick es hervorzogen.

Die Gruppe hier ist wiederum ein vortrefflich gelungenes und gut erhaltenes Werk. Christus am Kreuze inmitten der Schächer, unten Longinus, der mit der einen Hand eine Lanze hält, mit der andern aber auf sein Auge deutet, das, nach der Legende, sich öffnete, nachdem er die Seite Jesu

geöffnet hatte; rechts der Hauptmann, der den Tod des Gerechten erkennt — dieses Alles hat uns der Künstler hier versinnbildet. Man wollte für dieses Stück schon 900 fl. bezahlen, so werthvoll ist es.

Wir begegnen hier noch verschiedenen Heiligen, die alle mehr oder minder schön dargestellt sind.

An der südlichen Wand stehen Apostel-, Madonnen- und Heiligenbilder und wiederum solche, die sich auf das Leiden Jesu beziehen.

Alle diese Schnitzwerke besonders aufzuführen und sich über sie auszulassen, würde zu lange aufhalten. Der Führer nennt sie uns alle mit Namen. Gewiß ist, daß ein ganz eigenthümliches Gefühl uns in dieser Kapelle übermannt. Wir wandeln zwar unter Todten und doch auch unter Lebendigen. Der Geist jener Männer, von denen diese Bilder geformt sind, weht uns so friedlich und so erquickend an; wir vernehmen aus all diesen Kunstschöpfungen den Grundton, der die Herzen dieser Künstler durchdrang; es thut uns innig wohl, die ganze Macht des Glaubens in diesen Gestalten vertreten zu sehen; wir fühlen uns versetzt in jene Zeit der Christenheit, in der die ganze Kunst sich einzig im Dienste der Religion offenbarte und in diesem Dienste ihre Siege feierte.

Von den wenigsten Gestalten sind ihre Bildner bekannt. Man will aus einzelnen Werken die Meister Friedrich Schramm aus Ravensburg, Veit Stoß aus Nürnberg und Andere erkennen.

Und wenn wir vollends fragen, wo diese Kunstschätze gefunden wurden, so müssen wir nur über den Eifer und die Unverdrossenheit der Sammler staunen, die überall nachforschten in Kapellen, Kirchen, Schulhäusern, ja sogar unter den

Dächern der Gotteshäuser; sowohl in der nächsten Umgebung Rottweils: in Hausen ob Verena, St. Georgen, Geißlingen bei Balingen, Dietingen, Villingendorf, Türbheim, Weilheim, als in entfernteren Gegenden, hauptsächlich in Oberschwaben, wurden die kunstsinnigen Männer durch diese herrlichen Funde für ihre Bemühungen belohnt. Und so hat Rottweil in dieser großen, kostbaren Sammlung altdeutscher Schnitzwerke und Malereien einen Schatz, dessen Werth kein Gold aufwiegt und der aus nah und fern zahlreiche Freunde der Kunst herbeizieht.

Die schönste Kirche der Stadt Rottweil ist die Heiligkreuzkirche. Schon stehen wir vor ihr. Treten wir ein! Wie herrlich das Innere dieser Kirche hergestellt ist! Wahrlich, der Sinn für das Heilige ist noch nicht ausgestorben! Wer hätte hier solch erhabenes, wunderlieblich geschmücktes Gotteshaus gesucht? Mögen auch viele Malereien die Wände schmücken: es ist doch nicht überladen mit Verzierungen. Wohin das Auge blickt, wird es angenehm überrascht. Besonders bemerkenswerth und sehenswürdig ist der Hochaltar in gothischem Geschmacke, der durch den rühmlichst bekannten Architecten Heideloff hergestellt wurde. Nicht minder anziehend und fesselnd sind die fünf Fenster des Chors mit ihren herrlichen Glasmalereien. Während die vier ersten derselben ausgezeichnete Bilder aus der Lebensgeschichte Jesu Christi enthalten, diente das fünfte dazu, das Andenken an das Regierungs-Jubiläum des Königs Wilhelm (1841) zu verewigen. Dieß Fenster enthält zunächst einen reich geschmückten Hochaltar, an dessen Stufen eine weibliche Figur kniet. An ihrer Städtekrone auf dem

Haupte und an der heraldischen Farbe ihres Gewandes ist sie leicht als die personificirte Stadt Rottweil erkennbar. Sie trägt eine goldene, mit schwarzen Adlern besetzte Tunika und darüber einen purpurnen, mit weißem Atlas gefütterten Mantel. Ihre Blicke sind auf das vor dem Altar stehende Kruzifix gerichtet. Die linke Hand weist auf den Gegenstand ihres Gebets, auf den geliebten König, der in Lebensgröße im königlichen Ornat, umgeben von dem heiligen Wilhelm und dem heiligen Georg, der Matrone zur Seite steht. Hoch oben thront in himmlischer Glorie die heilige Dreieinigkeit, deren Glanz besonders auf die untern Felder fällt, die neben den vorzüglichsten, von dem Königc in's Leben gerufenen Schöpfungen auch diejenigen mit Nameu andeuten, welche für Rottweil von besonderem Interesse sind. Unter dem Bilde Gottes blinkt ein Stern, dessen Strahlen auf das Haupt des Königs fallen, als Symbol für die Erhörung des Gebets der am Altar knieenden Repräsentantin der Stadt. In den untersten Feldern prangt das königliche Wappen mit dem bekannten königlichen Wahlspruche; in den Ecken rechts und links erblickt man Rottweils Stadtwappen. Das Ganze ist sehr geschmackvoll mit gothischer Architektonik verziert, die Zwischenräume sind von den genannten zwei Patronen und den vier Evangelisten ausgefüllt. Diese Malereien, von den Glasmalern Kellner in Nürnberg ausgeführt, zeugen sämmtlich von hohem Kunstsinn und verschönern diesen Tempel ungemein.

Auch die Kanzel, getragen von einem Löwen mit blitzenden Augen und gestacheltem Schweif, und die Altäre bei den Beichtstühlen bieten des Schönen so viel, daß wir uns kaum von einem Gegenstande trennen können, um wieder einen andern, noch schöneren zu besichtigen.

Aber während wir so von Gemälde zu Gemälde, von Bild zu Bild eilen und uns an jeglichem ergötzen, begegnen uns Gestalten, die mir wenigstens noch weit interessanter sind, von denen ich mein Auge fast nicht wenden kann. Dort knieen zwei Kinder vor einem Altare. Schauen wir doch diesen zu! Das größere Mädchen führte sein kleines Schwesterlein — es mag kaum drei Jahre alt sein — in diese schönen, heiligen Hallen; hier, im gottgeweihten Hause, will es Schwesterliebe üben, Schwesterwerk vollbringen. Wie dieses Bild mich entzückt! Jetzt falten sie die Hände; das kleine, zarte Geschöpf schaut nur auf seine Führerin; es kniet auch auf die Staffel; es spricht des älteren Geschwisters fromme Worte nach; es lächelt verklärt und selig zum Jesusbild hinauf. O wer mit solch einfältigem, kindlich reinen Herzen beten kann!

Wir haben heute schon so viel Edles und Schönes, von allerlei Meisterhänden dargestellt, gesehen; allein das Schönste und Herrlichste hat uns die ewige Liebe in diesem Schwesternpaare selber vor's Auge geführt. Möge es nimmermehr unserem inneren Auge entschwinden! — Und Eines noch, eh' wir aus diesem Tempel scheiden! Das Haupt des Herrn voll Glorienschein haben wir so hier, als dort in jener Bildersammlung unzähligmal von Künstlern dargestellt gefunden. Ja.

„Der Künstler viele haben's überdacht,
Dieß theure Haupt voll Würde darzustellen.
Die Phantasie, sie loderte mit Macht,
Und glühend quellen ihre Bilderwellen
Vom frühen Tage bis zur Mitternacht,
Der Vorwelt Dämmerungen aufzuhellen,
Zu schau'n, wie Christi Angesicht gestrahlt:
Nur einz'le Schatten haben sie gemalt.

Wir malen Alle. — Nur mit Oelen der,
Der And're mischet geistlich seine Farben.
Wie malst du Christum liebeschön und hehr?
Lieb' ihn und bringe treulich edle Garben!
Aus deinen Augen schaue friedlich Er,
So wird dein Kunstgefühl nicht dürsten, darben.
Wer ihm nicht lebt, der malet Schatten nur; —
Sein schönstes Bild heißt — neue Creatur!
Wenn in dir strahlt dein Jesus göttlich schön,
Dann bist ein Maler du auf Zions Höh'n!"

5.

Wir wandeln durch die lebendigen Straßen der Stadt. Wie geräuschvoll es seither geworden! Was laufen und rennen die Menschen so hastig durch einander? Welch ein Preis ist denn zu erjagen? Man sagt uns, daß heute der Wochenmarkt abgehalten werde. Das sei allwöchentlich an diesem Tage — es ist Samstag — der Fall, und da strömen die Menschen aus allen vier Winden herbei; gerade in dieser Richtung sei Rottweil von größter Bedeutung.

Suchen wir nun diesem Drängen und Treiben, diesem Wogen und Wühlen näher zu kommen. Des Weges können wir nicht verfehlen. Schon tönt Gesumm' und Getöse an unser Ohr. Unser Auge bemerkt bereits den Tummelplatz manchfacher Leidenschaften. Die Menge der Käufer und Verkäufer wogt rührig und aufgeregt durcheinander. Welch buntes Bild!

Eine Menge Frucht ist hier aufgeführt worden! Dinkel und Kernen, Einkorn und Mischfrucht, Gerste und

Haber: Getreide aller Art wird zum Verkauf angepriesen. Und die Händler von nah und von fern untersuchen mit scharfem Blicke die Güte der Waare. Stolz steht der Bauer dabei und kümmert sich wenig um solche „kühnen" Griffe, weiß er doch, daß er nur preiswürdige Güter gebracht hat. Zudem wartet er sicher auf eine Erhöhung des seitherigen Preises; denn er hat in der Zeitung gelesen, daß drüben in Frankreich es nicht am fruchtbarsten aussehe. Darum hält er auch an sich. Noch ist kein Kauf abgeschlossen. Lange kann's aber nicht mehr anstehen, bis jene wohlbekannten Gestalten vom Breisgau und Elsaß den heutigen Vorrath sich käuflich erwerben. Jetzt naht mit fragendem Blicke sein „Weib". Geld muß sie haben vom Manne, um ihren „Lidkratte" (Armkorb mit einem Deckel) anzufüllen mit Kaffee und Zucker und sonstigen nöthigen Dingen. Auch ihrem jüngsten Kinde möcht' sie 'was kaufen zum „Schimpfle" (Spielen). Und auf die „Beit" (Borg) will sie nichts nehmen vom Kaufherrn. Darum treibt sie den trauten Eheherrn an, endlich einmal „füran" zu machen und seine Waare loszuschlagen. Und siehe, solch feurigem Wort vermag der Bauer sich nicht zu entschlagen. Um ein paar Kreuzerlein hin oder her: er läßt seinen Kernen ab zu einem Preise, wie er seit Jahren ihn nicht mehr erzielte. Das Antlitz der Eheliebsten erhellt sich gewaltig; sie „kittert" (kichert) „hälinge" (heimlich) und freut sich der lockenden Goldvögel, die so gutwillig schlüpfen in den Beutel des glücklichen Mannes. Nur einen einzigen will sie vom „Vater" erhalten, dann kann sie kaufen im Laden, was ihr und den Kleinen so noth thut. Ehe sie aber zum wichtigen Werke sich anschickt, zieht sie den schönsten „Schibling" (geräucherte Wurst) aus ihrem Korbe, daß sich der arme, geplagte Mann endlich erlabe.

Und er lechzt nach Erquickung; brennt doch die Sonne so heiß; und zudem hat er sich lange vor Aufgang der Sonne mit seiner Frau auf den Weg gemacht. Hunger und Durst, die zwei mächtigsten Dränger, lasten furchtbar auf ihm. Drum eilt er in's Wirthshaus, diese kecken Gesellen sich dort vom Halse zu schaffen. Wir lassen ihn sonder Mißgunst die fröhlichen Pfade ziehen.

Aber wir hätten beinahe zu lange dieß glückliche Paar im Auge behalten. Seither klingelt die Münze in allen Ecken mit sonderlich süßem Getöne. Kauf um Kauf wurde geschlossen. Reißend geht die Waare ab. Hier rechnet ein reicher Kauz seinen heutigen großen Gewinn sich zusammen. Im Kopfe kann er das nicht; er zieht seine Schreibtafel heraus, um diese schwierige Rechnung zu lösen. Doch plagen will er sich auch nicht; er weiß sich zu helfen. Ist er ja im Besitz eines herrlichen Buchs, er nennt es „Faulenzer." Dieses sagt ihm auf's Haar hin seinen Erlös. Und sein Antlitz verkündet freudig, daß er den hohen Werth des „Bücherstellens" und der gescheidten Leute, die solche Werke hervorbringen, in vollem Umfang erkennt. Hätt' er den „Steller" (Schreiber) des Buches bei sich, er ließ sich ein Schöpplein vom Besten nicht reuen, um solchem Mann seine Dankbarkeit „flott" zu beweisen.

Siehe dort lehnt mit grämlichem Angesicht noch eine hagere Gestalt an einem Fruchtsack. „Veil" (viel) muß ich heute mir lösen aus meinem mächtigen Vorrath, dachte der Mann, als er frühe zu Markt fuhr. Immer war's ihm nicht genug, mocht' auch der höchste Preis ihm angeboten werden. „No mai mueß es gelten!" rief er, und ließ auch kein Körnlein ab. Aber nun sind die Käufer befriedigt; der Platz vor dem Kaufhaus wird nach und nach menschenleer. Und

so steht unser hartherziger Mann mit verbissenem Ingrimm fast ganz allein. „Es g'schieht em reacht, daß ear amol au en Spreiße (Holzsplitter) g'fange hät!“ sagen uns etliche Männer, „dear nähm a ganze Beig' voll Kronenthaler und hätt' no nonit (noch nicht) gnuog!“ Niemand fragt mehr nach seiner Waare. Zornig ruft er seinem „Roßbue“ (jungen Knecht) herbei, ladet die schweren Säcke dann auf seinen stattlichen Wagen und fährt am hellen Mittag erbost und bespöttelt der Heimath zu. Auch wir lassen ihn ungehindert von dannen fahren.

Die meisten Verkäufer zeigen durch fröhlichen Blick, daß dieser Fruchtmarkt ein äußerst ergiebiger war. Auch die gespickten Geldbeutel derselben liefern handgreiflichen Beweis hiefür. Zufrieden und wohlgemuth nähern sich die Einen dem Gasthaus. Sie wollen sich auch einmal gütlich thun und für die Müh' und den Schweiß sich endlich bescheiden erquicken. Andere haben noch Vieles zu thun in der Stadt; sie müssen den Wünschen der Frauen gerecht werden; sie kaufen da und dort verschiedene „Krämle“ ein; es mag's ja heut leiden! Auch die Kinderlein dürfen nicht umsonst auf den Vater heut warten; jedem wird ein liebes Geschenk nach Hause gebracht und dadurch manch ein „G'luschte“ (Gelüste) gestillt.

Auch die Kaufherren merken, daß heute der Handel nicht übel gegangen. Denn wenn der Bauersmann reichlich geerntet, zieht er mit Freuden vom Leder.„ So bringt der Fruchtmarkt ein vielbewegtes Leben in die Stadt.

Jeder Samstag bietet ein solches Bild. Durchschnittlich werden an diesem Tage 10,000 fl. auf hiesigem Platze für Früchte umgesetzt; Bauern vom „Wald“ und vom Heuberg, aus der Baar und vom Neckarland ver-

werthen hier ihren Feldertrag. Daraus folgt, daß Rottweil bedeutungsreich für den Landbau nicht nur, sondern auch für den Gewerbebetrieb von großer Wichtigkeit ist und gewissermaßen als Hauptstapelplatz dieser Gegend anzusehen ist.

Und vom eigentlichen Wochenmarkt, der auch dem Samstag zugetheilt ist, haben wir noch nicht einmal etwas Genaueres gesehen. Einzelne „Damen“ und „Weiber“ und „dienende Wesen“ bewegen sich zwar noch dort drüben herum; aber die Zeit des regeren Verkehrs ist vorüber, der Haupthandel bereits beendigt. Doch welchem Gau gehören jene Trachten dort an? Die Frauen mit rothen Strümpfen und sonderbarer Haube; diese Mädchen mit ihren bunten Bändern und schreiend gefärbten Röcken: sie sind es, die wir näher in's Auge fassen müssen. Schon vernehmen wir ihre eigenthümliche Mundart. Die mit den rothen Strümpfen erzählt ihrer Freundin, wie groß ihr Gewinn am heutigen Markte durch Butterverkauf sei, indem sie ihr sagt, „dear Butter sei hitt sölle, sölle thür (sehr theuer) gsi; di Herrelit könnit 's Geld fascht nimmen uffbringen' Jetz müeß se aber nu epris krome (etwas einkaufen) für iehr Gotte (Gevatterin); si häb' am Zistig Hoozig (Dienstag Hochzeit), und do müeß se au eppis nett's gobe (langes, tiefes o), suß neam si'n er's übel.“ — Wir verstehen diese Sprache nicht gut und doch hören wir so gerne zu. — Und was erwidert ihr nun die Reisegefährtin? „Se mach' nu gottig (schnell),“ sagt diese, „i han nu au nu eppis z'thond (ich hab' auch noch etwas zu thun); 's git so nette Kriese (es gibt so schöne Kirschen); vu deane mueß i für mi Hannesle a halb Pfündle mitneame. Und derno will i zwo Elle Manseschter kaufe für mi's Mans Götte zu 'n eme Wammes; bei üsem Tuochmacher kan ma

jo dearlei Züg do nit han.“ (Und dann will ich zwei Ellen Manchester kaufen für meines Mannes „Dötle“ zu einem Wamms; bei unserem Tuchmacher kann man ja solcherlei Zeug doch nicht haben.) Aber derweil ich ihre Sprache verdeutsche, sind uns die beiden Gestalten entschlüpft. Sie waren aus der nahen Baar.

Dort unterhalten sich einige, die ihrer Tracht nach im tieferen Schwarzwald zu Hause sein müssen. „Wenns nu heut koa Weatter geit,“ sagt die Rothwangige zu ihrer blonden Gespielin, „daß mer au trucka hoam kummet.“ „Jo,“ fährt jene Alte fort, „miar sind au—n—o mol z'Rottwil uff em Märkt g'sei und 's ischt au so grüsig hoaß g'sei. Wo wer no a Stückle über Flötzlinge duße g'sei sind, verküehlt (blitzt) es se grüsig und g'renglet' hätt' es entsetzle; jetz sind mer no unterg'schtande unter a ma grauße Bomm; uff oamol thuet es en Klapf (einen Donnerschlag), wie—n—i mi leabalang koan g'hairt haun. Wo mer no furtg'sprunge sind, fallet a paar Schpache (Aeste) abe und oan reißt miar en grüsige Schlanz (Riß) in min Rock und i fall uff de Bode anne und so wurd min Rock, dear nagelneub g'sei ischt, volle Mose (tiefes o; „Mose“ so viel als „Flecken“), und wo—n—e ausg'schpibe (ausgespien) haun, ischt Bluat kumme. Fasch† gar hätt i briekket. Sell mol ischt koi truckes Fädemle mai am—er g'sei, uße und inne, wo—n—i hoam kumme bi.“ — „No machet a mol, daß mer füran kummet,“ wirft die Blonde lebendig ein, „suß wurd es jo Nat (Nacht), bis mer nu i de Wald kummet.“ Siehe, dieß Wort wirkte; sie machten sich alle auf den Weg, ihrer Heimath zu. — Und was wollen wir nun anfangen?

Wir könnten uns das Rathhaus zeigen lassen, wo — nach der Sage — sich ehedem eine Kaiserstatue befunden haben soll, die bei jedem Thronwechsel mit einem neuen Gesichte, das ungefähr dem der regierenden Majestät ähnlich war, versehen wurde, und auf diese Weise wohl über 300 Jahre lang so gute Dienste gethan habe als ein nagelneues. Das heißt ökonomisch verfahren! Wir könnten in den Sitzungssaal, der sich seiner antiken Form wegen auszeichnet, uns einführen lassen und dessen Oelgemälde und Glasmalereien bewundern, auch dabei der Hexenprozesse, die hier hauptsächlich von 1561 bis 1648 in großartigem Maßstabe zur Verhandlung kamen, gedenken und jene thränenwerthen Opfer, die dem damaligen schauerlichen Wahn und erbarmungslosen Fanatismus fallen mußten, bemitleiden. Aber wir wollen jene traurigen Bilder einer finsteren Zeit unsern Augen entrücken und uns dorthin begeben, wo uns freundlichere Gestalten zuwinken, die uns weit in das graue Alterthum zurückführen werden.

6.

Wir gehen der Hochbrücke zu nach Altstadt. Ein netter Weg führt uns dorthin. Da berühren wir jene Punkte, auf denen das ursprüngliche, das älteste Rottweil gestanden. Von jener Anhöhe schaut ein neues Häuschen herüber. Diese selber steht ganz frei und ist von der Prim und dem Neckar, die hier zusammenfließen, begrenzt. Die Rückseite dieses Dreiecks war voreinst befestigt. Auf diesem Punkte liefen auch einige Römerstraßen zusammen. Schon überschreiten wir den schmächtigen Jungen, Neckar genannt. Das Land senkt sich gegen sein Bette hin nicht unbedeutend ab. Wir

steigen hinauf und wenden uns links auf das Ackerfeld hinein und haben unser Ziel erreicht; denn das ist das merkwürdige Dreieck Hochmauern, das die zahlreichsten Trümmer ausgebreiteter Bauanlagen in sich schließt, welche alle einer längst entschwundenen Zeit angehören. Es weht uns hier ein Geist aus grauen Jahren entgegen und wir müssen den Blick zurückwenden in die weit entfernte Vergangenheit.

Auf dieser ziemlich ausgedehnten Fläche förderte der Pflug schon im vorigen Jahrhundert Mauerwerk, Münzen, Scherben ohne Zahl u. dgl. zu Tage. Deßhalb wurden im Jahr 1784 Nachgrabungen veranstaltet, welche manches Merkwürdige, z. B. zwei schöne Mosaikböden, unter welchen sich durchkreuzende Heizungskanäle hinzogen, Trümmer sehr lebhafter Wandmalerei und Anderes aufdeckten. Bald wurden diese Aufsuchungen wieder aufgegeben, da sich denselben unbesiegbare Hindernisse in den Weg stellten. Wenn auch das Jahr 1817 wieder einen Versuch in der angegebenen Richtung sah, der noch schönere Mosaik und mannigfaltige Bronzen, Geräthe u. dgl. lieferte, so ward derselbe auch wieder zu bald eingestellt, um erkleckliche Resultate zu gewähren. Erst im Jahr 1832, als sich in Rottweil ein Alterthumsverein gebildet hatte, wurden durch diesen die Nachgrabungen nicht blos hier, auf Hochmauern, sondern auf mehreren Punkten der Umgegend ernstlich und eifrig betrieben, und die Bemühungen dieses Vereins wurden mit den schönsten Erfolgen gekrönt. Man fand eine reiche Ausbeute an Mosaikresten, Fresken, Bruchstücken von gläsernen und auch Porphyrgefässen, Geräthschaften, Münzen u. s. w. Letztere gehen bis zum Jahre 229 n. Chr. zurück. Sodann entdeckte man auch fortlaufende Häuserfundamente und an vielen Stellen auch die Gemächer der Erdgeschoße mit einem

Theil der Seitenwandungen, der kunstvollen Heizeinrichtungen, ja zuweilen Reste römischer Dächer.

Aber die schönste Entdeckung machte man im Sommer 1834. Damals fand man nämlich die Trümmer eines Mosaikbodens.

„Man stieß auf den Grund eines römischen Hauses, dessen Eintheilung, Heizeinrichtungen u. s. w. sich größtentheils noch sehr kenntlich darstellten. Ein Gemach von 24 bis 25 Quadratfuß enthielt einen in Felder eingetheilten Mosaikfußboden, dessen Mittelfeld, 6 Quadratfuß groß, obschon theilweise eingesunken, am besten erhalten blieb. Die durch Verzierungen geschiedenen Nebenfelder hatten sehr nothgelitten und waren zum größern Theile ganz verschwunden, indem der Boden sehr flach unter der Oberfläche lag und allmälig durch den Pflug und von durchdringenden Pflanzenwurzeln Verletzungen entstanden. Was in der Kaiserzeit zu den Lieblingsdarstellungen gehörte, Orpheus unter den Thieren und Bilder aus den Cirkusspielen, fand sich hier in der Art vereinigt, daß das Mittelfeld den Citharöden, die Ueberbleibsel der Nebenfelder aber Gegenstände aus den letzteren zeigen." Orpheus sitzt als Jüngling — in etwa fünf Sechsteln natürlicher Größe — zwischen zwei Bäumen. Das röthliche, priesterliche Gewand — die Stola mit der Instita — auf der rechten Schulter mit einer gelben Agraffe befestigt, legt sich gefällig über die weichen Formen und „spielt Farben bei den Wendungen seiner Bewegung." Doch wir lassen uns jenes Häuschen dort öffnen, in welchem der Fund sehr gut untergebracht wurde. Die Beleuchtung fällt von oben herein; wir können da der Beschauung des Ganzen bequem obliegen. —

„Der linke Fuß stützt sich auf den Boden und trägt die

etwas eigenthümlich geformte fünfsaitige Lyra, welche über der Vorhüfte ruht; der rechte berührt mit der Sohle den Boden und scheint das Zeitmaß anzugeben. Die Finger der linken Hand treten hinter den Saiten, diese kräftig angreifend, hervor; die rechte hält das Plektrum (ein Werkzeug, das den Alten zum Spielen der Lyra diente und wahrscheinlich aus Holz oder Elfenbein gemacht war) und ist im Begriffe, die Saiten ebenfalls zu rühren. Die zarte Bildung des jugendlichen Gesichtes, das milde Feuer des aufwärts gerichteten Blickes zeigen einen ungemein schönen Ausdruck dichterischer Begeisterung. Leider hat die linke Seite des Kopfes durch ein theilweises Einsenken des Bodens etwas gelitten. Auf jedem der Bäume, zwischen denen der Sänger sitzt, befindet sich ein Vogel, von welchem die Krähe rechts mit vorgestrecktem Halse lauscht und mit „geschlossenem Schnabel ganz hingegeben ist dem Zauberer." Minder großen Fleiß scheint auf die zu den Füßen des Sängers angebrachten Thierfiguren, die zum Theil beschädigt sind, verwendet worden zu sein. Sie stellen dar einen Hund und einen Storch. — Die Nebenfelder sind sehr verstümmelt, was um so mehr zu beklagen ist, als ihre Ueberreste dieselbe Kunst und Sorgfalt verrathen, wie das Hauptgemälde selbst. Rechts sind theilweise noch die Pferde einer Quadriga sichtbar, unter denen eines durch besonders gelungene Zeichnung des Kopfes und Halses auffällt. Der noch erhaltene Theil des Feldes über dem Haupte des Orpheus zeigt die ungefähr zwei Fuß hohe Figur eines Cirkusfahrers auf dem niedrigen Rädergestelle der Quadriga, in der Linken die Zügel, in der Rechten, wie es scheint, den eben errungenen Kranz haltend, auf den die lebhaften Augen des schönen Kopfes gerichtet sind. Ein Rest des Feldes links enthält den untern

Theil einer männlichen Figur, welche mit der Lanze ausfällt."

So hätten wir die berühmte Orpheus-Mosaik gesehen. Allein die Nachgrabungen auf diesem merkwürdigen Platze lieferten noch viele andere Dinge. Nur von einzelnen derselben soll noch in Kürze, den Berichten der Alterthumskenner gemäß, die Rede sein.

„Bei Verfolgung der Fundamente eines römischen Gebäudes wurde bei etwa sieben Schuh Tiefe eine Reihe Gräber gefunden, welche mit unbehauenen Kalksteinen umfaßt und mit großen rauhen Kalksteinplatten, die das Grab nicht dicht schloßen, bedeckt waren. Solcher Särge wurden zehn aufgedeckt. Sie waren in Länge und Breite dem Körper angepaßt. Die Gerippe in den Gräbern, meist noch gut erhalten, zerfielen durch den Zutritt der Luft schnell. Sie waren theils mit Erde bedeckt, theils frei von derselben. In der Erde befanden sich Scherben von römischen Gefäßen, ein Ring und eine Münze. Ob nun diese Todten die Zerstörer der römischen Niederlassung auf Hochmauern seien, oder einer späteren Periode angehören, läßt sich nicht bestimmen. So viel scheint aber gewiß, daß es keine römischen und keine neueren Gräber sein können."

Daß übrigens auf dieser Stätte eine römische Niederlassung zu suchen ist, läßt sich aus den aufgefundenen Alterthümern beweisen. Da bekam man durch Ausgrabungen Gegenstände des Cultus (Götzenbilder), Schreibwerkzeuge, (eiserne, bronzene Griffel), Ornamente und Luxusgegenstände (Haarnadeln von Bronze, Kettchen von feinem Messingdraht, Ringe von Bronze, Eisen, Silber, Knöpfe), Hausgeräthe (Schlüssel, Reste eines Seihers, Schöpflöffel, Messer, Gabeln, Nadeln mit Oehr, Wirtel zu Spindeln, Glasreste) u. s. w.

Leider fand man die Werke der Kunst und die Bedürfnisse des Haushalts zertrümmert oder zerstreut oder beinah vernichtet. Alles deutet auf Zerstörung hin, und zwar scheint diese durch Ueberfall und Plünderung herbeigeführt worden zu sein. Der Brand scheint so schnell überhand genommen zu haben, daß manches Werthvolle gar nicht gerettet werden konnte. In einem Keller lag z. B. noch eine ziemlich große Menge Linsen verkohlt, aber noch vollkommen erkennbar. In manchen Gefäßen ließen sich eingetrocknete Speisen unterscheiden. Ja in einem Stalle ruhte das Gerippe eines Pferdes auf seinem Dünger. Auch Menschengebeine fanden sich unter den Trümmern, Zeugen der Gewaltthaten des Siegers, der diese friedliche Ansiedelung zu Grunde richtete. Diese Römerkolonie war eine bürgerliche; es blühten hier die Künste und Gewerbe des Friedens. Und aus den aufgefundenen Ueberbleibseln können wir auf den geläuterten Geschmack und Schönheitssinn schließen, der auch in den unteren Ständen geherrscht hatte. Muß uns nicht ein Gefühl der Wehmuth beschleichen, wenn wir jene geschmackvolle Nadel betrachten, welche die Flechten der schönen Römerin zusammenhielt? Und wenn wir vollends jene Schmuckgegenstände in's Auge fassen, so können wir nicht ohne Rührung der Gestalten gedenken, die durch sie die Reize des Leibes erhöhten. Ja wir möchten fast den Griffeln dort zürnen, daß keiner uns wenigstens den Namen der blühenden Colonie verzeichnete, deren Laren uns nach vielleicht 16 Jahrhunderten in Bruchstücken düster und schweigend entgegen treten.

Aus dem Bisherigen wird sich unschwer ergeben, daß diese Gegend Völker der verschiedensten Art beherbergte, von welchen immer wieder die ansäßigen von den nachfolgenden verdrängt oder vernichtet wurden. Die wissensdurstigen Men-

schen, denen selbst die Tradition über das Dasein dieser frühen Ansiedler verloren gegangen, suchen deßhalb aus den Gräbern ihren Wissensdrang zu befriedigen, und selbst den längst Verwesten wird die Ruhe nicht gegönnt, wenn es gilt, Licht in's Dunkel zu bringen. Auch „aus den Gräbern weht der Genius der Geschichte.“

Aeltere und neuere Alterthumsforscher wollen auf Hochmauern aber auch denjenigen Ort finden, der unter dem Namen der Flavischen Altäre — Arae Flaviae — eine große Rolle spielt und den Gelehrten schon viele Mühe machte. Ob dem also sei, lassen wir dahin gestellt.

7.

Nur wenige Schritte, und wir stehen in der **Saline Wilhelmshall.** Sie dürfte uns manches Interessante bieten.

Bekannt ist, daß das Salz entweder aus dem Meerwasser, oder aus Steinsalzlagern, oder aus Salzquellen gewonnen wird. Letztere Gewinnungs- und Bereitungsweise läßt sich hier Schritt für Schritt beobachten.

Aus dem Salzgyps- und Thongebilde kommen an vielen Stellen salzhaltige Wasser oder Soolen hervor, die jedoch nicht im Steinsalz ihren Ursprung haben, sondern anfänglich süße Wasser sind, die zum Steinsalz oder zum gesalzenen Gyps und Thon treten und dadurch mit Salz geschwängert werden. Diese Soolen haben den Salinen ihren Ursprung gegeben. So verdankt wohl auch das nicht weit von hier entfernte Sulz einer solchen Soole seine Entstehung. Der Fund der unermeßlichen Steinsalzniederlagen im Innern der Muschelkalkformation war die reichlich lohnende Frucht

wissenschaftlicher Nachforschungen. Zwar geht das Steinsalzlager nirgends zu Tage aus; die Steinsalzwerke sind daher unterirdisch. Und hier, bei dieser Saline, ist das Lager von dem Sandsteingebilde bedeckt.

Noch Eines, bevor wir den Salzgewinnungsprozeß kennen lernen. Die Natur hat beim Muschelkalkgebilde ihre Wohlthätigkeit in der Salzbildung erschöpft. „Die Entstehung der unermeßlichen Menge von Salz im Innern dieser Formation suchte man sich früher zu erklären aus einem chemischen Niederschlage des ganzen Gyps-, Thon- und Salzgebildes aus dem Meere, das unbezweifelt nach der Bildung des Schwarzwaldsandsteines die Oberfläche Süddeutschlands bis zum Fuße der Alpen bedeckte. Allein die Unmöglichkeit der Ausscheidung einer so ungeheuren Salzmenge aus einer verhältnißmäßig so geringen Menge Meereswasser, die — unter dieser Voraussetzung — der Chemie ebenfalls unbegreifliche Reinheit der enormen Salzkrystallmassen, sowie die Abwesenheit aller Seegeschöpfe im Steinsalzgebilde selbst machen es immer wahrscheinlicher, daß das Salz in geschmolzenem Zustande durch unterirdische Kräfte von unten herauf getrieben worden." Was endlich die Mächtigkeit der Salzlager anbelangt, so ergaben Bohrungen auf Steinsalz, obgleich sie gegen das Ausgehende des Steinsalzgebildes angelegt wurden, ein solch günstiges Resultat, daß, „wenn auch die gegenwärtigen Salzstöcke ausgebeutet sein werden, wozu jedoch Jahrtausende erforderlich sind, doch noch ein Grubenfeld übrig bleiben würde, das den Salzbedarf Württembergs für Millionen von Jahren sichern könnte;" denn die Mächtigkeit der Salzlager wird gegen Osten immer bedeutender, und es ist als erwiesen anzunehmen, daß der Salzstock unter dem mittleren und östlichen

Theil von ganz Württemberg sich fortsetzt. Wir dürfen demnach mit diesem köstlichen Gewürze nicht geizen.

Allein es ist Zeit, daß wir unsere Saline besehen. Zuerst: woher und wie erhält sie das salzhaltige Wasser? Nicht weit von hier ist ein großartiges Pumpwerk. Die kleine Prim setzt es in Bewegung. Und dieses Werk ist es, das die gesättigte Soole zu Tage fördert. Von da aus wird sie vermittelst eines Druckwerks durch hölzerne Teichel in einen der sechs Soolenbehälter (Reservoirs) geleitet. Und diese sechs Behälter fassen zusammen in runder Zahl 188,000 Cubikfuß Soole. Hier wartet nun das Salzwasser in Geduld der Stunde, die es wieder durch Teichel unmittelbar in eine der Pfannen spazieren heißt, um dort eine Scheidung mit sich vornehmen zu lassen. Bevor wir in ein Siedhaus eintreten, betrachten wir uns ein solches Reservoir. Wie lang, breit und tief mag es sein? Hätte es 48 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 8 Fuß Tiefe, so müßte es 13,824 Cubikfuß halten. Allein, wenn die sechs Behälter gleich groß sind, so faßt einer über 31,000 Cubikfuß. Tauchen wir den Finger hinein in dieß Wasser und benetzen wir die Zunge! Wie salzig! Unter 100 Theilen dieses Wassers sind 26 bis 27 Theile reines Salz; man sagt deßhalb, diese Soole sei 26- bis 27löthig. Somit ist dieß eine gesättigte Auflösung, sofern höchstens 27 Theile Salz in 100 Theilen Salzwassers sich finden können.

Diese Soole muß nun in reines Salz verwandelt werden, deßhalb kommt sie in die Pfannen. Diese sind in den Siedhäusern. Wir stehen hier vor einem solchen. Wie die Hitze herausschlägt! Die Sieder sind fast ganz entblößt bei ihrem Geschäfte. Kein Wunder, daß es so heiß ist! Wenn solche Holzmassen in den Ofen geworfen werden, so muß

zudem im Sommer die Hitze fast unerträglich sein. Aber wir steigen eine Treppe hinauf. Da gelangen wir zur Pfanne selbst. Man nennt sie Siedpfanne, weil unmittelbar unter ihr die Riesengluth lodert. Die ganze Pfanne ist mit Salzwasser angefüllt, welches eben siedet. Dadurch scheidet sich das Wasser als Dampf vom eigentlichen Salz, das in der Pfanne zurückbleibt. Und damit das Salz nur kleine Krystalle bildet, wird während des Einkochens beständig in der Flüssigkeit umgerührt. Da übrigens in den Siedpfannen die Krystallisation schnell vor sich geht, so erhält man aus ihnen immer das feinere Salz.

Von den Siedpfannen aus laufen Röhren zu den sogenannten Dampfpfannen. Diese werden durch den heißen Dampf der Siedpfanne erwärmt und so wird, was ehemals bei der Salzbereitung verloren ging, benützt und Holz erspart. Die Wärme ist natürlich geringer, als durch Holzheizung; das Salz wird deßhalb in den Dampfpfannen nicht gar fein.

Wenn der Krystallisationsprozeß vollendet ist, so wird das fertige Salz aus den Pfannen herausgeschöpft. Man bringt es auf eine mit steinernen Platten belegte Dörre, damit es von jeder Feuchtigkeit frei wird. Reines Salz wird an der Luft nie feucht; ist dieß dennoch der Fall, so rührt es von einem Gehalt an salzsaurer Bittererde her, die in Soolwassern vorkommen kann.

Das getrocknete Salz wird nun in Fässer oder Säcke verpackt und zu Wagen versandt. Das meiste Salz wird in die Schweiz ausgeführt. Leider ist gegenwärtig der Verbrauch nicht mehr so stark, wie ehedem; die Schweizer haben noch andere Bezugsquellen, und so tritt in dieser Richtung die Conkurrenz als Geschäftshemmerin auf.

Wenn das Salz aus den Pfannen herausgewirkt ist, so bleibt die sog. Mutterlauge, so wie eine Art Schlamm in denselben zurück. Auch setzt sich an diese nach und nach der sog. Pfannenstein fest. Alle diese Dinge lassen sich noch benützen zu Glaubersalz, Magnesia, Soda, Salzsäure ꝛc., die in verschiedenen Richtungen mit Vortheil verwendet werden.

Ueber die Saline erhalten wir übrigens durch sachverständige Bedienstete noch verschiedenerlei sonstige Aufschlüsse. Man sagt uns, daß im Ganzen sechs Siedhäuser, jedes mit einer Sied- und einer Dampfpfanne, vorhanden seien; der Boden jeder Siedpfanne habe durchschnittlich 1100, der jeder Dampfpfanne aber 900 Quadratfuß Flächeninhalt. Es seien nie alle Siedhäuser mit ihren Pfannen zu gleicher Zeit in Thätigkeit. Jährlich werden gegenwärtig etwa 111,900 Centner Salz gewonnen. Allein es könnte ein weit größeres Quantum sowohl bezüglich des Soolenvorraths, als der ganzen Einrichtung der Saline produzirt werden, wenn man nur Absatzwege wüßte.

So seien im Jahr 1839 in der Saline hier und bei Schwenningen im Ganzen 287,378 Centner Koch- und Viehsalz erzeugt worden. Der größte Theil dieses Salzerträgnisses (264,654 Centner 93 Pfund) sei damals in die Schweiz gekommen. Mit einem Meß Holz habe man 35,66 Centner Salz bereitet. Damals habe die Saline 108 Mann beschäftigt, während gegenwärtig nur 70 bis 80 Arbeiter thätig seien. Durchschnittlich verdiene der Arbeiter täglich 40 Kreuzer. Bei größerer Bestellung würde eine ganz andere Rührigkeit hierorts herrschen; jeder Betheiligte sehne eine solche herbei.

Noch erzählen sie uns, daß man in der Nähe der Saline

vor etwa 15 Jahren habe einen Schacht abteufen wollen, durch welchen man ein erbohrtes, über 40 Fuß mächtiges Steinsalzlager bergmännisch abzubauen und die Soole in Senkwerken zu erzeugen beabsichtigt habe; allein die ungemein reichliche Wasserzuströmung habe dieß Ziel nicht erreichen lassen und so seien leider alle Ausgaben, die eine bedeutende Summe ausmachten, zwecklos gewesen.

Die Saline selbst wurde im Jahre 1824 angelegt und der Platz, auf dem sie steht, ist äußerst lieblich gelegen. Jenseits des Neckars, nicht hundert Schritte entfernt, liegt Rottenmünster, eine aufgehobene Cisterzienserfrauen-Abtei, die schon 1221 gestiftet worden sein soll und 1803 an Württemberg kam. Nicht weit entfernt ist eine Anzahl größerer und kleinerer Ortschaften; die Stadt selbst ist in wenigen Schritten erreicht.

Auch wir kehren wieder in sie zurück. Würde der „Fasching" die Straßen Rottweils beleben, wären die Carnevalslustbarkeiten, die sich oft bis zur Ausgelassenheit steigern, an der Tagesordnung, so würdeu wir wohl noch ein Stündlein im „glücklichen" Rottweil verweilen. Allein es ist heute nicht die „Saison der Maskeraden;" darum möge uns der sonnige Tag mit seinem segenverheißenden Himmel der prangenden Schwarzwaldstadt entführen!

Die Bewohner des Schwarzwaldes.

„Von den rauhen und ungeschlachten Bewohnern des Schwarzwalds soll jetzt die Rede sein? Und was wäre wohl Vieles von ihnen zu sagen?"

Nur nicht zu vorlaut gesprochen! Die biederen Leute vom Schwarzwald verdienen ganz besonders eine nähere Bekanntschaft. Und diese wird uns die braven, einfachen Menschen von einer Seite kennen lernen, daß wir am Ende sie liebgewinnen müssen. Sehen wir zu, daß wir vorurtheilsfrei unserer Aufgabe nachkommen und eine Zeichnung entwerfen, die dem Originale bestmöglich entspricht.

1.

Die Schwarzwälder sind im Allgemeinen biedere, herzliche Leute, die, weil sie nicht im Getümmel der größeren Volkshaufen oder in deren Nähe leben, auch nicht an all den Schiefheiten und Nichtswürdigkeiten derselben leiden. Sie meinen es männiglich gut und haben das Herz auf dem rechten Flecke sitzen. In Handel und Wandel ehrlich, findet sich meist noch bei ihnen alte Treue und aufrichtiges Wohlwollen. Sie sind nicht Freunde vom zungenfertigen Wortemachen, sie verstehen deßhalb auch nicht die Kunst des Süßlichthuns und der raffinirten Heuchelei. „Grad aus!" heißt ihre Losung, und Verstellung und Schlauheit

finden in ihrer Brust keine wohnliche Stätte. Naturwüchsig, wie ihre Berge, felsenfest in Gesinnung und Wort, offenherzig und aufgeweckt: also geben sich die Söhne des Waldes.

Sollten diese rühmlichen Eigenschaften nicht Zutrauen erwecken? Wahrlich, solche Menschen muß man achten, ja sogar lieben! Und wenn ich noch sage, daß der Schwarzwälder arbeitsam ohne Ermüdung, sparsam ohne Geiz, geschickt ohne Hochmuth, gefällig ohne Dankeserwartung ist; wenn ich versichern kann, daß bei ihm fromme Kindlichkeit, rührende Einfalt, glaubige Hingebung, inniges Gottvertrauen und göttlicher Friede sich heut noch in reichlicher Fülle finden: sollte man dennoch Rauhheit und ungeschlachtes Wesen ihm andichten wollen? Hut ab! vor solchen Persönlichkeiten. Der Schwarzwälder hat noch Charakter, er ist ein Charakter. Deßhalb verweilen die Fremden so gern auf dem Walde. Man fühlt sich unwillkürlich angezogen von dieser ungeschminkten Zutraulichkeit und liebenswürdigen Gemüthlichkeit. Unbekannt mit den Bedürfnissen des Luxus und den sinnereizenden Genüssen der Städte, hält der Schwarzwälder am Anererbten, am Herkömmlichen fest; man hat ihm sogar schon Hartnäckigkeit in dieser Richtung vorgeworfen. Die Leichtfertigkeit des Zeitgeistes hat ihn noch nicht angefressen; sein Gift ist noch nicht in diese vereinsamten Gaue gedrungen. Allen Neuerungen abhold, schlägt dennoch das Gute bald Wurzel unter diesem Völkchen, wenn es mit Bedacht und mit Achtung des Alten ausgesät wird; aufdringen, aufnöthigen läßt es sich aber schlechterdings nichts und wär' es das Beste, was man ihm geben will. In dieser Beziehung schon mehrfach bitter getäuscht, ist ihm sein Mißtrauen gegen das „Herrenthum“ nicht zu verargen. Daraus folgt aber nicht, daß unsere Schwarzwälder Jahrhunderte hinter anderen

Menschenkindern zurück sein müssen. Das wäre traurig und bemitleidenswerth. Nein, die „Wälder“ — wie man sie kurzweg nennt — halten jeden Vergleich mit den Bewohnern anderer Gegenden aus. Ja, man wird — um nur Eines anzuführen — bezüglich des Aberglaubens weit weniger Schauriges von ihnen vernehmen, als aus andern gepriesenen und hochkultivirten Bezirken unseres Landes. Und wenn auch verschmitzte Beutelschneiderei mit ihren schelmischen Ränken da und dort diesen oder jenen Wälder „dran kriegte,“ nur allzu bald hat er das Trugbild entlarvt und sich der teuflischen List rechtzeitig entrissen. Und wenn Züge von Rohheit und Ausschweifung diesem schönen Bild seinen Strahlenglanz verdunkeln möchten, wenn insbesondere die neueste Zeit verschiedener Diebsbanden aus dem Walde sich bemächtigte: so sind es eben nur Einzelne, die sich also vergingen, während die Tausende des Waldes sich mit Entrüstung und Abscheu von solchen Tiefgesunkenen abwenden und ihr Gewebe von Bosheit und Mißgunst zu vernichten sich mühen. Gibt es nicht allenthalben, auch unter den Besten, räudige Schafe? Halten wir darum die herzlichen, traulichen und trauenden „Leute des Waldes“ in Ehren!

Wenn wir die Schwarzwaldbewohner nach ihrer Körpergestalt betrachten, so dürfen wir unter ihnen nicht die Riesen des alten deutschen Urwalds suchen, eben so wenig sind sie zu dem Geschlecht der Zwerge zu zählen. Durchschnittlich von mittlerer Größe, sind sie gerade recht gewachsen und gestaltet, um dem Geschäfte, das ihnen vorzugsweise der Wald bietet, mit Nachdruck obzuliegen. Kräftiger Gliederbau, gesundes Aussehen, ausdauernde Gewandtheit: das

ziert diese treuherzigen Menschen. Von Bleichsucht, Abgelebtheit, Siechthum findet sich selten eine Spur. Wie wäre das auch möglich? In einer so reinen Luft, in den balsamischen Aushauchungen des Tannenwalds lebend, muß bei ordentlicher Nahrung Gesundheit ein Vorzug der „Wälder" sein. Ist auch die Luft im Sommer scharf und kühl auf den Höhen, so daß die höchsten Berge des südlichen oder oberen Schwarzwalds nur im höchsten Sommer schneefrei sind; ist sie auch in beständiger Bewegung und wächst sie oft zu heftigen Stürmen an: dem kernhaften Körperbau vermag sie doch nicht schadend zuzusetzen; der „Wälder" achtet solche Einflüsse nicht groß. Eben so wenig kümmern ihn die unerträgliche Schwüle des Sommers in den engen, tiefen Thälern, die beschwerliche Kälte des Winters im ganzen Gebirge, die tagelangen Nebel des Herbstes und die allzu kurze Dauer des Frühlings. Und wie gut das ist! Auf vereinsamten Gehöften lebend, wäre es nicht sehr rathsam, sich bei jedem Windstoß, bei jeder Erkältung krank zu finden und alsobald den Arzt rufen zu lassen, der meist mehrere Stunden weit entfernt ist. Der Schwarzwälder hat gar nicht Zeit, krank zu sein. Er muß sich sputen und rastlos bemühen, den Unterhalt sich und den Seinen ehrlich zu erraffen. Sehr wohlthätig wirkt auf seine Gesundheit das reine, frische Wasser ein, das in tausend munteren Quellen dem Gebirge entrieselt. So hat er alle Vorbedingungen zu einem kräftigen Leben von der gütigen Natur erhalten. Der Schwarzwälder Knabe ist deßhalb auch des anderswo unerläßlichen Turnens eigentlich gar nicht benöthigt; er turnt tagtäglich bergauf, bergab; er übt sich im Klettern, wie nicht leicht Einer; die schlanken Tannen muß er sich doch auch hoch oben besehen. „Muß er doch Fichten- und Tannenzapfen sammeln und das

ist für ihn kein müheloses Geschäft. Die Früchte der Tannen hängen ja so weit oben, und im Herbst müssen sie gebrochen oder heruntergeschlagen werden. Das ist nun oft ein wagehalsiges Stück. Allein der Zapfensucher klettert mit der Gelenkigkeit einer Katze bis in die schwindelnde Spitze, und stehen die Tannen dichter, so schnellt er wohl zuweilen, den Wipfel im festen Schluß der Kniee beugend und schwenkend — ein kecker Reiter —, mit einem einzigen Satze auf die nächste Baumspitze hinüber, um da sein Geschäft von Neuem zu beginnen." Und dabei ist der muthige Knabe beständig heiter und dauerhafte Gesundheit kündet sein frisches Angesicht. Ruft ihn die Arbeit des Feldes, so hat er auch da Bewegung die Fülle und zudem noch den Genuß der reinen Waldesluft. Und im Winter, wie er sich da erst herumtummelt! Hei, wie der Schlitten vom jähen Berge hinabstürzt! Das ist ein Leben, ein Springen, ein Jubel! Hat er auch kaum die Blöße bedeckt, dennoch achtet der Knabe nicht schneidenden Wind, nicht grimmige Kälte. — Die Kleidung des Waldbewohners bietet nichts Eigenthümliches; sie ist sehr einfach und in den Städten natürlich von besseren Stoffen und möglichst der Mode angepaßt. Besonders solid ist die Tracht des weiblichen Geschlechts. Zu dem tiefen Schwarz macht sich ein hellblaues Mieder ganz gut. Je nach der Beschäftigung ist die Kleidung des Mannes verschieden. Jedenfalls ziert ihn ein runder Hut, der weit schöner steht, als die mißstaltenden Nebelstecher der Aelpler und Unterländer. Ein „Flötzer" ist anders gekleidet als ein Kohlenbrenner. Die Flößer, diese stämmigen Bursche „von markigem Aussehen und felsenfester Gesundheit," sind bei ihrem Geschäfte mit langen Stangen zur Regierung des Floßes versehen, tragen gewöhnlich einen breitkrämpigen Schlapphut,

ein Wamms und Lederhosen und stecken in Lederstiefeln, die weit über die Kniee hinaufreichen. Die einsam lebenden Hofbauern wissen mit ihrem Hause nicht viel von der Mode; Luxus in Kleidern ist bei ihnen selten zu finden.

Obwohl die Schwarzwälder es nicht so gut haben, wie die Bewohner der gesegneten Fruchtebenen im Neckarland und in Oberschwaben, so lebt doch der Bauer auf seinem abgelegenen Gute, der Hirte auf seinen weidereichen Bergen, der Holzhacker, der Köhler, der Harzreißer, der Kienrußbrenner in den stillen Wäldern heiter und zufrieden. Morgens Suppe und, wenn's gut geht, noch einige geröstete Spätzlein (Knöpflen) dazu, Mittags trocken Brod und im glücklichen Falle noch etwas Milch, Abends Kartoffeln wieder mit Milch, der aber die Sahne genommen: mit dieser Kost läßt sich der Arbeiter beim strengsten Geschäft genügen. Den ganzen Tag bleibt er im Walde; denn würde er über Mittag nach Hause gehen, so erlitte seine Arbeit eine Unterbrechung, die ihm große Verluste zuzöge. Deßhalb genießt er nur des Morgens und des Abends warme Speisen. Beim Essen bedient er sich hölzerner Löffel und Teller. Auch die Milch wird in hölzernen Gefäßen aufbewahrt. An Wein oder Obstmost ist nicht zu denken; wenn's hoch kommt, so hat er etwas Heidelbeer- oder Preißelbeergeist und dieser ist ihm eine absonderliche Würze. Gönnen wir dieses Getränke dem Taglöhner und verargen wir es ihm nicht, daß er sich dieses Genusses erfreut. — Bessere Nahrung weiß freilich der Hofbauer zu finden. Mit Schweinefleisch und Mehlspeisen vermag er sich gütlich zu thun, und seiner Hofbäurin mundet des Morgens auch wohl ein „Schäle" Kaffee. Geht's aber noch höher hinauf, so legt er sich im Herbst seinen Wein ein, und gerne trinkt er bei herben Geschäften ein Gläschen

„Reinen.“ Nun, er kann es auch, denn sein Grundeigenthum ist sehr umfangreich. Inmitten seines Guts steht sein sehr großes und sehr langes, aber meist nur ein Stockwerk hohes Wohnhaus, dessen Dach zum Schutz gegen Schnee und Sturm unverhältnißmäßig groß und weit vorspringend ist. Die Wohnstuben sind ganz getäfelt und niedrig, übrigens sehr geräumig und mit gewaltigen irdenen Oefen versehen. Diese sind mit Bänken umgeben. Hat der Bauer die langen Winterabende zu seiner Verfügung, so macht er sich's auf seinem Ofen gerne bequem, legt sich auf denselben und lauscht mit gespannter Aufmerksamkeit der zungenfertigen Unterhaltung des anwesenden weiblichen Personals, das bei der Beleuchtung mit gedörrten Tannenspänen ununterbrochen lange Fäden von der Kunkel zieht und sich bis spät in die Nacht hinein nicht vom Geschäfte des Spinnens zu trennen vermag.

Die Wohnungen insbesondere der zerstreut liegenden Höfe im inneren Schwarzwald (bei Freudenstadt und im nahen Murgthal) haben eine ganz eigenthümliche Bauart. Es sind durchaus hölzerne Hütten, ohne Mauerwerk (mit Ausnahme des Fundaments), von unten an bis oben nichts als Holzwerk. Die Wände bestehen aus über einander gelegten tannenen Balken, zwischen denen eine Schichte Moos zur „Verkleisterung“ liegt. Außen werden sie zudem noch mit einer hölzernen Verkleidung versehen, während sie innen durchaus getäfelt sind. Auch die hiezu nöthigen Nägel sind meist aus Holz geschnitzt. Ein Schindeldach bedeckt diese Wohnstätten und sichert vorzüglich gegen das Eindringen des Schnees, den das beste Ziegeldach noch durchdringen läßt. Die Giebel des Hauses sind mit ganzen Brettern bestens verwahrt. Es bietet demnach der Wald alle Materialien

zum Bau der eigenthümlichen Wohnungen. Ob diese Häuser anziehend, ja sogar reizend seien, obgleich sie gerade nicht sehr von architektonischer Schönheit zeugen, bleibt dahingestellt. Aber das heimische Gefühl, das uns anwandelt, wenn wir den Menschen sein warmes, schützendes, geräumiges Nest, wie der Vogel das seinige, aus Bereitliegendem aus dem Erzeugniß seiner Wälder aufrichten und die mancherlei Bestimmungen, die es erfüllt, so deutlich an ihm dargelegt sehen: dieß ist es, was auch das minder Schöne noch lieblich erscheinen läßt. Meist sind Wohnstube, Scheune, Viehstall unter demselben Dache; nur ein ausgedehnter Besitz fordert größere Häuserzahl. — Daß die Häuser der geschlossenen Ortschaften, der Dörfer und insbesondere der Städte großartiger, bequemer und wohnlicher eingerichtet sind, versteht sich wohl von selber.

Die Zahl der Bewohner des württembergischen Schwarzwaldes steigt nicht viel über hunderttausend; es kommen somit durchschnittlich 3000 bis 3300 Menschen auf eine Geviertmeile. Bei Freudenstadt, dem wenigst bevölkerten Bezirke, leben noch 2650 Seelen auf einer Quadratmeile. Jene Hunderttausende bewohnen nur 14 Städte, eine größere Zahl Dörfer und eine Masse zerstreuter Höfe und holzgrauer Häuser. Von jenen 14 Städten liegen zwei im Enz- und sieben im Nagoldthal; drei an den Abfällen und zwei auf der Hochfläche des Schwarzwalds. Zu den beiden letzteren gehört das Städtchen Zavelstein — das kleinste Städtchen Württembergs — mit 400 Einwohnern. (Auf die Burg Zavelstein flüchtete jener treue Hirte seinen Grafen, Eberhard den Greiner, als er im Wildbad von seinen gewappneten Feinden überfallen wurde.) Die Städte und die größeren Ortschaften des „Waldes" stehen meist da, wo ein Seiten-

thal in's Hauptthal mündet, wo sich also nicht nur mehr Raum darbietet, sondern auch eine günstigere und weit bedeutendere Verbindung mit der Nachbarschaft thalauf und thalab offen steht. Je mehr es dem Gebirge zugeht, desto weniger zeigen sich Dörfer, um so größer wird die Zahl der Weiler, die aber immer kleiner werden, und zuletzt, im dichten Walde, erscheinen nur noch einzelne Häuser.

2.

Die **Beschäftigung** der Menschen richtet sich immer nach der Beschaffenheit des Bodens, den sie bewohnen. Was dieser Boden hervorbringt, das ist der Gegenstand ihrer Thätigkeit. Wodurch und wie beschäftigen sich nun unsere Schwarzwälder? Der Wald ist es, der in vollem Maße und auf die mannigfaltigste Weise die Thätigkeit seiner Bewohner beansprucht. Obgleich sie auch Ackerbau und Viehzucht treiben, so ist diese Richtung ihrer Geschäftigkeit doch nur eine höchst untergeordnete. Wir müssen also unsere Schwarzwälder in den Wald begleiten, wenn wir sehen wollen, wie sie ihre Zeit sich vertreiben; im Walde halten sie sich den größten Theil des Jahres auf. Gerade der Wald ist eine ergiebige und unversiegbare Quelle des Reichthums für seinen Besitzer und ein freundlicher Spender erklecklichen Verdiensts für den ärmeren Theil seiner Inwohnerschaft.

Zunächst haben diese Aermeren, die Taglöhner, sich bei dem „Hauen" der Tannen wacker zu bethätigen. Dieses Fällen der riesigen Bäume dauert fast jahraus, jahrein. Sehen wir ihnen einen Augenblick zu!

Es dröhnt die Axt: die Holzschläger sind überaus thätig,

Keinen Augenblick Rast! Fallen müssen sie, die stolzen Tannen! Endlich liegen sie da, die Könige des Waldes. Wie riesige Gebeine leuchten sie herüber, wirr und starr hingeworfen — ein Bild des „langhinstreckenden“ Todes. „Sprechen sie schon so stumm daliegend die Phantasie an, so noch ungleich mehr in ihrem Fall und Sturze selber. Das ist eine aufregende, fast ergreifende Scene. Zwei, drei Fuß über der Wurzel setzt die Säge ein. Sacht, aber sicher dringt sie vor, frißt immer tiefer in's Mark und der schrille Ton wird dumpfer. Unerschüttert, nichts Böses ahnend, ragt der Baum in die Lüfte. Um seinen Wipfel spielt noch froh das Licht; er schaut noch prangend und freudestolz über Höhen und Thäler hinweg, hinweg auch über die Menschen, die unten ihn stürzen werden. Indeß hat schon die Säge ihr Werk gethan: der Stamm ist bis zu zwei Drittheilen durchschnitten. Nun werden die Keile in den Schnitt gesetzt. Die Holzhauer greifen zur Axt; gellend hallt die Wucht ihrer Schläge durch den erschreckten Wald. Ein Zittern geht durch den Stamm — ein Schwanken — die Krone sinkt vor den schwindelnden Blicken oben durch die Luft, erst langsam, dann schneller und im wachsenden Uebergewicht immer jäher, bis sie brausend, krachend, splitternd durch alle die grünen „Nachbararme“ hindurchschlägt. Unter dem donnernden, Alles verschlingenden Sturz bebt der Boden. Ein dunkles Echo hallt durch die Tiefen des Gebirgs, und dann ist es still und keine Zweigspitze rührt sich mehr.

„Ist die Fichte gefällt, so quillt aus dem Rumpfe noch lange der Saft, bis endlich die Wurzel abstirbt. Aber mittlerweile deckt sich die Blöße allgemach mit Grün. Das **Kreuzkraut** mit seinem fliegenden Samen sät sich an, den Vögeln zur Lust. Nach Jahren folgt ihm die hohe Glocken-

staude des Fingerhuts; erst wenn auch diese ausgelebt hat, siedelt Gras und Erdbeere und manche andere Blume sich an, und zwischen ihnen schaut ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor. Acht Jahre daure dieses Zwischenreich des Kreuzkrauts und des Fingerhuts, sagen die Holzschläger."

Sind nun die Bäume gefällt, so werden sie beschlagen, ästefrei und rindelos gemacht und zur Einreihung in einen Floß hergerichtet; oder werden sie zu Scheitern zerspalten, um als Brennholz verführt oder geflößt zu werden; oder werden sie endlich als „Sägbäume" in die zahlreichen Sägmühlen gebracht und zu Brettern geschnitten. Wieder ein sonderlicher Vorgang, dieser letztere!

„Hörst du drunten das Rauschen und Murmeln? Es ist ein rühriger Bach, der eine Sägmühle (eine Bretterschneide) treibt. Wie schüttert das Brausen des Sturzes, das Schwingen der Räder, das Arbeiten der Säge so wunderbar durch die grüne Stille! Sauber geschnittene Bretter liegen geschichtet, daneben Stämme über einander gerollt; frischer Holzgeruch erfüllt Alles umher. Man sieht keinen Menschen, das graue Mittelding von Haus und Hütte scheint für sich selber zu schroten und wie zu irgend einem Märchen zu gehören. Man fühlt sich beengt und steigt gern aus dem Drucke des Thals zu der Berglehne auf."

Bei weitem der größte Theil der Stämme wird aber in Flößen fortgeschafft. Somit wären wir am Geschäfte des Flößens angekommen. Dieß ist eines der wichtigsten und umfangreichsten, deßhalb wollen wir's genauer besehen.

Zu einem Floß werden nur die schönsten und geradesten Stämme genommen. Man nennt sie „Holländer," weil

eben die größten und gewaltigsten auf den Gewässern bis in die Niederlande, bis nach Holland und Belgien schwimmen, wo sie zum Bau der Häuser und besonders der Schiffe verwendet werden. Aber das erfordert viele Mühe und Geschicklichkeit, bis diese „Holländer“ an Ort und Stelle ankommen. Auf wilden Höhen, wohin kein Fuhrwerk gelangen kann, stehen sie und werden dort floßtauglich beschlagen. Um sie nun in's Thal zu bringen, wird eine Art hölzerner „Eisenbahnen“ von den hohen Bergen herab in's Thal gebaut. Man heißt diese Holzwege „Rießen.“ Sie sind etwa drei Fuß breite, aus Stangenholz verfertigte Rinnen oder Kanäle. Diese „Holzbahn“ hinab stürzt nun der beschlagene Holländer mit Blitzesschnelle dem floßbaren Fluße zu. Es wäre verderbenbringend, einem solchen „Zug“ in den Weg zu kommen. Prallt ungeschickter Weise ein Stamm an irgend welchem Hinderniß an, so wird er aus dem Weg geschnellt, oder springt er entzwei wie Glas, oder zersplittert er, oder richtet er sich in die Höhe und überstürzt sich wieder. Das ist dann ein ganz absonderlicher Anblick; man könnte solch Ereigniß eine „Cascade von Holz“ nennen.

Liegen nun die gewaltigen Riesen des Schwarzwalds als Langstämme oder in Scheitern gemüthlich unten im Thal und haben sie sich von ihrer Bergfahrt erholt, so müssen sie ihre Reise zu Wasser fortsetzen. Allein die Flüßchen des Waldes sind in ihren Anfängen nur unscheinbar und seicht und haben zudem ein steiniges Flußbett. So wären sie, selbst nach anhaltendem Regen, unvermögend, diese Holzmasse fortzutragen. Wie könnt' auch solch schwächlich Bergeskind so schwere Last auf seinem Rücken fortschleppen, ohne selber zerquetscht zu werden! Deßhalb wird jedes Mittel versucht, dem Schwächling aufzuhelfen; jeder mögliche Zufluß wird

in ihn geleitet, um genügende Strömung zu gewinnen. Mit großen Kosten wurden sogenannte Wasserstuben angebracht, wurden Schwellungen aus Holz oder Steinen aufgebaut, die das ganze Thal einnehmen. Die Ritzen der über einander gelegten Balken dieser Schwellungen sind mit Moos ausgefüllt. Die Schwellungen selber können durch Schleußen geschlossen werden, damit das Wasser sich — oft bis zu mehreren Millionen Kubikfuß — ansammelt und so bis zu einer Höhe von 20 bis 24 Fuß gespannt wird. Binnen 12 bis 24 Stunden füllt sich der Wasserkessel und bildet dann einen künstlichen See, der sich weit in's Thal hinauf allmälig zuspitzt. Auf diese Weise wächst des Schwächlings zarte Kraft zur riesigen Gewalt. Ist nun das Holz gesammelt und zur Wanderschaft zugerichtet, liegen die Massen zu drei bis vierhundert Klaftern bergartig auf dem Wasserbette, dann beginnt ein furchtbar=prächtiges Schauspiel. Die Pforte der Schwellung wird durch eine sinnreich=einfache Vorrichtung geöffnet, das schäumend herausstürzende Wasser hebt den Holzberg empor und zertrümmert ihn unter fürchterlichem Getöse; die Klötze und Scheiter prallen da und dort an den Felswänden an und fahren mit gräßlichem Donner zurück; die tobende Fluth zerstäubt und sammelt sich wieder in dickem Nebel; die Klötze zerschellen zuweilen an den kantigen Felsen, oder klemmen sie sich in den Spalten fest. Doch hören wir, wie ein Dichter, Albert Knapp, diesen Vorgang darstellt. Er versetzt uns an ein solches Schwarzwaldflüßchen und sagt:

Solltest du denken,
Daß hier ein Floß
Frei sich kann schwenken
Durch diesen Schooß,

Wo nur so leise
Plätschernde Wellen
Stets sich zur Reise
Schüchtern gesellen?

Doch wenn bei andern
Bächen die Fluth
Sieglos muß wandern
Und ohne Muth:
Wissen hier Mannen
Wackere Künste,
Wasser zu spannen
Sich zum Gewinnste.

Hinter den Wehren
Schwellt man den Fluß;
Kräftige Föhren
Dämmen den Guß,
Bis er nun fertig,
Aus seinen Klausen
Siegesgewärtig
Niederzubrausen.

Wenn dann erschlossen
Stellfall und Wehr,
Kommt er geschossen
Stromgleich daher.
Ha! wie sich Falken
Freudig erschwingen,
Sieht man die Balken
Fluthen durchdringen.

Felsen, graniten,
Drohend und stolz,
Sind überglitten
Plötzlich vom Holz; —

Das ist Begeist'rung
Wider das Schlechte,
Das ist Bemeist'rung
Niedriger Mächte! —

Es beweist dieser ganze Vorgang unvergleichlich, was Naturkraft und menschliche Kunst vermag. Um dieses Schauspiel zu sehen, eilten schon Tausende in diese wilden Thäler, und selten noch kehrte Eines unbefriedigt zurück. Nach kurzer Zeit rieselt aber das Flüßchen in alter, liebgewonnener Ruhe in seinem Bette dahin, als ob es noch niemals so Schweres vollbracht hätte. Uebrigens sind auch auf den größeren Flüssen, wie z. B. auf der Enz, noch Schleußen und Wehre zur Sammlung des Wassers nöthig, das dann, mit einem Mal losgelassen, den Scheitern forthelfen muß. Um das Holz aber wieder dem Wasser entreißen zu können, sind an Orten, wo größerer Holzbedarf herrscht, sogenannte „Rechen" im Flusse errichtet. Am unterhaltendsten möchte das Flößen des kleinen Holzes sich gestalten, das bald in geordneten und geselligen Zügen einhergeht, bald aber gleich ausgelassenen Schulknaben auf dem Wasser sich herumtummelt.

Die Flöße werden Anfangs, weil die Flußbette noch enge sind, ganz schmal gemacht. Die dünnsten Stämme kommen an die Spitze des Floßes, dann werden die längsten eingereiht und den Schluß machen die ansehnlichsten oder Dickbalken. Man hängt oder bindet sie vielmehr in 10 bis 16 „Gestöhren" zusammen; jedes G'stöhr besteht aus 4 bis 8 neben einander liegenden Stämmen. Die Verbindung derselben wird durch sogenannte „Wieden," die aus Weidenbäumen oder jungen Fichten gedreht sind, bewerkstelligt. Diese Wiedendreherei ist nicht uninteressant anzusehen. Die Bäumchen, etwa zwei Zoll dick und 10 bis 16

Fuß lang, werden zuerst eine Zeit lang in's Wasser gelegt, dann in einer Art Backofen bei schwachem Feuer vollends erweicht; hierauf befestigt man das dicke Ende der jungen Stämmchen an einem Pflocke und zum Schlusse dreht man sie sachte, bis sie gehörig biegsam und strickähnlich sind.

Auf den Stämmen liegt aber noch allerlei Oblast, bestehend aus Dielen, Rahmschenkeln, Latten u. dgl. Größere Flöße enthalten etwa 110 bis 180 Stämme und 500 bis 700 Stück Oblast und sind 10 bis 18 Fuß breit und ungefähr 400 Fuß lang. In dieser Größe fahren sie bis Mannheim. Dann gelangen sie in den Rhein. Dort werden aber wohl 25 und noch mehr solcher kleineren Flöße zu Einem verbunden, so daß sie bis zu 860 Fuß Länge und 60 bis 70 Fuß Breite vergrößert werden und die regierende Mannschaft auf 100 und noch mehr Flößer sich beläuft. Das Geschäft dieser Menschen ist ein sehr mühsames, ja häufig ein sehr gefährliches, denn tausend Schwierigkeiten und Hindernisse stehen im Wege. Es können sich deßhalb nur markige Gestalten demselben unterziehen.

Ich schalte hier noch eine Beschreibung eines Augenzeugen über die Flottmachung eines Floßes ein, um das Gefährliche nicht nur, sondern auch das Interessante einer solchen Fahrt darzustellen. Dieser erzählt: „Wir langten im rechten Augenblicke an der Floßgasse im einsamen Grunde des Röthenbachs an. Schon hatte das Vorwasser die Gasse gefüllt und angefangen, den Floß zu heben. Er kam allgemach, so wie der Andrang sich mehrte, in Gang. Wir standen in der Nähe einer Stellfalle, bei welcher das Wasser einen mannshohen Sturz machte. Die Schleußenthüre wurde dann erst gezogen, als das erste G'stöhr nur noch wenige Schritte davon entfernt war. Hätte hier ein unerwartetes

Hinderniß obgewaltet, so wäre Alles zertrümmert worden. Der Floß kam im Schusse durch die Schleuße. Das erste G'stöhr überwog sich und glitt pfeilschnell über den obersten quer eingerammten Baum hinab. Der auf dem Vorspitz stehende Flößer — Vorführer — hielt sich an einem Pflocke, während die Stämme unter ihm untertauchten. Dasselbe geschah den folgenden Flößern auf ihren G'stöhren. Die Floßgasse faßte etwa ein halbes Dutzend Bäume neben einander. Das Brausen des strömenden Wassers, der Sturz der an den Seiten sich reibenden G'stöhre macht ein großartiges, das ganze Thal erfüllendes Getöse und accordirt mit dem aufgeregten, bangen Gefühle, mit welchem der Zuschauer den kritischen Durchgang durch die Schleußen betrachtet.

Erfreulich ist zu bemerken, wie bei der wilden Gewalt des aus den Schwellungen losgelassenen Wassers der Ungleichheit, Enge, häufigen Krümmung des Bettes, der Unbehilflichkeit und lockeren Struktur der Gestöhre doch von den Menschen Alles so vorberechnet ist und im Flößen selbst so sorgsam beachtet wird, daß der die Floßgasse auf eine Strecke ganz ausfüllende Floß, während er Alles um sich zu zerstören, sich beim geringsten Anstoß in sich selbst zu zertrümmern droht, doch bei gehöriger Aufmerksamkeit, und wenn nichts Unerwartetes in den Weg tritt, gleich einem glatten Fische durchschwimmt.

Der Vorführer, kundig der Wasserstraße und in immerwährender Verbindung mit den Anwohnern derselben, leitet den Vorspitz, auf dem er steht, mit einer Stange und hat sorgsam Acht, daß er Felsecken oder schlimme Ränke vermeide. Die übrigen Flößer richten ihr Augenmerk nach dem Vorflößer und drücken auf den Floß, wenn er in der Mitte eine Krümmung macht, mit ihren Stangen in gerade Richtung.

Der Sperrmann muß alle Gegenden wohl kennen, wo das Sperren des Floßes nöthig ist. Verfehlt er diese Stellen nur um wenige Schritte, so kann er seinen Kameraden eine große Arbeit verursachen, indem die Geströhre entweder auf einander reiten, oder schlangenweise rechts und links außer der Fahrstraße an's Land oder auf Felsen getrieben werden.

In aller Eile werden in solchen Fällen, damit das Wasser nicht entfließe, die Geströhre losgemacht, mit Aexten von einander gehauen, zuweilen Stamm um Stamm in Freiheit gesetzt. Um solchem Unheil zuvor zu kommen, muß also der „Sperrstimmel," ein mannsdicker Balken, beständig in Bereitschaft sein, damit man ihn in jedem Augenblick in die Oeffnung zwischen den Floßbäumen bringen kann, wo er dann stehend eine Art hemmenden Ankers bildet.

Verliefe über der langen Arbeit das Schwellwasser, so wäre kein anderer Rath, als die Wässerer zurück zu schicken, damit sie bei der nächstoben befindlichen Stube Wasser machen und holen, während die Flößer müßig und verdrossen bei dem Floße harren. Es ist dieß ein Unstern, dem sie öfters ausgesetzt sind und der sie besonders in trockenen Jahrgängen sehr aufhält.

Der Akt des Flößens, ein Vorgang, bei dem die Geschicklichkeit und der Muth der Menschen im Gegensatz mit der Trägheit einer ungeheuren Last, der Unbändigkeit des bewegenden Elements in der sinnlich fühlbarsten Anschauung sich offenbart, erfüllte uns mit demselben lebendigen Interesse, derselben Befriedigung, wie eine Kunstdarstellung oder eine sittlich schöne That es nicht stärker vermocht hätte. Wir staunten über die Verwegenheit einiger Flößer, die, von ihren

hintern Gestöhren vorwärts laufend, vom Ufer aus auf den schießenden Floß hinabsprangen und das rechte Maß zu treffen wußten, daß sie, der Bewegung folgend, nicht hinstürzten, was im unglücklichen Fall ihr Zermalmtwerden zwischen Floß und Bord hätte zur Folge haben können.

Dem letzten Gestöhr war eine Tanne angehängt, über deren ungeheure Länge und Dicke wir nur erstaunten. Solch einen Riesenstamm hatten wir noch nie gesehen. Ein Knabe, der dem Floß folgte, sagte uns mit Selbstzufriedenheit, sie sei 120 Fuß lang; sein Vater habe sie im Pfaffenwalde gefällt und er habe dabei geholfen."

Es werden natürlich durch diesen Holzhandel große Summen umgetrieben, so daß das Sprüchwort sagt, jeder Floßherr müsse ein Kapital von 300,000 Thalern haben, ein hunderttausend im Wald, das andere auf dem Wasser und das dritte in der Tasche für mögliche Verluste.

Es läßt sich wohl denken, daß in diesen Gegenden der Handel mit Holz und das Floßwesen schon frühe begann; aber es war noch keine Ordnung, noch kein weiter Verkehr darin. So liegt schon vom Jahr 1342 ein hierauf bezügliches Gesetz vor, gegeben in Stuttgart am weißen Sonntag. Doch schon im 16. und 17. Jahrhundert kam das Geschäft mehr in Gang; da erst wurden die Bewohner des Schwarzwaldes auf den großen Schatz aufmersam, den sie in ihren Wäldern besitzen. Holländer kamen und suchten, was ihnen zu ihrem Welthandel fehlte: Holz zu ihren Schiffen. Dieß spornte die Leute an, auf eigene Faust mit ihren Flößen nach Holland zu fahren. Als aber im Verlaufe der Zeit die Reicheren diesen Handel mit seinem Gewinn an sich zu reißen drohten, vereinigten sich die Aermeren und so entstanden an verschiedenen Orten die Flößergesellschaften. Wenn

ich übrigens noch bemerke, daß im Jahre 1747 in der Nähe von Freudenstadt das Forstamt für ein Klafter Holz auf dem Stock nur 6 Kreuzer erlöste, ja, daß dasselbe Quantum noch früher für 2 Kreuzer erkauft wurde, so wird leicht zu ermessen sein, daß damals von einem gewaltigen Gewinne noch nicht viel verspürt worden sein mag. Welch ein Unterschied zwischen damals und heute!

Ein anderer beträchtlicher Theil des Holzes wird zu Kohlen gebrannt. Die Köhler verrichten dieß Geschäft auf folgende Weise: In der Mitte der rein abgefegten Kohlplätte werden drei Stangen, „Quandel" genannt, in einer Entfernung von einem bis anderthalb Fuß so in den Boden gesteckt, daß sie die Kanten einer dreiseitigen Pyramide bilden. An diese werden ringsum Scheiter angelegt, bis sie eine Art stumpfer Pyramide von 40 Fuß im Durchmesser und 12 bis 16 Fuß Höhe darstellen. Man nennt diese Haufen „Meiler." Sie werden mit Rasen und Erde luftdicht bedeckt bis auf die Oeffnung, welche durch die Quandel gebildet ist. Sofort wirft man oben hinein brennende Kohlen und unterhält ein Feuer durch kleine Holzstücke. Wenn dann die dreieckige Säule von innen heraus bis an die Spitze brennt, verschließt man diese Oeffnung und es werden am oberen Rande herum Löcher in die Bedeckung des Meilers gemacht. Sobald der hervorströmende Rauch seine grauliche Farbe in eine bläuliche verwandelt, ist's dem Köhler ein Wahrzeichen, was innen vorgeht und was er jetzt zu thun hat. Die Löcher werden verstopft und tiefer unten neue eingestochen. So wird fortgefahren, bis das Ganze in Kohle verwandelt

ist, wozu 8 bis 14 Tage erforderlich sind. Jetzt löscht man den Meiler ab und nimmt die Kohlen heraus, mißt sie und führt sie fort. Recht hübsch sieht sich die mathematische Regelmäßigkeit an, mit welcher die Meiler aufgerichtet sind, als ob sie ewig stehen sollten, während sie doch zu baldigem Feuertode verdammt sind. Die Köhler, mit einem runden Schlapphut bedeckt, machen durch ihr schwarzes Gesicht, aus denen das Weiß ihrer Augen grell absticht, einen eigenthümlichen Eindruck. Allein diese Natursöhne sind nicht so bösartig, als sie aussehen, und läßt man sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so wird man bald verspüren, wie gefällig und bescheiden sie sind und wie sie Alles, was zu ihrer Kunst gehört, so bereitwillig zeigen. Ihre ärmliche Hütte ist meist aus unbehauenem Holz zusammengesetzt und nicht gar reichlich ausgestattet. Ihr Imbiß besteht aus Brod und Wasser. Und in dieser Einsiedelei, in dieser Waldherberge fühlen auch sie sich glücklich. Aber wie geht denn das Verkohlen des Holzstoßes vor sich? Ein in's Feuer gehaltenes Stück Holz entläßt zwar schnell seine dunstigen Bestandtheile in Rauch und Flamme; wenn es aber mitten im größeren Feuer vom Zutritt der Luft bewahrt wird, glüht es ohne weitere Abnahme und Gestaltveränderung fort; im Meiler liegt nun das Holz in seinem eigenen Feuer ohne Zutritt der äußeren Luft, die es augenblicklich zur hellen, verzehrenden Flamme anfachen würde. Da dieß nicht geschehen kann, so muß es verkohlen, und es bleibt der Kohlenstoff des Holzes nebst ganz wenigen anderen Bestandtheilen zurück.

Das einfache, stille, bedürfnißlose Köhlerleben hat seine eigenen Reize. Ist es auch einförmig, so bleibt doch der Köhler ein Kind der Natur. Auch der Dichter findet das Köhlerleben erhebend. Singt er doch:

Armes Köhlerleben
Ist zwar kärglich nur;
Doch ihm hat gegeben
Frohen Sinn Natur.
Drum hinauf geschaut
Und auf Gott vertraut!

Mögen Wetter stürmen,
Bräche Nacht herein,
Wird nur Er uns schirmen,
Fürchten wir kein Dräu'n.
Drum hinauf geschaut
Und auf Gott vertraut!

Schlafen sanft und stille,
Wenn das Werk vollbracht;
Innen uns die Fülle
Süßer Freuden lacht.
Drum hinauf geschaut
Und auf Gott vertraut! —

Alljährlich mögen etwa 75,000 Klafter Holz in Kohlen verwandelt werden und die Kohlenmenge dürfte ungefähr 300,000 Zuber betragen. Man verführt sie theils in Säcken, theils in hiezu besonders eingerichteten Bretterwagen.

Das Harzreißen, eine andere Art der Waldbenützung, geschieht im Frühling an den dazu passenden Rothtannen und Forchen. Mit einem eigenen Instrumente werden etliche Streifen von dritthalb Zoll Breite und drei Schuh Länge aus der Rinde des Baumes bis auf den Splint weggeschnitten. In dieser bloßen Stelle sammelt sich nun das Harz an. Der Harzer kommt im Juli und September wieder zu den geschändeten Bäumen und kratzt das angesetzte, feste Harz aus den „Riesen.“ Ein Baum liefert durchschnittlich andert-

halb Pfund Harz. Ist das also gewonnene Harz gesotten, so wird es durchgepreßt und die flüssige Masse in Fäßchen gebracht. Das zellige Gewebe, das beim Auspressen zurück bleibt, nennt man „Pechkrieben." Sie werden in besondern Oefen verbrannt. Diese haben einen aus Ziegelsteinen angelegten Rauchfang, der in eine Rauchkammer endigt. Ueber diese ist ein aus grobem Flanell zusammen genähter Sack gespannt. Sobald ein Luftzug entsteht, bläht sich der Sack auf, ein dicker, schwarzer Rauch entwickelt sich aus jenen Pechkrieben, mit dem sich die in ihnen noch befindlichen Harztheile verflüchtigen und an den Sack ansetzen. Nach Beendigung des Brandes öffnet der Brenner die Thüre der Rauchkammer und fegt den Ruß von den Wänden und von der Decke mit Ginsterreis zusammen. Dadurch erhält er den Kienruß, der sofort in Tonnen von ein bis zehn Pfund festgestampft wird. — Aber welche Bäume werden denn zum Harzreißen verwendet? Nur solche, die im Verlauf der nächsten 4 bis 6 Jahre gefällt werden; anderes Gehölz würde einen zu großen Schaden leiden, denn der Stamm wird, so weit der Riß sich hinzieht, einige Zoll tief morsch, dürr und wurmstichig. Mit dem Harzreißen wird den lebensfrohen Tannen und Forchen der Todesstoß gegeben. — Beiläufig sei noch bemerkt, daß allein im Oberamt Freudenstadt alljährlich etwa 2000 Centner Harz gewonnen werden. An wie viele Bäume muß also der mordende Harzer sein Todesinstrument anlegen!

In den oberen Gegenden des Schwarzwaldes weiß sein Bewohner noch auf andere Weise den Wald zu benützen. Das Theerschweelen oder, wie man es dort nennt, das „Schmierbrennen," bildet daselbst ein eigenthümliches Ge-

schäft. Der Theer wird durch Destillation von Kienstöcken, d. h. von ausgegrabenen Stumpen von Nadelholz gewonnen. Der Theerschweeler pachtet sich einen großen Waldbezirk. Auf einer windstillen Blöße desselben errichtet er bienenstock-ähnlich seinen Destillirofen aus Backsteinen. Er besteht aus zwei runden Thürmen, von denen der eine vom andern umschlossen wird. Der Raum zwischen dem innern und äußern Thurm ist zur Feuerung bestimmt. Unter dem innern Thurm befindet sich eine trichterförmige Grundfläche, welche unten in eine hölzerne Röhre mündet, die in einen neben dem Ofen befindlichen Trog reicht. Auf diesen Trichter wird das Kienholz dicht aufgesetzt, bis der innere Thurm voll ist. Dann wird im äußern Thurm das Feuer angezündet. Nach sechsstündiger Feuerung fängt ein braunrothes, säuerliches Wasser an, in den Trog auszufließen. Man nennt es Theerwasser. Es kann beim Gerben des Leders statt der Lohe gebraucht werden. Nach einiger Zeit kommt eine ölichte Flüssigkeit, die, noch einmal besonders destillirt, Kienöl gibt. Nach und nach wird die Materie dicker und schwarzbraun, zuletzt zähe und dunkler. Dieß ist dann die eigentliche Schmiere, die durch Vermischung mit jener ölichten Flüssigkeit, mit dem Kienöl, zur Wagenschmiere brauchbar ist. Aus der allerzähesten Masse kann man noch das schwarze Pech kochen. Binnen dreimal 24 Stunden ist die ganze Destillation vollendet. — Neben seinem Destillirofen erbaut sich der Theerschweeler aber auch, gleich den europäischen Auswanderern in den Urwäldern Amerika's, aus Baumstämmen ein Blockhaus. Das flache Dach desselben ist mit Schindeln belegt und mit Steinen beschwert; alle Ritzen sind mit Moos verstopft. Dieß ist der Palast — 30 Fuß lang und 15 Fuß breit — den er mit seiner Familie bewohnt.

Fünf Personen sind stets beschäftigt, um für die Destillation einer Woche in zwei Tagen die nöthigen Kienstöcke auszugraben und zur Hütte zu bringen. Am dritten Tage wird das Kienholz verkleinert und am vierten auf den oben berührten Trichter gesetzt. Händler holen die Theerschmiere von dem Ofen ab und verkaufen sie im Kleinen, das Pech aber wird in größeren und kleineren Parthien an Kaufleute abgegeben.

Endlich wird das Tannenholz auch noch auf sonstige Art künstlich verarbeitet; es werden daraus Löffel, Teller, Schachteln, Schaufeln, Fruchtmaße u. dgl. verfertigt. Und zur Fabrikation der weltbekannten Schwarzwälderuhren, die allerwärts zum Verkaufe aus- und angeboten werden, ist das Tannenholz ein unentbehrlicher Artikel.

Aber nicht bloß auf der Oberfläche des Schwarzwaldes sucht sein Bewohner Lebensunterhalt und Gewinn; auch in sein Inneres dringt der Unermüdliche ein und sucht die Schätze seiner Eingeweide auszubeuten. Während in früheren Zeiten Silber, Kupfer und Kobalt in ansehnlicher Quantität gewonnen wurde, sind jetzt alle derartigen Gruben, wie die zu Warth, Neubulach, Martinsmoos, Hallwangen, Oberbrändi, Aach verlassen, denn in allen ging trotz aller Versuche das Erz aus. Somit muß der „Wälder" eben auf seine Silberbergwerke verzichten. Dagegen sind seine Eisengruben noch reich an Ausbeute. Eisenbergwerke finden sich bei Neuenbürg. An der Oeffnung eines Seitenthälchens, etwa eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt, ist der Eingang in dieselben. Eine Art offener Hütte steht daselbst, und Haufen von Erz, welches da zerklopft und gesondert wird, zeigen dem Wanderer schon an, daß hier eine Thätigkeit besonderer Art zu sehen ist. Kämen wir einmal

dorthin, so würde der Bergmann unsere Aufmerksamkeit und Neugierde gerne befriedigen und wir könnten mit ihm einfahren. Aber dann müßten wir eine Bergmannskleidung, bestehend aus Wamms und Beinkleidern von grober Leinwand und aus einer ledernen Schürze mit einem Gürtel und Schnallen, über unsere Kleider anziehen. Ein Grubenlicht, eine Ampel ohne Fuß an einem Kettchen getragen, würde uns gegeben, und so hergerichtet würden wir in Gottes Namen einfahren. Mit einem „Glück auf!“ ging es hinein in den Stollen, d. h. eben zu dem Thürchen in das Bergwerk, einen engen Gang durch die Felsen. Die ganze Reise würde zu Fuß gemacht. Ziemlich weit kämen wir auf einem unebenen Pfade in den Berg hinein; dann müßten wir eine Leiter hinauf steigen und der Führer würde uns sagen, daß es jetzt einen „Schacht,“ einen senkrechten Gang, hinauf gehe. Oben kämen wir in einem Stollen zu etlichen Bergleuten, welche aus den Felsen Stücke herausklopfen, und das sind die Eisenerze. Jetzt wären wir tief im Berge drin. Einen Schacht aufwärts, dann einen langen, langen Stollen, in dem es fast unheimlich wird, wanderten wir fort, und endlich erblickten wir wieder Helle, die immer mehr zunehmen und uns zu einem anderen Ausgang glücklich hinausführen würde. Die unterweltliche Wanderung wäre vollendet; der Ueberzug würde uns abgenommen. Der freundliche Bergmann gestattete auf freundliche Bitte dann noch von diesem Eisenerz ein Stückchen als Andenken mitzunehmen. Dieses Erz enthält 40 bis 50 Procent Eisen; ein Centner desselben gibt also 40 bis 50 Pfund Eisen. All dieß Erz wird nach Friedrichsthal (im Vorbachthal, dem Anfang des Murgthals) geführt, um geschmolzen zu werden. Dort befinden sich nämlich Schmelzöfen und Eisenhammer-

werke. Schon von weitem hört man das Getöse der Hämmer, das bei geringerer Entfernung davon sich immer mehr steigert. An dem schwarzen Schlackenweg merkt man alsobald, daß man sich dem Schmelzofen nähert. Dann wird aber das Geklopfe so gewaltig, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hört.

Es ist eine große schwarze Küche, in der die entsetzlichen Hämmer ohne Aufhören wüthen. Dabei stehen schwarze, stumme Männer, die auf das glühende Stück Eisen blicken, das sie, an einer großen Zange gefaßt, immerfort drehen und drehen und vom Hammer furchtbar bearbeiten lassen, bis es endlich schwarz geworden ist. Dann stecken sie's rasch in das Feuer einer Esse an der Wand und nehmen eben so rasch einen andern glühenden Klumpen heraus und lassen den Hammer auf's Neue sein Unwesen treiben. So wird das lange, in halbcylindrische Massen gegossene, noch rohe und spröde Gußeisen, „Masseln" genannt, durch öfteres Glühen und Hämmern nach und nach in geschmeidiges Eisen verwandelt und dann theils zu Stabeisen für Schmiede und Nagelschmiede, theils zu Pfannen, Sensen, Sicheln verarbeitet. Auch Gußstahl wird hier fabrizirt.

Der Hochofen, der sich ebenfalls hier befindet, ist ein großes, hohes Kamin, das vom Boden an in die Höhe geht. Ungeheure Blasbälge führen unter mächtigem Rauschen Luft hinein. Zu der kleinen Oeffnung leuchtet das Feuer so stark heraus, daß es die Augen fast gar nicht ertragen können. Glühende Massen liegen unten herum. Blaue und röthliche, lockere Flammen schlagen hoch herauf. Durch die obere Oeffnung des Kamins werden nun zuerst Kohlen, dann Erz, dann der Fluß, bestehend aus Sand, Flußspath und Kalk, welche das Erz leichter zum Schmelzen bringen und mit den un-

metallischen Theilen des Erzes zu Schlacken werden, in den Ofen geworfen. Ein jeder dieser Theile wird genau abgemessen. Mit einem eisernen Winkelhaken wird von Zeit zu Zeit die Mischung untersucht, um zu erfahren, ob es Zeit sei, wieder eine neue Ladung hinabzuwerfen. Ist nun die Masse recht im Fluß, so wird der Ofen geöffnet. Eine dicke, halbglühende Materie kommt heraus — die Schlacken. Flugs werden sie entfernt. Plötzlich erscheint ein dicker, hochrothglühender Fluß mit furchtbarer Hitze. Zuerst langsam, dann schneller strömt er in eine halbcylindrische Rinne und aus dieser in eine Figur im Boden, von dieser in eine andere und so fort, bis Alles ausgefüllt ist. Während des Verlaufens des glühenden Breis verliert er seine hochrothe Farbe und wird durch's Erkalten nach und nach schwarz. Je nach Gestalt der aus Sand geformten Figuren erscheinen dann die gegossenen Eisenstücke.

Noch einer Beschäftigung muß ich gedenken, denn sie setzt viele Hände auf dem Schwarzwalde in Bewegung: es ist die Glasfabrikation.

Im tiefsten Schwarzwald liegt die Glashütte Buhlbach; an der Murg aber liegt das Dörfchen Schönmünzach, das ebenfalls eine Glashütte besitzt, die vom Staate verpachtet ist. Schauen wir uns in der ersteren, die sehr schwunghaft betrieben wird, ein wenig um! Da sind große Behälter mit verschiedenen Arten Sand, mit Pottasche, Salpeter, Kreide, Braunstein, Salz, gebranntem Kalk gefüllt. Das sind die Rohstoffe, aus denen das Glas hervorgehen soll. Diese werden gestampft, gemahlen, geschlämmt. Zu den verschiedenen Sorten von Glas müssen auch verschiedene Be-

standtheile genommen werden. Der Hauptstoff zum Glas ist der Quarzsand, der für sich allein außerordentlich schwer schmelzbar ist, allein in der Glühhitze mit Pottasche, Salpeter, Kalk rc. zu Glas zusammenschmilzt. Den Sand zur Glasbereitung liefert hauptsächlich weißlicher Granit und quarzreicher bunter Sandstein.

Doch wir treten in die Hütte ein und lassen die Glasbereitung an unseren Augen vorüber gehen. Wir kommen in ein großes, küchenartiges Gewölbe. Eine fürchterliche Hitze wallt uns entgegen. In der Mitte steht ein großer, runder, kuppelartiger Backofen. Es ist der Schmelzofen. Rund um ihn her bewegen sich auf Gerüsten leichtangekleidete Arbeiter, jeder vor einer Oeffnung des Ofens sich vorzugsweise aufhaltend. Mit einem mannslangen Rohr, der Pfeife, holen sie sich aus dem Ofen einen kleinen Klumpen aus der geschmolzenen Masse heraus. Dieser bleibt am Rohr fest sitzen. Nun blasen sie stark in das Rohr hinein und der Klumpen wird größer. Sie blasen abermals und schwingen das Rohr während des Blasens. Das Ding unten wird länger und länger. Es bekommt eine Weitung. Es muß eine Flasche werden. Der Arbeiter rollt es auf einer heißen Platte, daß es schön walzenförmig wird. Wieder wird es geschwungen und wieder wird hinein geblasen. Der Bläser geht mit der Masse um, als ob sie Teig wäre. Er nimmt einen Stämpel und drückt mit ihm den Boden der Flasche hinauf. Nun streicht er an der Flasche aufwärts, um sie gerade zu machen. Jetzt fährt er mit einer Art Messer am Hals herum, bis es da dünner und immer dünner wird. Endlich bricht er's oben am Rohre mit hellem Klange ab. Den Hals streckt er nochmals in den Ofen, um die Schärfe der Mündung abzuschmelzen. Den Halsreif macht

er schließlich mit ein wenig Glasmasse herum und siehe, die Flasche ist fertig. Sie wird in den Kühlofen gebracht, um nicht an der Luft zu schnell zu erkalten. In einer thönernen Form harrt sie dort mit ihren Schwestern ihrer vollständigen Geburt und Erlösung. — Aeußerst unterhaltend und spannend, aber auch sonderbar ist der Anblick dieser Thätigkeit, dieses Herumgehens mit den weiß-, gelb-, rothglühenden oder abdunkelnden Glasmassen.

Auf einer andern Seite des Ofens sind Arbeiter mit Hervorbringung von etwas Anderem beschäftigt. Sie schwingen und blasen ebenfalls ihre Pfeife. Es entsteht nach und nach ein großes cylinderförmiges Rohr. Es wird von der Pfeife abgebrochen und zu seinen Kameraden gestellt. Oben und unten offen hat es den Durchmesser eines Mannsschenkels. Ein anderer Arbeiter nimmt den fertigen Cylinder und fährt mit einem glühenden Eisen der Länge nach über ihn hin. Dadurch erzeugt sich ein Riß. So wird er in den Streckofen geschoben und wieder durchglüht. Ein dritter Arbeiter legt ihn mittelst eines eisernen Hakens auf die ihm von einem vierten entgegen geschobene Strecktafel. Diese ist aus einer feuerbeständigen Masse, aus Sand und Lehm, bereitet und gleicht einem Nudelbrett. Der Glascylinder öffnet sich nun auf der Strecktafel immer mehr und legt sich bald in eine viereckige Fläche auseinander. Der Arbeiter an der Platte fährt mit seinem Plättholz, einer Art Bügeleisen, nachdem es zuvor in Wasser getaucht ist, auf der Glastafel so lange hin und her, bis alle ihre Falten geglättet sind. Dämpfe, ja Funken entwickeln sich. Sein Gehilfe richtet die Scheibe mit einem Haken im Rücken der Esse auf, lehnt sie zu den andern, läßt sie sich dann langsam abkühlen, worauf die ganze Lage herausgenommen wird. Und diese Masse ist Fensterglas geworden.

Auch Trinkgläser werden fabricirt und zwar ebenfalls durch Blasen und durch Formen, in welche die aufgeblasene Masse gebracht wird.

Lassen wir uns aber auch die Glasschleiferei zeigen! Arbeiter sitzen an einer Tafel, jeder vor einem kleinen eisernen Drehgestelle. Dieses bewegt sich immer, wie beim Beindreher. Vorn ist eine kleine kreisförmige Scheibe, die ebenfalls herumläuft. An diese wird das Glas, in welches ein Name, eine Verzierung u. s. w. geschliffen werden soll, hingehalten. Je nachdem etwas Breites oder Schmales gebildet wird, braucht man größere oder kleinere Scheiben. Diese werden je und je mit Schmirgel bestrichen. Nach kurzer Zeit ist das Glas verziert. Eine nette Beschäftigung, das Glasschleifen!

Noch könnte ich von andern industriellen Geschäftszweigen sprechen, z. B. von der Uhren-, von der Strohhutfabrikation, die ebenfalls auf dem Schwarzwald in bedeutender Ausdehnung betrieben werden; allein wir eilen, an's Ende zu kommen, und ich berühre deßhalb nur noch kurz die Obstbaumzucht, den Ackerbau und die Viehzucht der Schwarzwälder.

Erstere ist in den höheren Gegenden des Schwarzwaldes gering. Man sieht meist nur Kirschbäume mit einer Gattung kleiner, schwarzer Kirschen, aus denen das berühmte „Kirschwasser" gewonnen wird. In den niederen, südlicheren Lagen ist die Obstbaumzucht aber vorzüglich. Es kommen da die edelsten Sorten fort, ja sogar die Rebe gedeiht. Für den Reisenden ist's überraschend, wenn er zwischen Loffenau und Herrenalb die Höhe, Kapelle genannt, erreicht und hinter und neben sich ganz rauhe, wilde Waldungen, unter und vor sich

aber die herrliche, malerische Murgthalgegend erblickt, die alle Gattungen Früchte im Ueberfluß, ja schon in Loffenau süße Kastanien, hervorbringt.

Der Ackerbau spielt im Schwarzwald keine große Rolle. Es gibt außer den angebauten Hochebenen nicht viel günstiges Land. Selten kann der Pflug angewendet werden. In den ersten drei bis vier Jahren bringen die Felder eine ziemlich reichliche Ernte. Dann aber nehmen sie rasch ab, werden deßhalb zum Verangern liegen gelassen und als Viehweide benützt. So bleiben diese Felder 3 bis 4, oft 6 bis 10 Jahre brach liegen. Ehe sie wieder einzusäen sind, müssen sie natürlich vorher zugerichtet und gedüngt werden. In Ermanglung natürlichen Düngers geschieht letzteres dadurch, daß man Haufen von Tannenreisern mit dem Rasen des Ackers vermischt, anzündet und die Asche auf dem Feldstück herumstreut. Man nennt dieß das Brennen oder Motten. Diese Felder selber heißen Wechselfelder oder Ausfelder. Da das Vieh den Sommer über auf die Weide, insbesondere auf diese Brachfelder getrieben wird, so wird nicht so viel Dünger erzeugt, daß man sie mit demselben genügend bessern könnte. Uebrigens geräth auf dem eigentlichen Schwarzwald nicht jede Kulturpflanze; Kartoffeln, Roggen, Haber, Hanf und Flachs kommen am besten fort; letzterer wird sehr geschätzt und in entferntere Gegenden verkauft; besonders ist es der Flachs auf dem Plateau zwischen Liebenzell und Neuenbürg, der den Frauen vorzüglich zusagt. Der Herbst, der dem Unterländer das Blut der Trauben spendet, reicht dem Schwarzwälder eine ihm eben so willkommene Gabe, die Kartoffeln. Die zahlreichen Wiesen der Bergabhänge und Thäler haben ein üppiges, wunderschönes Grün und herrliches, saftreiches Gras; sie geben reichlichen Ertrag.

Auf ein Produkt des Waldes muß ich noch besonders hinweisen. Der Boden der dichten, feuchten Nadelwälder ist mit Heidel- und Preißelbeeren fast ganz bedeckt, und man kann sich's nach Herzenslust schmecken lassen, ohne daß der Waldschütze oder der Jäger den Näscher als Frevler behandelte. Diese Beeren werden insbesondere von Kindern gesammelt und aus ihnen bereitet man Heidelbeer- und Preißelbeergeist. Auch Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren fordern den Wanderer auf, zuzugreifen sonder Furcht und Zagen. Uebrigens werden auch sie von den emsigen Nachkömmlingen des Waldvolks rührig gepflückt und mit bewundernswerthem Geschick eingeheimst; doch dürfen sie nur in geringem Maße ihr Gelüste an jenen büßen, denn um des todten Geldes willen laufen sie diesen lieblichen Früchten nach; manch ein Stück Geld wird so schon von kleinen Kindern verdient und der Elternhand übermacht.

Die Viehzucht ist im Walde nicht so bedeutend, als man es bei den herrlichen Wiesen und den würzigen Kräutern erwarten könnte; die Stallfütterung ist noch nicht überall eingeführt. Im eigentlichen Gebirg ist die Alpenwirthschaft gewöhnlich. Da werden während der drei Sommermonate die Thiere auf den Höhen geweidet. Tag und Nacht bleibt das Vieh daselbst. Die Hirtenfamilie bewohnt dann eine Viehhütte, in den Alpen „Sennhütte" genannt, neben der auch ein Obdach zum Schutz für das Vieh bei Sturm und Wetter angebracht ist. Schafheerden gibt es wenige; dagegen hält man viele Ziegen und Schweine, die in den Wald zur Weide getrieben werden. Bedeutend ist die Bienenzucht; fast jeder Bauer ist ein Bienenvater. Und wie süß und gewürzreich dieser Waldhonig ist! —

Wir kennen nunmehr die Beschäftigungsweisen der Schwarz-

wälder und haben ein Bild von ihrer ungemeinen Rührigkeit und Thatkraft. Ich schließe dieses Capitel mit folgendem Märchen.

Ein armer Holzhauer, so meldet die Geschichte, war das ganze Jahr hindurch mit seiner Frau im Walde und machte Holz. Bei jedem Hiebe, den er führte, sagte er seufzend: „ei, so beiß!" Da kam ein vornehmer Graf des Wegs daher und hörte dem Manne eine Weile zu. Endlich fragte er ihn, weßhalb er immer „ei, so beiß!" sage. Ach, antwortete der Holzhacker, hätte Eva nicht in den Apfel gebissen, so wären wir noch im Paradiese und ich brauchte kein Holz zu hauen. So oft ich daran denke, muß ich seufzen und werde bös auf die Eva.

Darauf nahm der Graf die armen Leute mit auf sein Schloß und gab ihnen Essen und Trinken, so gut sie's nur haben wollten. Einmal machte er ihnen auch ein Fest und hatte alles Mögliche für sie kochen und auftragen lassen; darunter war auch eine verdeckte Schüssel; von der sagte der Graf, daß sie dieselbe ja nicht aufmachen sollten, sie dürften sie bloß ansehen. Dann ließ er sie allein in ihrem Zimmer. Nun hätte die Frau aber gar zu gern gewußt, was in der verdeckten Schüssel sei. Bald dachte sie an dieß, bald an das. Endlich aber trieb sie die Neugier so sehr, daß sie nicht widerstehen konnte und den Deckel nur ein wenig aufhob. Aber in demselben Augenblick sprang eine Maus aus der Schüssel, und als die Frau sie wieder fangen wollte, war sie längst in ihrem Loche.

Als nachher der Graf kam und sah, daß die Maus fort war, sprach er zu dem Manne: „Jetzt beklage dich nicht mehr über die Eva; deine Frau würde es wie sie gemacht haben!" Und dann behielt er die Leute nicht länger in seinem

Schlosse und sie mußten wieder im Walde durch Holzhauen ihr Brod verdienen. Bei jedem Hiebe, den der Mann jetzt mit seiner Axt that, mußte er an das gute Leben auf dem Schlosse und an die Fürwitzigkeit seines Weibes denken, und seufzte deßhalb nicht mehr: „ei, so beiß!“ sondern „ei, so guck!“ Und wenn er nicht aufgehört hat oder gestorben ist, so kann man ihn wohl jetzt noch im Walde hauen und klagen hören.

4.

Wir wollen endlich unsere lieben Schwarzwälder auch nach ihrer Sprache, oder vielmehr nach ihrer Mundart (Dialect) kennen lernen, wollen hören, wie sie sich mit einander unterhalten.

Je nach der geographischen Lage ist sie verschieden, diese Mundart; der Bewohner des südlichen Schwarzwaldes, bei Rottweil, Schramberg, spricht anders, als der des nördlichen, bei Neuenbürg und Wildbad. In den südwestlichen Schwarzwald zieht sich der alemannische Stamm des Breisgau's und der westlichen Schweiz herein, während auf den östlichen Abfällen die oberschwäbisch-alemannische Mundart gehört wird. Ebenso thun die westlichen Thäler der nördlichen Gebirgshälfte die Nähe der Pfalz kund, indeß die östliche Abdachungsfläche sich an den niederschwäbischen Stamm des inneren Württembergs anschließt, nur daß das Schwäbische voller, breiter und kräftiger tönt. Schon das einzige Wörtchen „veil“ statt „viel“ kennzeichnet den Schwarzwaldbewohner. Im Allgemeinen zeigt sich eine große Weichheit der Sprache; gern werden schwere Consonanten übergangen oder in weichere verwandelt; sehr oft verschluckt man ganze Silben. Statt Achsel, Ochsen, wachsen sagt man Asel, Osen, wasen (langer

Vokal); statt Liebhaberei — Lieberei; statt abfertigen, verfertigen — abfergen, verfergen. Auch Vokale werden verwechselt: „ich spüre nicht mehr viel in meiner Achsel“ — lautet: „i speir nimme veil in meiner Asel“ (diese beiden „ei“ wie in der Präposition „bei“). Der Schwarzwälder wechselt nicht, er „wiselt“; er fällt nicht, er „weifelt“; er ist nicht schwächlich, sondern „marbelig“; er schlummert nicht ein, sondern er „verknaupt“; auch ist er nicht bisweilen da, sondern „ällbott“. Und wenn ein Schmerz zu Zeiten stärker ist, so ist er „ällbott ärger als ällbott“. Die Frau sagt vom Mann zu dritten Personen „der Meinig, der Mei(n)“. Männliche Personen sind ihr Mannskerle, Mannsnamen. Und eine Krankheitskrisis durchmachen heißt: „en Bürzler ausstau(n).“

Von der oberschwäbisch-alemannischen Mundart folge eine Probe.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

(Nach Hebel.)

E Büebli lauft, es goht in Wald
Am Sunntig Nommittag;
Es kunt i d' Büsch und find't au bald
Ebberi, Schlag an Schlag.
Es rupft und ißt se halben z'todt
Und dainkt: „des ischt mi Obedbrod.“

Und wie 'nes ißt, so ruuschts im Laub,
Es kunt en netten Bua,
Er het en Rock wie Silberstaub
Und stoht i goldne Schua.
Er glitzt wie d'Sunn am Schweizer Schnee;
Si Lebtig het es nit so g'seh.

Druf seit zum Büebli liab der Bua:
„Was ißischt, i halt's mit?“

„Ho nit‘, spricht ’s Büebli no bezua
Und lupft si Käpple nit.
No seit der Bua: „Ho ißischt nit,
Du grobe Burscht, no bartets[1]) nit.“

Verschwunden ischt bea Bua, und ’s stöhn
Die nächste Büsch im Duft.
Drus fliegt en Engele wunderschön
Uf in die blaui Luft.
Und ’s Büebli stoht und luegt em no
Und kratzt im Hoor und lauft dervo.

Und sieder[2]) ischt koan Sege meh
Im Beereessen g’si.
I ha mi Lebtig nit so g’seh,
Sie b’schießet[3]) ebe nie.
Iß hampflevoll[4]), so viel de witt,
Sie stillet oam de Hunger nit!

Was gib i der für Lehre dri?
Was seischt dezu? Me mueß
Vor fremde Lüte fründli si
Mit Wort und Red’ und Grueß,
Und ’s Käpple lupfen z’rechter Zit,
Suß het me Schimpf und kunt nit wit.

Ein Gespräch zweier Bauern möge zeigen, wie man am mittleren Neckar und westwärts davon spricht. Wir hören da die Leute bei Sulz und Freudenstadt.

„Allerlei.

Jacob. Mei Ehne hot ällemol verzählt, ear häb von seim Ehne g’hairt, in alte Zeite häb älles gnueg Feld und veil Woid g’hät. Wenn an Bauer mit seim Vieh vom

---

[1]) So nützt es nichts. — [2]) Seither. — [3]) Sie sättigen, sie nähren eben nicht. — [4]) Hände voll.

Gschäft hoim komme sei, so häb er's eaba ausg'schirrt und auf d'Woid springen laun; no häb ma et de ganz Zeit um Fuotter und Gras umspringe müasse und häb andere Sache schaffe könne.

Conrad. Da hot ma au no jung Vieh nochziehe könne. Im Stall kanscht kain Gois aufziehe, vom a Gaul oder voneren Kuah wille et sage. Es gäb jez gwieß in der Welt noh viel Platz, wo ma älls gnueg hätt, wenn nu die grauße Herre oinig mit einander wäre, daß sie oim Platz mache ließe.

Frieder. Der Schuolmoischter hot jez verzählt, der Pfarrer häb em g'sait, deßweage häb der Napoleon die ganz Welt wölle. Zu diene [1]) wilde Mensche in andere Weltthoil hätt er zahme thaun, daß sie au noh und noh zahm worde wäret.

Jacob. Des wär g'schickt g'wea, do hätt ma Feld gnuag g'hätt und ananđer älles besser schicke könne, was beim andere et wächst oder g'macht wurd.

Frieder. Ja der Pfarrer moint, Griecheland hättemer jez schaun, und des sei so an schöns Land, Wein wachs do no besser als der olfer [2]) Uhlbacher Beerwein.

Jacob. Noch Griecheland gieng i au glei. Aber d'Mensche sind immeder [3]) selber schuldig an ihrem Aunglück. Sie sind nie z'frieden.

Conrad. Wie mangschte [4]) nu dorüber verwundere. Do guck, do kunt der Schultes. Dear kan au a Liadle anstimme über dui Zwiedracht und über die Bosheite und über die Aunz'friedenheite der Mensche.

Alle. Gueten Obed, Herr Schultes!"

[1]) den. — [2]) elfer. — [3]) immer. — [4]) magst du dich.

Wildbad.

Wer hätte noch nie etwas von dem weitberühmten Städtchen Wildbad gehört? Wem sollte der Name dieses Badortes mit den wunderbaren Quellen und den lieblichen Wassern noch nie aufgestoßen oder zu Ohren gekommen sein? Und welchem Schwaben wäre die volksthümliche Redensart „Eben recht, wie's Wildbad" unbekannt?

Daß mit jedem Jahre sich die Zahl Derjenigen mehrt welche sich in diesem Städtchen Gesundheit, Wohlsein, Lebensstärke holen; daß Wildbad seinen Ruhm alljährlich steigert und in weit entfernte Länder trägt; daß unser Württemberg in diesem Schwarzwaldorte sein „Bethesda" mit unvergleichlichen Schätzen besitzt: dieß Alles und noch so manches Andere sind Thatsachen, die wir gerührt anerkennen und freudig begrüßen. Ja, der leidenden Menschheit ist Wildbad ein Zaubername; „in diesem unterird'schen Thal" sucht seiner Qualen frei zu werden, wer irgendwie noch Hoffnung in dem Busen nährt; hier bringen „der Wasser gute Geister" Jedem Heilung, „der liebend ihrer Kraft vertraut"; „hier legt Natur mit linden Armen" die schmerzdurchwühlten Leiber an die Brust und löst die Fesseln sanft, mit denen sie gebunden sind. Und diesen Wunderort genauer kennen zu

lernen, das soll jetzt unsere Aufgabe sein. Mög' es gelingen, sein Bild*) so treu als schön zu geben.

1.

Tief im Schwarzwalde, im tannenumkränzten Thale der Enz, finden wir die Stätte, dahin alljährlich viele Hunderte pilgern. Wer sie schon länger nicht mehr gesehen, der staunt über ihre Verwandlung. Fürwahr, Wildbad ist innerhalb weniger Jahre zum großartigen Badort geworden. Die schmuckesten Gebäude zieren diesen Wohnplatz. Zwischen hohen Bergen, die das Städtchen fast zu erdrücken scheinen, liegt es malerisch schön. Bald ziehen sich diese Berge zurück, bald nähern sie sich einander gar freundlich. Die Enz durchläuft den Ort von Südwest nach Nordost und scheidet ihn so in zwei Theile. Sechs Brücken und Stege dienen zur Verbindung derselben. Der scharfbegrenzte Thalgrund erhebt sich 1333 Fuß über den Meeresspiegel; die östlichen und westlichen Bergreihen aber steigen noch 12 bis 1500 Fuß höher empor.

Die Hauptstraße von Calmbach her durchschneidet das Städtchen der ganzen Länge nach bis zum Kurplatz. Dieser bildet ein längliches Viereck, das durch die prächtigsten Gebäude (Kirche, Badhotel und Badgebäude, Waldhorn, König von Württemberg und Bären) umschlossen wird. Gerade hier entwickelt sich zu gewissen Tageszeiten während der Badezeit das rührigste Leben. Hier bewegen sich die Niedrigsten unter den Vornehmsten; hier zeigt sich neben dem aus-

*) Unter Benützung der einschlägigen Schriften von J. Kerner, Fricker, Wildbad und seine Umgebungen 2c.

gesuchtesten Putze die schlichteste Tracht, und neben der „glücklichen Sklavin“ der Mode geht friedlich die nicht so schmiegsam gekleidete Bäurin einher im Gewand nach dem Schnitte der Altvordern. Und Gestalten aller Art, Augen, hell und heiter, Augen, trüb und traurig; Menschen, reich an Elend, Menschen, reich an Glück, lassen hier sich sonder Mühe finden. Der Kurplatz ist so recht der Mittelpunkt des ganzen Badeortes und des Badelebens.

Und die Leute sind so ziemlich von dem Wahne abgekommen, daß es hier, im Wildbad, nicht gut und bequem zu leben sei. Man hat die alten Phantasien, die eingesogenen Vorurtheile, als ob es hier recht wild und unwirthlich aussehe, so ziemlich abgestreift. Haben ja doch die höchsten Herrschaften, haben gekrönte Häupter der verschiedensten Länder gerade hier so behaglich und so ungezwungen froh gelebt und ihres Aufenthaltes sich gefreut! Und eben deßhalb haben die Wildbader hier nicht Hütten, nein, herrliche Paläste gebaut!

Was — um die eben ausgesprochene Ansicht zu erhärten — nun zunächst die klimatischen Verhältnisse Wildbads anbelangt, so ist es im Sommer gerade so warm oder so heiß als an andern Orten, ja vielleicht ist es noch heißer, sofern die hohen Berge vor gewissen Winden schützen und sofern die Sonne oft gewaltig in's enge Thal hereindrückt. Beginnt auch der Winter etwas früher und zieht er auch etwas später ab, als in anderen Gegenden, so ist es selbst bei anhaltender Kälte im Thale milder, als auf dem flachen Lande; die Bergreihen bilden ja eine starke Schutzmauer. Nur zweien Winden, dem Südwest- und dem Nord- oder

Nordostwind, ist das Thal ausgesetzt, da es bekanntlich nur nach diesen beiden Seiten offen ist. Wahr ist es, daß der mürrische Boreas in der rauheren Jahreszeit nicht selten mit herber Laune durch das Thal fegt; allein dann ist die Saison vollendet, und dem Insaßen Wildbads macht dieser finstere Bursche nicht bange, denn längst hat man für solche Zeit sich vorgesehen, und je voller er die Backen nimmt, desto heller flackert die Flamme in dem wärmenden Ofen. So fühlt man sein hartes Regiment nicht allzu sehr, und stellt sich dann im März auch hier die Lenzluft ein, so liegt der rauhe Nord nur selten noch mit dieser in dem Streit, und Sieger bleibt am Ende doch der linde Hauch des Frühlings. Eben so lächelt auch unsern Wildbadern gerade so früh, wie andern Menschenkindern in dem lieben Württemberg, der Mai als holder Wonnemonat. Somit darf uns kein Grauen befallen ob der Rauheit und der Unwirthlichkeit dieses Städtchens und seiner Umgebung. Zudem weicht Wildbads Temperatur nach genauen Beobachtungen und Vergleichungen nur wenig von derjenigen Stuttgarts ab. Freilich ist die Witterung hier und überhaupt auf dem Schwarzwald unbeständiger als anderswo, und die Regen- und Schneemenge ist ziemlich beträchtlich. Allein diese Erscheinung ist sehr leicht zu erklären; die Wälder dampfen, Wasserdünste steigen auf und bei milder Luft fallen sie leicht als Regen nieder. So kommt es, daß dieser waldige Landestheil doppelt so viel wässerige Niederschläge erhält, als die Gegend am mittleren Neckar.

Daß das Klima ein wirklich mildes sein muß, dürfte sodann auch daraus hervorgehen, daß berühmte Aerzte Wildbad zu Winterkuren verordnen. Sind nun hiezu seine Badeinrichtungen ganz besonders geeignet, so würde, wäre das

Klima ein rauhes und düster unfreundliches, eine Winterkur doch nicht ohne Gefahr unternommen werden können. Die warmen Quellen erwärmen natürlich auch den Boden, auf dem Wildbad steht. Darum bleibt nur in strengen Wintern der Schnee im Thale liegen; in der Nähe des Badgebäudes aber schmilzt er meist alsobald.

Gewitter sind selten; die Winde jagen sie schnell über das enge Thal hinweg. Und wird vom Südwind auch eine Gewitterwolke sturmschnell hergetrieben, so sieht man so wenig vom Himmel, daß sich die Dräuende entleert, fast ehe man ihrer gewahr wird oder sich in das Trockene flüchten kann. In seinen Wäldern hat endlich Wildbad die besten Blitzableiter; deßhalb ist es die größte Seltenheit, wenn der Blitz durch Einschlagen Schaden verursacht.

Die Luft ist in dem Städtchen und im ganzen Thale rein und gesund. Der rasch dahineilende Enzfluß, die tausend lebendigen Quellen lassen keine Sumpfluft zu, ja sie tragen mit den balsamischen Ausdünstungen der immergrünen Tannenwälder sehr viel zur Erhaltung einer reinen Luft bei. Deßhalb sind Brustleidende schon sehr häufig als „Luftkurgäste" von ihren Aerzten hieher gesprochen worden; und diese Kranken fühlen sich bald leicht und behaglich in der reinen und ganz eigenartig gewürzigen Luft; ihre Lungen dehnen sich, die Beklemmung flieht, die Brust hebt sich frei: es ist ihnen eine Centnerlast abgenommen. Der Blutumlauf wird rascher, die Muskeln werden kräftiger und die Verdauung ist eine viel leichtere. Auch der Schlaf wird ruhiger und der Appetit findet sich wieder ein. Selbst schwerer Leidende fühlen sich nach kurzer Zeit im Stande, Anstrengungen zu ertragen, vor denen sie vor wenigen Wochen noch zurückbebten. Glücklich über solch ein Ergebniß ihres Aufenthalts

„im Wildbad“, segnen sie den Ort, der ihnen Stärkung, Gesundheit verlieh.

Die Pflanzenwelt endlich erwacht hier allerdings etwas später aus ihrem Winterschlafe, aber sie schreitet dann nur um so rascher vorwärts. Man baut übrigens nur später reifende Gewächse und von diesen nur weniger edle Arten; diese kommen dann auch um so besser fort. Die Blüthezeit selbst ist natürlich auch etwas später; Rosen blühen noch im August. Demungeachtet bietet die Küche Wildbads auch dem scrupulösen Gaste Alles, was die vornehmsten Gasthäuser der größesten Städte des Landes bereiten.

„Wenn auch die Umgegend Wildbads keine fruchtbare genannt werden kann, so hat sie doch mannigfaltige Reize“ und bietet bezüglich der wildwachsenden Pflanzen dem Freunde der Natur manches Interessante, was den tieferen Gegenden Württembergs fehlt. „Anfangs Juni vergolden die Blüthen des Pfriemenstrauchs (Besenginster) die Waldsäume; die lieblichen Blüthen der Heide und ganze Felder von Weidenröslein breiten sich vor uns aus; der rothe Fingerhut wächst hier in vollster Pracht und Ueppigkeit. Die Menge von Sträuchern mit Beeren aller Art bilden eine dichte Decke über den Boden und bieten dem Wanderer oft willkommene Erquickung.“

Die Flora des Wildbads ist gerade nicht sehr reich und von der des übrigen Schwarzwaldes auch nicht verschieden. Die Berghöhen sind mit Nadelhölzern dicht bewachsen. In den höheren Regionen ziert die Fichte das Gelände; die Abhänge aber tragen mehr die Weiß- oder Edeltanne. Der

schattige Boden dieser Wälder ist dicht mit Moos bedeckt. Farrenkräuter flechten sich diesem lieblich ein.

Das isländische Moos, das Kraut des Fingerhütleins, der Tollkirsche werden in bedeutender Menge hier und in der Umgegend gesammelt und getrocknet an die Materialisten versandt. — In den Sommermonaten aber bildet das Sammeln der Heidel- und Preißelbeeren, der Himbeeren und Brombeeren vielen armen Leuten und besonders Kindern eine artige Beschäftigung und einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig.

Und welches Gestein dient unserem Städtchen zu seinem Fundamente? Welche Gebirgsart findet sich hier? Granit und Gneuß sind bekanntlich die Hauptmassen des Schwarzwaldes; diesen Grundstock des Urgebirgs haben wir auch um Wildbad herum. Granitmassen sind der Grund der Enz und der Gebirge ringsum. Bald ragen sie als Felsen aus der Erde hervor, bald liegen sie in ungeheuren Blöcken als Geschiebe im Thale und in dem Bette des Flusses zerstreut. Gewöhnlich ist aber diese Gebirgsformation von dem rothen oder bunten grobkörnigen Sandstein bedeckt, und es liegen ungeheure Blöcke dieses Gesteins auf Bergen und im Thale zerstreut umher und zeigen nirgends einen Zusammenhang mit andern Felsmassen, sondern sind heute noch das Spiel großer Wasserströmungen, die sie bei Gewittern und Wolkenbrüchen mit dumpfem Getöse weiter rollen. Größere Massen, die nicht so sehr der Gewalt der Gewässer ausgesetzt sind, beharren in den dunklen Tannenwäldern der Gebirge als Grabsteine längst entschwundener Jahrhunderte immer auf derselben Stelle. Sie sind gewöhnlich mit Moos

bedeckt oder mit Reihen grauer oder schwarzgefärbter Flechten überwachsen.

Dieser bunte Sandstein des Schwarzwaldes, also auch bei Wildbad, enthält keinen Kalk, aber um so mehr Kieselerde und etwas Eisenoxyd, welches ihm sein rothes Aussehen gibt; häufig ist Quarz in ihn eingesprengt. Die Witterung vermag keinen Einfluß auf diesen Stein zu üben, daher ist er zum Bauen ausgezeichnet. In dieser Beziehung hat er sich besonders am Straßburger Münster bewährt. Alle Höhen ringsum bestehen aus diesem Sandstein. Granit aber erscheint im Thale der Enz vom Enzklösterle bis zu unserem Städtchen, und die warmen Quellen, die gerade Wildbad so hochberühmt machen, entsprudeln dem Granit. Diese Gebirgsformation, entweder in großen Blöcken daliegend, oder von den Felsen gebrochen, erscheint, je nach ihrer Zusammensetzung, weiß, grau, röthlich. „Der grobkörnige Granit Wildbads ist aus graulichweißem Quarz, gelblichweißem Feldspath und silberweißem oder tombackbraunem Glimmer zusammengesetzt. Manchmal ist der Feldspath schon etwas aufgelöst und zu Porzellanerde verwittert. Quarz ist vorherrschend.“ Das Piedestal zu Schillers Denkmal in Stuttgart besteht aus Granit, welcher anderthalb Stunden oberhalb Wildbad gegraben wurde.

Ein grobkörniger, röthlicher, lockerer Sand ist die vorherrschende Bodenart dieses Bezirks; sie ist sehr leicht, hat keinen großen Zusammenhalt, trocknet leicht aus und besitzt nur wenig humusreiche Erde. An den Abhängen wird letztere reichlicher und hier erscheinen dann die Nadelhölzer in ihrer höchsten Vollkommenheit; die Felder an den Abhängen sind ebenfalls nicht unergiebig, besonders wächst der Roggen gern.

Aus den Seitenthälern und Schluchten der Gebirge

stürzen meist Waldbäche in die Enz herunter. Sie entspringen entweder in den Gebirgen selbst, oder sind sie der Abfluß mooriger Flächen auf wilden, einsamen Ebenen der Gebirgshöhen. Ueberdieß sprudeln viele tausend kleinere Quellen, die das reinste und kälteste Wasser mit sich führen, in den Höhen und Tiefen hervor „und scheinen durch ihre Klarheit und Bläue den hier so sparsam zugemessenen Himmel ersetzen zu wollen, und bringen in die einsame, selbst von Vögeln verlassene, gleichsam unterirdische Gegend Leben und Ton.“

Besonders lieblich sind aber die Wiesengründe, die sich am Fuß dieser Gebirge hinziehen, durchschnitten von der Enz mit ihren unregelmäßigen Wendungen und Krümmungen und bewässert theils von dem Flusse selbst, theils von den überall zu Tage tretenden Quellen. Das satte Grün dieser Matten sticht wundersam ab gegen die dunkeln Nadelwälder der anstoßenden Gebirgsmassen, die je nach dem Stande der Sonne ihre riesigen Schattengestalten über sie hinstrecken.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Bewohnern des Städtchens! Trotz der Anmuth des Thales ist — nach den Aussagen genau Unterrichteter — seine Bevölkerung keine besonders erfreuliche. „Die Leute sehen zum Theil verkümmert, bleich und mißmuthig aus und sind dunkel und dürftig gekleidet.“ Harte Arbeit ist das Loos der meisten derselben. Siehe, dort ziehen in aller Frühe die Männer hinaus in den Wald. Sie fällen die Baumriesen, spalten sie zu Brennholz oder richten sie zu Floßholz; sie sind es, die dem Walde sein Erträgniß abringen. Und den ganzen Tag müssen sie im Walde leben, und zwar nicht bloß

zur holden Sommerszeit, nein! auch dann, „wenn's draußen stürmt und schneit!“ Der Abend heißt sie dem häuslichen Herde zueilen, um ein kärgliches Nachtessen einzunehmen, und dann, wenn noch dieß oder jenes Geschäft im Hause besorgt ist, so lange der Ruhe zu pflegen, bis wieder die Sonne den Tag hervorzaubert und sie, die Unermüdlichen, zu längstgewohnter Arbeit ruft. So ist's ein ewiges Einerlei, und ihm verdanken sehr viele Bürger Wildbads ihr tägliches Auskommen. Doch nicht der Mann allein regt Hand und Fuß, um zu erwerben, was dringend die Nothdurft erheischt. Die Weiber müssen ebenfalls sich rühren und sich sputen, das Einkommen der Familie zu erhöhen. Dort tragen einige den Dung hinauf auf ihr abschüssiges Stück Land; den steilen Bergpfad scheuen sie durchaus nicht, und wär' die Last auch noch so groß, und wär' die Arbeit noch so wenig schön und appetitlich. Hier sind es wieder Frauen, die den Acker säubern, die die Saaten pflegen, die den Segen ihrer Felder holen. Im Walde wirthschaftet der Mann; dem Weibe liegt neben den häuslichen Geschäften zum größten Theil die Besorgung der Felder ob. Die Zeit, die dann noch übrig bleibt, wird Sommers auch vom weiblichen Geschlecht auf Waldarbeit verwendet. Es sammelt Jung und Alt im Walde Holz und Streu mühsam zusammen; doch mühsamer noch wird das Gesammelte die jähen Waldwege hinabgeführt auf zweirädrigen Karren, oder gar hinabgetragen auf dem Kopfe. So geht es fort, so lange nur die Witterung ihr Jawort gibt. Im Winter aber wird der selbstgebaute Hanf und Flachs gesponnen; und wenn es auch dem Manne gar zu fürchterlich im Walde tobt und wüthet, so zieht des Ofens Wärme den stets Geplagten an, und zur Erholung schnitzt er dann manch ein Geräth aus Holz.

Anders gestaltet sich das Leben bei dem gewerbtreibenden Theile der Einwohnerschaft. Der Gewerbsmann steht mit den Badgästen weit mehr im Verkehr; seine Einnahmsquellen fließen aus dem Bade, und sie bilden für ihn zur Zeit der Saison einen wohlthätigen Strom. Besonders werden hier viele Drechslerarbeiten gefertigt, die von den Gästen sehr gern gekauft werden. So kommt es, daß der Handwerker besser dran ist, als der Mann des Waldes; er ist auch städtischer in seinem Wesen. Nur schade, daß die Zeit der Ernte ihm gar oft so kärglich zugemessen ist.

Dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung des Städtchens fällt freilich ein lieblicheres Loos. Der Sommer führt der Badegäste so viele herbei, und jeder sucht auf Wochen, ja auf Monate sein Unterkommen. Da sind es dann nicht bloß die Hotels und Gasthöfe aller Art, die zur Verfügung stehen, auch bei Privaten wohnt sich's angenehm. Man widmet sich dem Gaste gern und bietet ihm in jeder Richtung, was das Haus vermag. Die Fremden finden sich bald heimisch, und die sie aufgenommen, sind nicht minder glücklich über den erfolgten Zuspruch. So ist das Bad auch den Wohlhabenderen eine Quelle des Wohlstandes. Ist auch der Sommer noch so unruhvoll: der Winter bringt ja wieder Stille; dann schwelgt man in Erinnerungen und weiß sich nicht wenige Geschichtchen von all den Sommergästen zu erzählen; dann baut man wieder kühne Hoffnungen auf die Saison, die schon im Anbruche begriffen ist. Doch ehe sie beginnt, fliegt man, von freudigen Erwartungen erfüllt, auf prächtiger Schneebahn in's Nachbarort, ja in die nächste Stadt, um einen Tag der Fröhlichkeit zu weihen. Hei, wie sich da die Zungen regen und wie die Herzen freudig schlagen! Es spendet ja der Winter auch sein Glück mit vollen Händen! —

Die Leute sind in Wildbad gerade so gesund, als in den nächstgelegenen Orten oder in andern gesunden Lagen unseres Landes. Zwar sind sie durchschnittlich nicht so robust und kräftig, als man es glauben könnte; allein dieß hat seinen ganz natürlichen Grund in den genannten harten Arbeiten und in der minder kräftigen Nahrung; nur diesem Umstand hat man die Blässe der Aermeren zuzuschreiben. Die meisten Krankheiten, die unter den mehr als zweitausend Menschen, die in Wildbad leben, vorkommen, entstehen durch zu große Anstrengung bei der Arbeit oder durch Erkältung bei Geschäften in der Enz, oder rühren sie her von einem Trank aus kalter Quelle nach Erhitzung. Krüppel und Cretinen sind hier kaum zu sehen. Brustleiden gehören zu den seltensten Ausnahmen. Ist ja die Luft so rein und balsamisch und täglich athmet man sie ein! „Am frischen Morgen, wenn die aufsteigende Sonne die Wipfel des westlichen Waldzuges besäumt, fällt das Manna des Föhrenharzes in's Thal herab und säuselt den Sommertag über mild" um den unermüdlich Thätigen, der sich im Walde, der sich auf magerem Gütchen sein tägliches Brod erarbeitet. Diese Alpenluft fristet und erhält ein gesundes Leben. Nicht minder günstig wirkt — wie schon gesagt — das herrliche Wasser der klaren, munteren Quellen auch auf die Gesundheitsverhältnisse ein. —

Daß Wildbad für seine Aermeren zu sorgen weiß, dafür könnte mehr als ein Beispiel angeführt werden. Allein es genüge hiezu jene Kinderschaar, die uns eben im Zuge entgegenkommt. Das sind die Kleinen des Paulinenstifts. Sie werden von ihrer Aufseherin spazieren geführt. Und wie sonderbar! Jedes Kind hält sich an einer Schleife eines langen Seils. So gehen sie in gehörigen Zwischenräumen paarweise weiter. Zwei der stärkeren Knaben tragen, der

eine das vordere, der andere das hintere Ende des Seils. Die Aufseherin geht nebenher, bald da, bald dort mahnend, wehrend, zankend, belehrend. Und das ist gerade nicht unnöthig. Treiben nicht jene Buben, die Seilendenträger, ihren kleinen Muthwillen, so oft es nur angeht? Jetzt ziehen sie das Seil kräftig hin und her. Die Kleinen schwanken bedeutend, ja dort fällt ein schwächliches Kind gar zu Boden. Die Pflegemutter, die wahre Ursache dieses Falles nicht kennend, eilt hinzu, stellt es auf die Beine und eifert auf gut schwäbisch: „Guck, des ischt d'Schtrof, daß du so ausg'lassa bischt!" Die Uebelthäter aber sind während dieses Verweises mäuschenstill und lammfromm. — Das ganze Völkchen, obgleich gebunden, zeigt sich dennoch gern ungebunden und heiter und fröhlich.

Die Eltern dieser Kinder aber sind beruhigt, daß ihre Kleinen, während man des Tages Last und Beschwerden zu tragen hat, wohl versorgt sind und brav gepflegt werden. Sie segnen die milden Herzen, welche zur Gründung des Paulinenstifts beitrugen, welche zur Erhaltung desselben stets ihre Hand offen zu halten gewohnt sind; sie verehren hoch die mildthätige Königin Pauline, die durch die reichlichsten Gaben dieses Stift in's Leben rief, das deßhalb auch nach ihr den Namen trägt.

2.

Besehen wir uns nunmehr die Hauptgebäude Wildbads. Fürwahr, es sind, man dächte sich das nicht, ganz großartige Bauten in diesem Schwarzwaldstädtchen zu finden; wahre Paläste — wie wir bereits bemerkten — stehen auf diesem segenspendenden Platze. Es ist deßhalb eine sehr

irrige Ansicht, wenn man glaubt, die Besucher dieses Badeortes hätten seiner Abgelegenheit wegen der Entbehrungen gar mancherlei zu gewarten. Wahr ist es, Wildbad liegt heute noch an keiner Hauptstraße, auch ist es ziemlich abgeschlossen. Allein einestheils dürfte dieß dem Kurbedürftigen gerade erwünscht sein, anderntheils aber muß Wildbad in kurzer Frist der Außenwelt durch einen Schienenweg, auf dem das Dampfroß dahinbraust, näher gerückt werden. Zudem ist in dem Städtchen seit einem Jahrzehnt unglaublich viel gebaut und verbessert worden und die verwöhntesten Gaumen und die verweichlichsten Naturen haben volle Befriedigung in den bequemen, ja fürstlichen Einrichtungen unseres Badeortes zu gewarten. Finden sich doch Gasthöfe, die in den größesten Städten Europa's zu denen erster Classe gezählt würden! „Es ist wirklich zum Erstaunen, solche Etablissements in einem so kleinen, abgeschlossenen Thale zu sehen und sich in Zimmern mit reich vergoldetem Getäfer zu befinden, während aus jedem Fenster das Auge nichts schaut als den dichten Wald, das romantische Thal, nackte Felsen und starres Gestein und die murmelnde flüchtige Enz."

Vor uns steht das Badhotel mit dem damit zusammenhängenden Badgebäude. Es ist Eigenthum des Staats. Wir treten zuerst in seinen geräumigen Speisesaal, der im Quergebäude sich findet und sein Licht auf zwei Seiten von oben erhält. Eine Treppe hoch ladet der Conversations- oder Kursaal zu geselliger Vereinigung ein, und der Flügel, der darin steht, harrt nur einer kunstgeübten Hand, um ihm die lieblichsten Melodien zu entlocken. Zu ebener Erde ist der Billard- oder Kaffeesaal, in welchem Erfrischungen eingenommen und bei minder günstiger Witterung allerlei Spiele getrieben werden. Aus diesem gelangen wir in die kurze,

bedeckte Colonnade, an deren Ende das Lesezimmer mit Leihbibliothek sich befindet, worin außer Büchern, Musikalien und Bildern auch sonstige nothwendige und nicht nothwendige, nützliche und hübsche Sächelchen zum Verkauf ausgestellt sind. Jene Thüre bildet den Eingang in die Bäder. — Wir gehen noch einmal in den Conversationssaal. Durch die Flügelthüren an seinem westlichen Ende wandern wir weiter. Wir stehen mit einem Mal einem geschmackvollen Springbrunnen gegenüber, der von einer halbmondförmigen, mit grünen Gewinden bewachsenen Mauer begrenzt ist. Einfache Bänke laden uns ein, unter dem grünen Dache ein wenig zu rasten. Wie hübsch dieses Plätzchen sich ausnimmt! Oft trinken die Gäste hier behaglich ihren Kaffee, oft flüchtet sich auch die Gesellschaft hieher, wenn es im Saale zu warm wird. Hinter uns erhebt sich steil und hoch der waldgekrönte Berg; angenehme Sandwege leiten in sanften Windungen an frischen Rasen, Blumen und Gebüschen und an einer Warte mit offenem Pavillon vorbei allmälig aufwärts. An vielen schönen Punkten sind Ruhebänke angebracht, damit man sonder Beschwerde in den Wald gelangt, durch welchen der angenehme Spaziergang bis zum Windhof fortführt. — Das Badhotel enthält sechzig Zimmer für Kurgäste, vom einfachsten bis zum reichlich ausgestatteten. Und die Gäste, die sich hier einquartieren, haben es äußerst bequem; denn gehen sie in das Bad, so finden sie's unter Einem Dache, brauchen also nicht den Weg über die Straße zu nehmen, eine Annehmlichkeit, die für manchen Leidenden großen Werth hat.

Von der andern Seite der Enz, am Eingang der Promenade, schaut das Hotel Bellevue herüber. Es hat eine reizende, stille Lage. Graf Dillen ließ diesen Bau im Jahr 1839

aufführen und mit der größten Bequemlichkeit für die Gäste ausstatten. Seine mit Blumen gezierten Ballone und Terrassen bilden angenehme Ruhepunkte für die Bewohner und andere Besucher. Die innere Einrichtung ist einfach, aber dennoch schön und bequem, gerade das, was der Engländer comfortable nennt. Besonders angenehm ist es, daß der Speisesaal mit seinen 200 Gedecken, die Küche und all' das Wirthschaftsgetriebe in einem abgesonderten Hause sich befinden, das aber mit den Wohngebäuden durch bedeckte Gänge verbunden ist. Der Garten nebenan ist eine erfreuliche Zugabe. Einmal allwöchentlich spielt hier die Badmusik, und dann ist dieser Ort ein Vereinigungspunkt für viele Gäste. Ein für's Haus angestellter Portier ist der Vermittler der Bewohner seiner 120 Zimmer mit der Außenwelt. Und wie für die leidenden Eingekehrten so trefflich gesorgt ist! Dort stehen bedeckte Rollstühle. In diesen werden sie sänftiglich zum und vom Bade geführt. Diese Stühle, eine Art Sänfte auf Rädern, sind ein unentbehrliches Möbel, das auch andere Wirthe sich angeschafft haben, um so gelinde durch kräftige Hände die Kranken zum Bade zu bringen. Zudem gibt es überall bequeme Fahrsessel gegen billige Miethe.

Wollen wir auch noch den „Bären," das „Waldhorn" in Augenschein nehmen? Ersterer ist ein Gasthof, der sich seit alter Zeit in jeder Beziehung eines bewährten, weitverbreiteten Rufes erfreut. Zunächst den Bädern liegt sein älteres, schön eingerichtetes Haus, das einen imposanten Anblick gewährt. Aber zu diesem gehört noch das neue Haus auf dem andern Ufer der Enz, zu dem eine Brücke über den Fluß führt. Gewiß ein Hotel, das eine Zierde Wildbads bildet. Seine 93 Zimmer und 14 Salons bieten in jeder Richtung jede zu wünschende Bequemlichkeit, und der Besitzer

dieses Hotels ist ein Mann, so freundlich und zuvorkommend, daß sich jeder Fremde bei ihm heimisch fühlt.

Nicht minder angenehm wohnt sich's im Gasthof zum Waldhorn, in dem sich die Post befindet; dieses Haus hat eine von drei Seiten freie Lage und schließt als Eckhaus den Kurplatz ab. Im Hause herrscht ein äußerst gemüthlicher Ton. Ueberhaupt regiert in Wildbad die Gemüthlichkeit in erster Linie und man sieht die Gäste des Morgens und Mittags beim Kaffee und bei der Arbeit, oder des Abends, während die Musik spielt, ganz ungenirt vor den Gasthöfen und den andern Häusern am Kurplatz beisammen sitzen, um die frische Luft zu genießen, zu plaudern und sich die Zeit zu vertreiben. Gewiß ein Beweis von dem familiären, ungezwungenen Leben, das man in Wildbad führen kann! — Noch verschiedene andere Gasthöfe stellen ihre Gelasse den Badbesuchern zur Benützung frei, und Privaten aller Art sind bereit, diejenigen aufzunehmen, welche nicht die Räumlichkeiten jener Paläste bewohnen wollen.

Aber noch ein Gebäude müssen wir einsehen: es ist das Katharinenstift. Es liegt am Ende der Straße, die vom Badgebäude südlich führt. Dieses Gebäude war vordem das Wirthshaus zum grünen Baum. Sein Besitzer unternahm im Jahre 1810 eine Bauveränderung. Unter dem Hause wurde nun damals ein altes, verschüttetes Bassin von 320 Quadratschuh entdeckt. Sein Wasser zeigte eine Temperatur von 25½ bis 27° R. Man richtete dieses Bassin zu einer Pferdschwemme ein; denn beim Wegräumen des Schuttes zeigte es sich, daß das alte Pferdebad, das diesem Bassin nahe lag, von ihm sein Wasser erhalten hatte. Später aber ließ König Wilhelm, der Mildthätige, dieses Haus ankaufen und einen Theil desselben zu einem Hospitale ein-

richten. Diese Anstalt mit ihrer segensreichen Bestimmung erhielt ihren Namen zu Ehren der verstorbenen, wohlthätigen Königin Katharina. In neuster Zeit wurde die Stiftung durch den König, sowie durch verschiedene Kurgäste bereichert und so erweitert, daß jetzt das ganze Gebäude zur Aufnahme von armen Kranken des Landes bestimmt ist. Diese erhalten, falls ihre Bedürftigkeit amtlich nachgewiesen ist, für eine bestimmte Zeit Kost, Wohnung und Bäder frei. Die Zeit der Benützung dauert vom 15. Mai bis 15. September; je am 15. eines Monats treten die bisherigen Gäste aus und neue, die schon lange des Eintritts harrten, nehmen ihre Stelle ein. Weniger bedürftige Kranke erhalten freie Kost und Bäder.

Eine ähnliche Anstalt zur Heilung kranker Kinder schuf — dem unermüdlichen Wirken des Dr. Werner in Ludwigsburg hat man sie zu verdanken — die neueste Zeit durch Beiträge aller Art, und den ganzen Sommer über hat sie ihre Gäste und schenkt vielen Heilung, Rettung.

Somit bietet dieser herrliche Kurort mit seinem Wunderborn Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, den Höchsten und den Niedrigsten Labsal, Linderung, Lebensglück.

3.

Die Saison, d. h. die Zeit, während welcher in Wildbad gebadet wird, hat längst begonnen. Mit dem Monat Mai ziehen die Siechen und Kranken herbei, daß ihnen Genesung, daß ihnen wieder Gesundheit werde. Tausende kommen von nah und fern; alle Länder Europa's sind während dieser Zeit in Wildbad vertreten; man hört dann in gar mancherlei Zungen reden. Und wodurch ist nun unser Wild-

bad so weltberühmt geworden? Es sind, wie wir ja schon wissen, seine warmen Quellen, die es zum Badeort ersten Ranges stempeln. Auch wir wollen uns ihres Segens erfreuen. Also, auf in das Bad!

Das Badgebäude, aus rothem Sandstein in byzantinischem Styl äußerst solid, elegant und kunstvoll erbaut, ladet ganz freundlich uns ein. Ein hoher Gang, der sich durch das Gebäude an drei Seiten hinzieht, nimmt uns auf. Ergehen wir uns erst ein wenig in diesen Hallen! Man gelangt von ihnen aus in die Ankleidezimmer und durch sie in sieben Badräume verschiedener Größe. Von 2—3 Uhr bleiben sie unbesetzt, daher können wir sie mit Muße betrachten. Hier sind vier solcher Räume, die durch Mauern, einige Fuß hoch, in zwei Hälften abgetheilt sind. Von diesen abgesondert gibt es noch 24 Badkabinete oder Einzelbäder für solche, die nicht in Gesellschaft baden wollen. Aber alle Baderäume sind unmittelbar über den Quellen errichtet, die in einzelnen großen und vielen kleineren Strömungen aus den Spalten der Granitfelsen hervordringen. Und welch sanftes Lager wird in diesen Bassins den Badenden geboten! Etwa 16 Zoll tief ist auf diesen Felsen ein reiner, feiner Sand ausgebreitet; zwischen ihm perlen die zahllosen Quellen unaufhörlich empor. Sie haben verschiedene, nie wechselnde Wärmegrade und sammeln sich zu Seen, mit fortwährender Strömung bis zu 17 bis 20 Zoll Tiefe an; ihre natürliche Wärme beträgt in den verschiedenen Bassins 25 bis 30° R. Ueber der Wasserfläche bildet sich beständig ein leichter Dampf, der aber durch geeignete Oeffnungen in der hohen Wölbung des Daches entweicht; deßhalb ist die Luft in den Badräumen immer rein und elastisch. Die Bassins sind alle sehr angenehm hell; die meisten erhalten ihr Licht von oben. Die

größeste Reinlichkeit herrscht in diesen Bädern. Nach jeder Badstunde wird das Wasser durch Abzugsröhren und Schleußen abgelassen und die Räume dann wieder gefüllt. Auch die obere Sandschicht wird zugleich abgeschwemmt und gereinigt. Dieser häufige Wechsel des Wassers verursacht übrigens keine Störung oder irgend eine Schwierigkeit. Die Hauptquellen, den Zufluß der kleineren ungerechnet, strömen in jeder Minute ungefähr 14 Kubikfuß Wasser in die Bäder. So ist das Wasser nicht fünf Minuten lang dasselbe; denn da der Zufluß nie aufhört, so muß auch der Ueberfluß über die bestimmte Höhe stets durch Röhren abgeleitet werden; somit herrscht ein nie endender Wechsel des Wassers. In diesem köstlichen, warmen Flusse sitzen und liegen die Badenden. Nicht hergeleitet, nicht erwärmt, nicht abgekühlt müssen diese reinen, geschmeidigen Quellen erst werden; nein, sie umfluthen den in ihrem Schooße ruhenden Kranken in immer gleicher Naturwärme und ungestört durch menschliche Nachhilfe können die unterirdischen Kräfte ihren wohlthätigen Einfluß auf seine Leiden ausüben.

Ehe wir uns nun in diese lieblichen Fluthen tauchen, wollen wir noch die einzelnen Badräume mit ihren Unterabtheilungen besehen. Da ist zuerst das Fürstenbad mit 210 Quadrat-Fuß Flächeninhalt und einer Temperatur von 27 bis 28¾° R. Wie das ganze Badgebäude ist es auch in byzantinischem Style gebaut und verziert; sein Ankleidezimmer ist reich und bequem ausgestattet. Dieses Bassin war früher den Mitgliedern des fürstlichen Hauses vorbehalten, deßhalb trägt es seinen Namen. Jetzt dient es zu allgemeinem Gebrauche; aber der höhere Preis bewahrt ihm den ersten Rang. Es können fünf Personen zu gleicher Zeit darin baden; das Ankleidezimmer ist deßhalb durch gelbe

Vorhänge in fünf Kabinete geschieden. Hören wir, wie der englische Arzt Dr. Granville seine Gefühle beim Baden in diesen Räumen beschreibt. „Ich begab mich in das Fürstenbad," sagt er, „und fand in einem anstoßenden Zimmer Sopha, Sessel, Tisch, Spiegel, Fußteppich und warme Linnen. Ich wählte eine Stunde, in der ich allein baden konnte. Nachdem ich vom Ankleidezimmer die wenigen Stufen in's Bassin hinabgestiegen war, ging ich auf dem weichen, warmen Sand zu seinem fernsten Ende und legte mich da nieder, meinen Kopf an das reine, schief vorstehende Brett lehnend. Nie werde ich das angenehme Gefühl vergessen, welches das Wasser in mir bewirkte, als es über mich floß durchsichtig, wie der reinste Edelstein oder Aquamarin, weich, natürlich warm und sanft murmelnd. Millionen Gasbläschen stiegen aus dem Sande auf und umspielten mich, indem sie langsam durch das helle Wasser heraufquirlten und an der Oberfläche zerplatzten, um andern die Stelle zu räumen. Das Gefühl, welches sie erzeugen, wenn sie mit zitternder Bewegung an der Oberfläche des Körpers leicht anstreifen, läßt sich — wie die gerühmte Empfindung des kitzelnden Reizes beim Magnetisiren — nicht beschreiben. Es ist eine Mischung von behaglicher Ruhe und Heiterkeit, von Entzückung eines Frommen und träumerischem Brüten eines Opiumessers. Kopf und Herz und jeder Sinn ist beruhigt; doch fühlt man weder Schläfrigkeit noch Betäubung; jede Empfindung ist lebendiger und die Vorstellung sinnlicher Vergnügungen lebhaft und scharf. Die geistige und körperliche Thätigkeit liegt unter dem Zauber eines mächtig beruhigenden Agens. Der Mensch ist, wie ein Schiffer nach dem Sturme, eingelullt von dem lieblichen Spiel besänftigter Wellen. Aus einem solchen Zustand hätte ich mich nie freiwillig losgerissen. Was hätte

ich nicht gegeben, diese köstliche Empfindung zu verlängern! Aber der Badmeister erschien am Eingang, mich zu warnen. Denn selbst in solchem Genusse ist Gefahr, wenn er zu lange fortgesetzt wird. Ich sah auf die Uhr; sie sagte mir, daß statt der wenigen Minuten, die ich im Bade zugebracht zu haben glaubte, eine Stunde verstrichen sei. Ich sah auf das Thermometer; es zeigte mir 29½° R. Aber ich fand die Temperatur noch höher, wenn ich meine Hand in das Sandbett bis auf die Felsen vergrub, Myriaden Luftbläschen entwickelnd. Sie verleihen der Haut eine atlasartige Weichheit, die von gewöhnlichen warmen Bädern nicht bewirkt wird." — Seit Dr. Granville aber hier badete, sind manche Verbesserungen und zweckmäßige Aenderungen in den Badeinrichtungen vorgenommen worden; deßhalb dürften heute selbst die extremsten Wünsche befriedigt werden.

Das zweite, größte Bassin, das Herrenbad, das wir jetzt betreten, hat 960 Quadratfuß Flächeninhalt. Es ist durch eine niedere Mauer in zwei gleich große Räume getheilt, von denen der eine kälter ist als der andere. Dieses Bad ist für Herren. Die Damen haben ihre eigenen Baderäume. Die Vorzimmer der Bassins können in angemessenem Grade erwärmt werden, wozu Heizkammern angebracht sind. Gelbe Vorhänge und Zwischenwände theilen diese Vorzimmer in viele Kabinete ab, entsprechend der Zahl von Personen, die zu gleicher Zeit im Bassin baden können. Ungestört kann sich Jeder in seinem kleinen Raume, der Stuhl, Spiegel &c. enthält, entkleiden und hat dann, in den Badmantel gehüllt, nur wenige Schritte auf dem mit Teppichen belegten Boden bis hin zum Bassin zu gehen. Dieses Zusammenbaden, vor dem schon Mancher zurückbebte, ist — wenn es unter so günstigen Umständen und unter Beachtung des äußeren An-

standes, wie hier, geschieht — eine Quelle der für die Gesundheit förderlichen Unterhaltung, und es läßt sich wohl denken, daß die Badenden gar mannigfaltigen Stoff zum Plaudern haben mögen.

In der östlichen Abtheilung des Herrenbades sind 19, in der westlichen 23 Ankleidekabinete. So viele Personen können auch bequem zu gleicher Zeit in diesen Bassins baden. Einzelbäder sind es auf der einen Seite 4, auf der andern 6; sie haben ihre eigenen Quellen mit einer Temperatur von 27,5 bis 29,5° R. Die östliche Abtheilung hat 28°, die westliche 27° R. Aus einer tief in die Felsen hinabreichenden Nische jenes Bassins entspringt die wärmste und Hauptquelle Wildbads. Die Hand in die Spalte gesteckt, läßt sich ihre Stärke und Wärme zugleich erproben. Wegen ihres hohen Wärmegrads, der 30° R. beträgt, wird diese Stelle „die Hölle" genannt. Ihr entströmen in einer Stunde 789 Kubikfuß Wasser.

Neben dem Herrenbad befinden sich das dritte und vierte Bassin, das kleine Männer- und das kleine Frauenbad, jedes von nur 100 Quadratfuß Flächeninhalt und 29° Wärme. Diese beiden Bassins sind ohne Douche-Einrichtung, während in allen sonstigen Bassins Douchen verschiedener Art gebraucht werden können, ohne zu stören oder gestört zu werden.

An diese beiden kleineren Bassins schließt sich das fünfte, das große Frauenbad, mit 860 Quadratfuß Flächeninhalt an. Es ist, wie das Herrenbad, in zwei Theile getheilt. Die Temperatur des östlichen ist 27°, die des westlichen 28° R. Jede Abtheilung hat 13 Ankleidekabinete und 2 Einzelbäder. Als sechstes Bassin mit 384 Quadratfuß Flächeninhalt gilt das zweite große Herrenbad mit

384 Quadratfuß Fläche und 4 Kabinetbädern — und als siebentes das zweite große Frauenbad mit 480 Quadratfuß Flächeninhalt und sechs Einzelbädern. Wenn ich noch sage, daß unter diesem Dache zwei andere Badräume, Wannenbäder genannt, sich befinden, die sehr zweckmäßig zu Hand- oder Fußbädern eingerichtet sind, so wird daraus hervorgehen, daß Wildbad überaus reichlich mit Badgelassen versehen ist und daß an solch mannigfacher Einrichtung nicht leicht ein Tadel wird gefunden werden können. Eine genaue Badordnung, nach der sich jeder Badende zu richten hat, gibt die nöthigen Badregeln. Die Badstunden sind während der Saison (vom Mai bis September) von 5—6, 7—8, 9—10 und 11—12 Uhr Morgens, und von 3—4, 5—6 und 7—8 Uhr Abends festgesetzt. Niemand darf länger als eine Stunde im Bade verweilen. Alle Verordnungen sind mit der größten Sorgfalt auf das Wohl der Gäste und auf Abhaltung aller Störungen bedacht.

Nachdem wir Alles betrachtet haben, was uns im Badgebäude von Wichtigkeit war, wollen wir uns nun im Bad selbst auch erquicken und seinen Hochgenuß in vollem Ma uns verschaffen. Mög' es uns herrlich behagen, wenn wi strecken und recken die Glieder auf feinem Sande in murmelndem Wasser.

Wir verlassen nun das Innere des Badgebäudes, begeben uns hinaus und beschauen es uns von außen. Au seiner vordern Seite führen zwei Treppen hinab zu den Kurbrunnen. Es sind zwei besondere, reiche Quellen von 26 und 28 Grad Wärme, die durch Röhren in zwei aus Granit gearbeitete Becken fließen. Die zwischen diesen beiden

befindliche Brunnenröhre führt gewöhnliches, kaltes Wasser herbei. Der Balkon des Gebäudes, von schlanken Säulen getragen, bildet zugleich das Dach über den Brunnen. Die bedeckte Kolonnade im Badhotel dient den Kur-Trinkenden bei regnerischem Wetter zur Promenade. Hunderte laben sich alltäglich mit diesem Wasser und wollen sich durch diesen Genuß ebenfalls Genesung und Wohlsein verschaffen. Und gerade der innerliche Gebrauch dieses Wassers erhöht den Werth desselben noch ganz besonders. Heiserkeit, Stimmlosigkeit, Magenleiden, Drüsenverhärtungen wurden schon oft durch das Trinken des Wassers gehoben.

Woher kommen aber diese warmen Quellen und wie entstehen sie? Auf diese Frage kann keine genügende Antwort gegeben werden. Die Eingeweide unserer Erde liegen in solch tiefer Finsterniß, „daß wir über die Erzeugungsherde dieser und anderer Mineralquellen bis jetzt nur spärliches Licht erhalten konnten." Wenn die Einen meinen, die Wärme dieser Quellen sei eine Folge der auf einander erhitzend einwirkenden Gebirgsformationen, über welche sie fließen, so sagen die Andern, sie habe ihren Grund in der Bildungsperiode der älteren Gebirgsarten und in der Tiefe ihres Ursprungs, oder sei sie gar vulkanischen Ursprungs; wieder Andere glauben, sie rühre von einem elektro-chemischen Prozesse her, und noch Andere fügen hinzu, man könne die Möglichkeit annehmen, daß die Gebirgsarten einen galvanischen Apparat bilden. Wie verschieden die Ansichten! Und welche ist wohl die richtige? Dieß zu erörtern ist hier nicht der Ort. Aber angeführt darf noch werden die Meinung

des alten Agricola (1619), welcher sagt: „
Wärme kommt nun her von innerlicher Hitz
der Erden, so mehrentheils von Berckwack
erhalten wird, darumb auch ihre Hitze für
und nimmermehr verlöschet ꝛc.“

Aber so wunderbar und verhüllt die Er
Quellen ist, eben so wunderbar wirken sie au
Kommen sie oft regungslos an Händen und
so finden sie sich in kurzer Frist gebessert oder
Kur ganz hergestellt. Darum rühmen sie auch
heilkräftigen Wellen und erfüllen die noch anw
denden mit der besten Hoffnung.

Der Hauptbestandtheil des Wassers ist Kochsal
nißmäßig beträchtlich ist die Menge von Kieselerd
auf besonders wirksame Erdkräfte zurückweisen soll.
Bestandtheile, die sich bei chemischen Untersuchung
Mineralwassers ergaben, sind Glaubersalz, kohlensau
kohlensaures Eisen, kohlensaures Natron ꝛc. — Das
ist vollkommen hell, durchsichtig, geruch- und farblos,
mild und weich; im Geschmack hat es einigermaßen
lichkeit mit ganz schwacher Hühnerbrühe. Nie hat di
Temperatur dieser Heilquellen einen Wechsel erlitten: zu
Tages- und Jahreszeiten blieben sie immer gleich warm
gleich ergiebig. „An diesem Wildbad hat man niemals
Mangel weder in der hitzigsten und truckensten Zeit geh
noch auch im kältesten Winter, als wie Anno 1709 ein
cher gewesen, gefunden, daß es an gleicher Wärme nach
lassen, viel weniger solches Wasser gar gefroren wäre,“ sa
Gmelin im Jahr 1736. Auch Erdbeben oder Umwandlun
gen und Prozesse im Innern des Erdkörpers haben keine
verändernden Einfluß auf diese Quellen geübt.

„Nie wird ihr Auge trübe,
Nie wird ihr Herze kalt,
Stets sind sie jung an Liebe,
Stets jung auch an Gestalt.“

Und gerade die wunderbaren Kuren — Hofrath Dr. Fricker und Professor Dr. Heim erzählen eine Menge derselben — sind die Ergebnisse dieses unveränderlichen Wärmegrads der Heilquellen.

„Die Nymphe ist's — die helle,
Die sonnenwarme Fluth,
Des Wildbads heil'ge Quelle,
Die tausend Wunder thut.“

Deßhalb sagt auch der bereits angeführte Dr. Granville: „Der Wärmestand dieses Wassers ist dessen erster und wichtigster Vorzug. Es ist aber nicht der bloße Wärmegrad, den ich bei Aeußerung dieser Meinung im Auge habe, sondern die Calorität, die lebendige Kraft des warmen Wassers, die sich nach keinem Thermometer messen läßt, eine Kraft, welche die Natur diesem Wasser aus verborgenen Quellen verliehen hat, die bis jetzt jeder Forschung entgangen sind, die aber in nicht ferner Zeit wahrscheinlich mit den Wirkungen elektrischer Kräfte zusammenhängend erfunden werden und daher durch unsere gewöhnlichen Wärmemesser nicht untersucht werden können. Der Wärmegrad der Quellen in Wildbad ist derselbe, den das Blut des menschlichen Körpers in seinem gesunden Zustande hat. Daher das Sprüchwort: „eben recht, wie's Wildbad!“ wenn man etwas als ganz geeignet bezeichnen will. Welch großen Vorzug haben diese Quellen also vor allen andern: das Wasser behält seinen Wärmestand unverändert in demselben

Grade bei, während in allen andern Bädern die Tem tur des Wassers in der halben oder ganzen Stunde, di Kranke darin zubringt, allmählig abnehmen muß."

In diesen Bädern des Wildbads ist demnach Menschen Nachhülfe nöthig, sagt J. Kerner; weder noch warmes Wasser wird mühsam in diese Bassins ge ganz so, wie der Wärmegrad dem oder jenem Kör angemessensten ist — als hätte die Natur diese Qu nichts anderem, als zur Heilung kranker Körper vo ginn bestimmt —, steigen sie aus der geheimnißvoll stätte wohlthätiger Geister herauf. Neben der leben den, gleichförmigen Verbindung dieses Wassers mi neben diesem immer gleichen Temperaturgrade Bäder des Wildbads auch noch den Vorzug, daß ein lebendiges, fließendes ist. Wer in die badet, der badet in einem natürlich warmen F dieses gerade aus seinen Felstiefen entsprungene über dem reinen Flußsande in beständiger Bewegu beständigen Ab- und Zuflusse.

Der Badende sitzt, umwallt von immer sich krystallhellen, lebendigen Quellen, die so eben Tages begrüßen, umspielt von dem unaufhör in großen Blasen aufperlenden, mit Wasserdäm gerten Gas. Ein solches Baden verdient in ein Baden genannt zu werden, während ärn nothdürftig genannt muß werden jedes Zuber

Ich eile, noch kurz zu sagen, welche W Baden in diesen Wunderquellen auf den Im Anfange der Kur fühlt sich derselbe me regen sich alle Schmerzen, selbst alte Schäd ungekannte treten zu Tage, gerade als

gewahr werden, daß mehr Uebel in ihm stecken, als er nur wußte. Dann gibt man ihm den leidigen Trost, er solle sich über diese vermehrten Schmerzen freuen, sie seien ein Zeichen, daß das „Wildbad" an ihm zu wirken beginne, es entwickle sich in ihm eine Reaction, bei der die Quelle Siegerin über die Krankheit werden müsse. Je nach Alter, Constitution und Krankheit sind natürlich bei den verschiedenen Kranken auch diese Erscheinungen verschieden. Mancher möchte gleich Anfangs wieder nach Hause zurück, klagend, Wildbad tauge nicht für sein Leiden. Andere harren aus und reisen am Ende der Kur ungeheilt und traurig ab, mit schwachem Glauben an die verheißene Nachwirkung, die sich oft wunderbar nach 6 bis 8 Wochen zu Hause erst einstellt. — Nach den ersten Bädern zeigen sich bei der Mehrzahl der Badenden Aufgeregtheit durch rascheren Blutumlauf, große Müdigkeit in allen Gliedern, Neigung zum Schlaf, besonders wenn länger im Bade verweilt wurde, als es der Rath des Arztes verlangte. Bei Manchen stellen sich auch Kopfschmerzen, leichter Schwindel und leichtes Drücken auf der Brust ein. Allein diese Erscheinungen verschwinden gewöhnlich schon nach 6 bis 8 Bädern und ihnen folgt das köstliche Gefühl wiederkehrender Kräfte.

Oft ist aber den Kranken die heilsame Wirkung des Bades so verborgen, daß die Erscheinungen der Krisis bei ihnen erst am Ende der Kur eintreten oder erst später zu Hause; dann ist's den Genesenden leid, daß sie in Wildbad so kleingläubig gewesen; sie sehnen sich nach dem heilkräftigen Bade, um in einer zweiten Kur ihre Gesundheit dauernd zu befestigen; sie kommen dann — wie man sprüchwörtlich sagt — aus Dankbarkeit wieder in's Wildbad.

„Betrachten wir das Wirken des Wassers im Organis-

mus überhaupt, betrachten wir es im innigen Bunde mit der Wärme und erinnern wir uns vorzüglich des von der Natur so glücklich getroffenen Temperaturgrades der Wildbader Quellen, endlich der Reinheit und Weichheit ihres Wassers selbst, so werden wir leicht einsehen, wie diese Wasser seit Jahrhunderten als Heilbäder und Trinkbrunnen in den verschiedenartigsten Gebrechen und Krankheiten (bei hartnäckigen gichtischen und rheumatischen Leiden, Rückenmarkskrankheiten, Lähmungen, Schlaganfällen, Hemmung in der Cirkulation des Blutes, Verstopfung in den Eingeweiden, Hüft- und Kniegelenkskrankheiten, Leiden, die von verdorbener oder unterdrückter Hautthätigkeit herrühren, scrophulösen Krankheiten, Drüsenanschwellungen und einer Menge anderer) noch Hülfe leisteten und Genesung brachten, nachdem jede andere Arznei vergebens angewandt wurde.

Somit vereinigt sich in diesen Bädern — als in einem Brennpunkt — Alles, was je ein kranker Organismus von der Heilkraft eines reinen, lebendigen Brunnquells und einer immer gleichen Naturwärme zu erwarten hat. Und wie ein schöner Frühlingstag, an welchem das Licht der Sonne im Bunde mit dem reinsten Aether uns umströmt, fachen sie selbst im Greise wieder neues Leben und frische Jugend an. Harmonisch, ungetrübt und wohlthuend ergießen diese frommen Nymphen ihr Wasser, und Segen werden sie gewiß auch dem bringen, der die Stufen ihrer Tempel mit Liebe und Glauben betritt.

Drum, Kranker, wie ein Kind an's Herze
Der Mutter sich vertrauend legt,
Lieg' in den Born mit Deinem Schmerze
Von Lieb' und Hoffnung still bewegt.

Wie Lenzeshauch wird's dich durchbeben,
Frag' nicht, wie diese Kraft man heißt,
Du kehrst, ein neuer Mensch, in's Leben,
Und sprichst: Das that des Wildbads Geist."

4.

War es uns im perlenden Wasser der Bäder so wohlig um's Herz, haben sie uns zauberhaft eingelullt zu glückseligem Wohlbehagen, so bietet Wildbads Umgebung ebenfalls noch manchen Genuß; unternehmen wir daher einen Gang in die Runde! Gibt es auch reizendere, reichere Schwarzwaldthäler zu bereisen: zum Verweilen, zur Ruhe und Sammlung, wenn man ihrer, wie insbesondere die Kranken, bedarf, geht nichts über diese stille, sanfte Strecke des Enzthals. Und anmuthige Spaziergänge nach allen Seiten hin bis tief in den majestätischen Wald laden so freundlich ein, daß wir nicht umhin können, ihrer Lockung zu folgen.

Bereits kennen wir den Gang, der hinter dem Badgebäude am steilen Berge hinanzieht. Er ist nicht so beschwerlich, als er's zu sein scheint: die geschlängelten Wege steigen sanft an. Wie freundlich und unterhaltend ist der Blick in's Thal hinab! Mittags mag zwar dieser Weg der Sonne ziemlich ausgesetzt sein, allein man ist bald im Walde. Suchen wir nun die am südlichen Ende des Städtchens eine Viertelstunde lang sich hinziehende Promenade auf. Herzog Carl ließ sie, die schon in älteren Zeiten bestand, erweitern. Dieß ist mit vielem Geschmack und feinem Gefühl geschehen. Durch diesen unvergleichlichen Spaziergang ist für diejenigen gesorgt, welche nicht die Berge emporsteigen können, oder in heißen Stunden eine kühle, schattige Zuflucht suchen. Weder Pferde noch Wagen dürfen ihn berühren. Nicht fern

vom Eingang steht ein leichtes,
von schlanken Säulen getragen
Alles ist von Holz gebaut und
Hier versammelt sich oft die Ges
der Enz und ihren Windungen e
ter Spaziergang hin. Die westli
jungen Linden und Fichten lichter
det unter hohen Kastanien tiefscha
grunde bemerken wir eine Bergwan
durch die Natur aus Granitfelsen
zu deren bretternen Thürmchen, E
schmale Wege und moosige Steintre
Springquell belebt diese schattige
brunnen — der kalte Brunnen —
Felsenborn in sein Becken. Zwei Br
binden beide Spaziergänge. Ruhepl
sich offen und versteckt dem einsame
befreundeten Gesellschaft dar. Träu
lassen sich hier die Stunden heiter v
blickt der Himmel durch die Wipfel
Die Brust athmet den Balsam der
mit klaren, lichtbraunen Wellen durch
wiegt mit eintönigem Rauschen die S
zur Ruhe.

Von diesem schattigen Platze führt
einer neuen Anlage den Berg hinan
es stößt hart an die Landstraße. Am
Promenade steht eine Pyramide im di
Ehren des Herzogs Carl. An dieser vor
den Berg emporsteigend, gelangen wir in
Etagen — die Carlsburg; von hier

freundliche Ansicht der Promenade und des Städtchens. Gehen wir wieder durch's Wäldchen hinunter und verlassen die Promenade am Schluß-Rondell, so kommen wir auf die anstoßenden Wiesen. Wir gehen dann links hinauf und gelangen auf die Landstraße und dann zum „Windhof," der eine kleine halbe Stunde von Wildbad entfernt ist. Uebrigens können wir auch, den sandigen Staub zu vermeiden, auf dem Wiesenpfad weiter bis zu dem Stege, welcher uns über die Enz zum „Windhof" führt.

„Windhof nennen sie dich? — Kein reizender Name für Kranke,
Die, in Wolle gehüllt, beben vor jeglichem Zug!
Aber mächtiger ist der Zug des romantischen Thales,
Mächtiger zieht der Glanz deiner geschwätzigen Enz;
Und so bringen sie dir auf deine liebliche Höhe
Schmerz und Sorgen hinauf, daß sie verfliegen im Wind."

Nun, Gott sei Dank! wir bedürfen des Windes nicht, damit uns Schmerzen und Sorgen entfliegen. Wir ruhen behaglich unter dem schönen Pavillon aus und kehren dann in's Städtchen zurück. Durch die Fenster genießen wir aber erst die liebliche Aussicht.

Man glaubt beim Anblick der gewaltigen Berge, es müsse die weite Fernsicht auf ihrem hohen Rücken entzücken. Allein, hat man sie erstiegen, so sieht man eben wieder nur Berge und Wald. Und doch möchte der Blick so gerne hinausschweifen in's offene Land! Zur Abwechslung suchen wir eine hiezu geeignete Stelle jetzt auf.

Wir gehen die Promenade hinter dem Badhotel hinauf in den Wald und betreten da den ersten Pfad zur Linken. Er führt auf einen Holzfuhrweg, den wir bergan verfolgen;

—

endlich wendet er sich links
schmalen Bergrücken. Au
Marksteinen besetzt und mit
Richtung dahin, rechts h
Meistern, den wir nach
dichten Wald erreichen. E
Bewohner dieses friedliche
welt; vom Comfort haben
sie, das wir im Thale verge
Aussicht auf die ganze
telstunden weiter und wir
vorsprung liegenden Ruinen
das Wildromantische der
und einen freien Ausblick
währen.

Wären wir vorhin lin
uns rechts wandten, so hä
ten zur Linken dicht am
Fuß breite Steinmasse
gefunden. Sie gleicht ein
halb läßt aber auch die S
vordem hier hausten, unt
Hirschau, drüben im Nag
eines solchen Riesen, so n
eisernen Ringen zusammen
Zahlen sind diesem „Ri
und Gesträuche beginnen
liegen Steine — höchst k
Die feierliche Stille rings
gen nachgehen.

Doch wir wandern w

zur Mündung des „kleinen Enzthales“ und kommen nach Kalmbach. Kaum eine kleine Stunde von Wildbad entfernt, hätten wir, vom Badort ausgehend, auf verschiedenen Wegen — auf der neuen, schönen Kunststraße mit Trottoir, auf der alten Poststraße, auf Fußpfaden — in dieses vielbesuchte und äußerst belebte Dorf kommen können. Es liegt am Zusammenfluß der großen und kleinen Enz. Verschiedene Ausläufe geben der ganzen Thalweitung die Gestalt eines verschobenen Sterns. Seine günstige Lage macht Kalmbach zum Mittelpunkt des Holzhandels auf dem Schwarzwald. Alles Holz, das im Umkreis von zehn Meilen gefällt wird, muß hier durch. Das Brennholz allein, welches aus Wildbads Umgebung herabgeflößt wird, beläuft sich jährlich auf etwa 20,000 Klafter. Der größte Theil der Bewohner Kalmbachs ist deßhalb mit dem Holz- und Floßwesen beschäftigt. Die Badgäste gehen gerne nach Kalmbach; kommen doch „Fürsten und Grafen hieher, um „„Rahmstrudeln““ zu essen und das Recept davon mitzunehmen.“ — Endlich soll die letzte Tour unternommen werden!

Wir gehen an der Papiermühle und an der Paulinenhöhe vorbei in den Wald hinein, endlich abwärts zur „Eiachmühle“ im wilden Thal der Eiach.

Nicht lange und wir stehen vor dem „wilden See.“ Er liegt 2817 par. Fuß über dem Meeresspiegel in einer ziemlich ausgedehnten Hochebene. Der See galt ehedem für unergründlich; allein eine Messung, vorgenommen auf einem von Wildbad herbeigeschafften Floß, ergab 10 Fuß Tiefe. Ob er durch eigene Quellen oder durch Regen und Schnee gespeist wird, ist unbekannt. Kein Fisch bleibt in ihm lebendig, vermuthlich, weil sich phosphorsaures Eisen auf seinem Grunde befindet. Sein Wasser ist rein wie Krystall und

blau wie der Himmel. Aber die Oede
beängstigende Stille dieser ganzen Ge
lich. Keine lebende Kreatur ist zu
todtenruhig ist es ringsum. Kaum
Wildente oder ein Auerhahn hieher v
sind hier so wenig heimisch als Thiere
einmal Schilf kommt fort. Moos u
Bäume sind Alles, was das Gew
Moorgrund, auf dem man leicht einsi
den, liegt weit umher. Kein Wunde
mit diesem geheimnißvollen Orte beschä
Unheimlichen erzählt. Nach ihr ist
hundert Jahren von Seefräulein
gern mit den Hirtenknaben liebkosten,
singen lehrten und sie dann endlich zu
ten. Oft aber kamen sie nächtlicher T
Hütten und lieferten freundlich den gu
das feinste Gespinnste von ihrem W
mitleidig dem Bauern das hungernd
sagt man, es spiele des Nachts auf
manchmal ein Spielmann ein lustige
deute und bringe sein Spiel nur Unglü
einem schönen Pferde sei einstmals ei
gekleidet, spornstreichs dem See zuge
Roß seien dann in der Tiefe verschwu
Herrn sei nur noch kurze Zeit auf
geschwommen, aber dann bald seinem
dieß Alles sei vor den Augen eines Hir
Ob dieß nicht grauenerregend ist?
schleunig von dannen und suchen de
großen Enz, damit wir nach Enzklöst

kleinen Dorf thalaufwärts nach Gompelscheuer gelangen, um endlich den Ursprung der „großen Enz" zu sehen. Dieser ist eine Viertelstunde von Urnagold — die Nagold entspringt an dieser Stelle — entfernt. Anfangs Rothwasser, dann nach dem Durchgang durch den Poppelsee, Poppelbach genannt, erhält dieses kleine Gewässer nach Einfluß des Kaltenbachs und der dürren Enz den Namen große Enz. Parallellaufend mit der kleinen Enz und nur von ihr durch den hohen Bergrücken „Meistern" getrennt, vereinigt sie sich, wie wir sahen, mit ihrer Zwillingsschwester bei Kalmbach.

Ein beliebter Schriftsteller sagt in seinem Werk über Wildbad von der Enz unter Anderem: „Ungefähr fünf Stunden südlich von Wildbad, auf wilder Bergeshöhe, 2354 Fuß über dem Meere, kommt ein kleines Flüßchen, eine wilde Tochter des Waldes, aus moosigem Fels an das Tageslicht und enteilt freudig ihrer Gefangenschaft. Ein See hält sie in ihrem Laufe auf; sie stürzt kühn hinein und schnell hindurch. So eilt sie fort in die Welt hinaus, von der die Seenixen ihr erzählt haben. Sie rauscht weiter, voll Jugendlust sich auf ihrem Weg durch Felsen windend, oder über Abhänge hüpfend. Oft scheint sie die riesigen Tannen an ihrer Seite nach dem Wege zu fragen; aber diese schütteln ihre Häupter und wollen sich nicht mit ihr einlassen, bis sie sich auch einen Namen geben lasse, wie andere Leute. Was fragt sie nach Namen! Doch als ein folgsames Kind geht sie fortan unter dem Namen „Enz." Bald kommt sie zu Menschen und diese erinnern sie, daß sie ein deutsches Weib ist und arbeiten muß. Sie geben ihr schwere Lasten zu tragen, und wenn sie müde wird, halten sie sie an, damit sie sich wieder Kräfte sammle. Zuerst ist sie unwillig, rauscht

und tobt einher; aber bald wird sie wieder wenn wir sie durch Wildbad ziehen sehen, lärmendes, fröhliches Geschwätz und schauen, i die schweren Mühlräder dreht. In Kalmbach sich mit ihrer jüngeren Schwester, der kleine zieht immer weiter, fleißig und fröhlich, verei mit ihren von rechts und links kommenden Ges zuletzt ihrem Bräutigam Neckar in die offenen — Bei Wildbad, also nach stark fünf Stunden, 1021 Fuß gefallen. Aus diesem bedeutenden F die Lebhaftigkeit der Enz leicht erklären. Diese übrigens die schönste in ihrem ganzen Laufe. S sind immer klar; nur nach Regen erscheinen si Man sieht bis auf ihren felsigen Grund. Wä Wellen über Felsblöcke hinabstürzen und aufschäum sie fort und fort kleine, artige Wasserfälle, die m wieder mit Vergnügen betrachtet. So durch sie un kommen wir endlich nach Wildbad zurück.

Unsere Wanderungen sind vollendet. Wenn n noch einzelne Höhenpunkte besteigen und uns an de lichen Aussicht erfreuen könnten: wir verzichten auf Genuß. Haben wir doch des Schönen so viel gesehen Felsen, die oft mit den Wäldern um den Besitz des L streiten und als die Stärkeren mit aller Kraft des Rechts den Besitz behaupten; die unvertreibsamen B die doch ihren Platz behalten, und Jahr um Jahr sich und fester an ihre hartherzigen Nachbarn anschmiegen andrängen, bis sie sich mit ihnen so in Eins verwach daß man kaum den einen vom andern unterscheidet, weil Stein morsch wird wie der Baum und dieser fast felsigt der Stein; die wilden Bächlein und zahllosen Que

überall von den Höhen herabrieselnd, welche durch ihr Gemurmel und Getöse die hier seltenen Singvögel ersetzen; die hellgrünen Wiesen mit ihren grauen, kleinen Bretterhäuschen, die ungeordnet auf die schiefen Flächen zur Aufbewahrung des Heus gebaut sind": dieß Alles hat uns so wundersam angesprochen, daß es fast Uebersättigung wäre, wollten wir unsere seitherigen Streifzüge nunmehr nicht schließen.

5.

„Wann, wie und durch wen sind die Heilquellen Wildbads entdeckt, ist das Städtchen erbaut worden?" Leider schweigt hierüber die Geschichte: es ruht ein undurchdringliches Dunkel über Wildbads frühesten Zeiten und es sind nur Sagen und Vermuthungen hierüber im Gange. Urkunden, die es gewiß auch hier gab, mögen durch die sechs Feuersbrünste, durch welche Wildbad in verschiedenen Jahren jedesmal fast gänzlich vernichtet wurde, verloren gegangen sein. Somit ist der früheste geschichtliche Stoff über Wildbad ganz unbedeutend.

Eine alte Chronik vom Jahr 1517 erzählt übrigens über die Auffindung der warmen Quellen folgende Sage: „An der Stelle, wo diese jetzt hervorsprudeln, ist früher ein See gewesen. Ein angeschossenes, wildes Schwein hat sich, seine Wunden auszuwaschen, in den See hineingeworfen. Die Jäger haben es da gefunden und so die Quellen entdeckt. Von dieser Sage will man den Namen „Wildbad" ableiten. Auch Uhland singt:

„Ein angeschoßner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch."

Ob den Römern unser
wie eine Muthmaßung will, das
giltig. Wohl aber mögen die Al
Bewohnern dieser Gegend gehört
sie die Namen und Sagen manch
deuten. Jedenfalls muß aber zur
Klosters Hirschau durch Helizena im
durchstreift gewesen sein. Endlich
Wildbad zu Anfang des 14. Jahrh
oder 1308 oder 1345) an Württen
lich wird sein Name jedoch erst im

In diesem Jahre besuchte Gr
Greiner — der erste aller Badgäste
Matt von vielen Kämpfen, wollte der
Thale bei heilenden Quellen seine G
eisernes Kleid und sein rostiges Schwer
niedergelegt. Aber

Da kommt einsmals gesprungen sein jün
„Herr Graf! es zieht ein Hause das obre
Auch kommt ein armer Hirte in athemlose
„Herr Graf! es zieht 'ne Rotte das untre

Und der alte Greiner kannte sie gut,
den. Es war der „Ebersteiner" und der
von Wunnenstein; in Verbindung mit mehr
Rittern wollten sie hier einen kühnen Fang
die Noth am größten war,

Da spricht der arme Hirte: „Deß mag noch
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch

Und über Felsen und Untiefen geleitet er den
und immer weiter; aber der alte Greiner ward

Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von

So kommen die Fliehenden endlich wohlbehalten in Zavelstein an und die Feste wird des Grafen sicherer Hort. Mit verbissenem Grimme zogen die Ueberfallenden ab, nachdem sie das Städtchen voll Zorns in Brand gesteckt hatten. Der Graf aber ließ auf diese Rettung eine Gedächtnißmünze — sie zeigte auf der einen Seite ein Kreuz, auf der andern eine Hand — prägen, und Wildbad wurde bald nachher mit einer Mauer umgeben.

Im Jahr 1454 brannte das Städtchen zum zweitenmal ab, und eine Feuersbrunst legte 1509 die untere Vorstadt bis an's Thor in Asche. Trotz der mannigfachsten Unglücksfälle wurde Wildbad auch in jenen Zeiten häufig von hohen Herren besucht, und Ritter heilten sich die in Fehden und Zweikämpfen erhaltenen Wunden im wonnigen Wasser.

Die eigentliche Blüthezeit des Bades beginnt aber erst mit dem 16. Jahrhundert. Ein Freiheitsbrief, von Kaiser Maximilian I. ausgestellt, aber durch eine abermalige Feuersbrunst im Jahre 1525 verloren gegangen, wurde von Kaiser Karl V. wieder erneuert. Dieser Brief ertheilt die Freiheit, „daß die Baadgäst, so yederzeith da wahren, hohes vnd nider Stands, keiner mit dem andern weder mit Worten noch Wercken, jehzeit vnfreundlichs, aigens Gevallen, vnbillichs, frevendlichs, oder tähtlichs fürnemen noch handeln sollen, bei einer Straaf als namblichen Verlirung des Haupts, darzue auch, das ein jeder so ein vngevorlichen Todschlag begangen vnd andere (vßgenommen Mörder und offentliche Straaßreuber und dergleichen Uebelthäter) daselbsten im Flecken des Wildbades, Jhar und Tag, Frid und Freyungs gehapt und gehaben sollten" ꝛc. ꝛc.

Vom Jahr 1532 findet sich auch die älteste Nachricht von einer Badordnung und Taxation der „Logirung" und

Speisen, „weilen nun so viel Personen von allerhand in das Wildbad kommen.“

Nicht lange nachher, im Jahre 1545, beherberg Städtchen wieder einen hohen Herrn, den Herzog Chri von Württemberg. Auf einer Reise im kalten Winter wurde er von einem Fluß befallen, der sich „vom Hau Milz herab in den Schenkel setzte“ und ihm viele Bes den verursachte. Gegen dieses Uebel brauchte er die des Wildbads. Nachdem er längere Zeit gebadet schrieb er seinem Vater, dem Herzog Ulrich, daß der S kel „allenthalben so klein geworden, als der andere, a sich im Leibe, und sonderlich im Milz, gar nicht meh pfinde.“ Aber dieser antwortete seinem Sohne, er hab den Aerzten viel darüber disputiret; diese hätten es gerathen, er — der Vater — aber nicht, weil man Exempel habe, daß es nach dem Zuheilen schlimmer g den; zum andern, „wenn auch das Bad zum allerbeste riethe, so ist keine andere Vermuthung, als daß Du solchem Bad Deinem Halten und Wesen nach so feyst dest, wie eine Mastsaw.“ In einem andern Schreiben er ihn, sich in Hinsicht des Bades wohl vorzusehen, erwürgt's Dich, ehe Du Dich's versiehst.“ Uebrigens das Bad gut an, denn der Schaden war, nachdem er dert Stunden gebadet hatte, „gar zugeheilet.“ Nicht nachher, 1547, benützte er das Bad wieder mit seine mahlin, und auch „sie hat guten Nutzen davon geh Als Christoph zur Regierung gekommen war, bediente e dieser Heilquellen noch mehrmals, zudem ließ er in bad einige Neubauten aufführen.

In jenen Zeiten wurden Reisen und Aufzüge i Bäder noch mit großer Pracht vorgenommen und geh

zu den Ehrenausgaben angesehener Familien. Man überschickte einander angenehme Geschenke. Gelehrte unterhielten ihre Freunde in den Bädern durch Uebersendung ihrer neuen Werke. Hochgestellte Personen wurden mit andern „Aufmerksamkeiten bedacht.“ War doch eine Badreise damals noch ein großes Ereigniß! —

Wenn wir einen größeren Schritt vorwärts thun, so stehen wir inmitten der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Mit dem Jahre 1622 rückte dieses größte Uebel auch dieser Gegend näher. Die Croaten durchzogen verheerend und sengend den Schwarzwald gegen das Enzthal hin. Mißernten, Theurung, Hungersnoth und Seuchen folgten sich sturmschnell. Doch am schauerlichsten hausten 1634 die Horden Tilly's im Schwarzwald. Zwar hatte König Ferdinand III. im Namen seines Vaters, des Kaisers Ferdinand II., am 30. Juli 1635 an alle militärischen Chargen und Soldaten den Befehl erlassen, „das Stättlen Wildbaad, als in kaiserlichen Schutz genommen, ganz unperturbiret und quartierfrey verbleiben zu lassen, die Innwohner mit eigenwilligen Exactionen, Schätzungen oder Inn anderweg nicht zu beschweren; Ihnen Ihr groß und klain Viehe, Roß, Wägen, Getraydt, Victualien und alles anders, wie das immer genannt werden mag, weder mit Gewalt noch sonsten hinwegzunehmen, einige Ungelegenheit, Beschwerdt oder Schaden zue zufügen, weniger andern solches zu thun zu gestatten ꝛc.;“ allein dieser Befehl konnte die durch Hunger und anderes Elend entstandene Pest, die über ein halbes Jahr im Thale wüthete und ganze Familien dahinraffte, nicht zurückhalten. Jahre des Jammers lasteten auf dem Städtlein. Und zu all diesen Schrecken gesellte sich noch 1645 eine Feuersbrunst, in der 90 Häuser und die Kirche ein Raub der Flammen wurden.

Nach Herstellung des Friedens im Jahr 1648 l
Stadt, da sie gänzlich von Mitteln entblöst war, n
ein Jahrzehnt in Trümmern liegen. Erst 1662 kam
die Freigebigkeit des Herzogs Eberhard III. wieder
nahme. Allein die Zeit der Ruhe dauerte nicht
Während des österreichisch-französischen Kriegs zog M
sonders 1692, plündernd und mordend das Enzthal
und die verübten Gräuel übertrafen selbst die des
jährigen Kriegs. Und mit dem Elend steigerte sich
wilderung des Volks.

Auch im 18. Jahrhundert brachen mancherlei
über das immer mehr bekannt gewordene Städtchen
doch wirkten sie nicht so verderblich, wie die eben be
und es geschah von der Regierung und von Priv
Vieles, was zur Hebung des friedlichen Badortes
mehr beitrug. Am meisten wurde aber zur Blüthe W
während der letzten fünfzig Jahre, insbesondere u
segnenden Hand König Wilhelms gethan. Sein
Sorgfalt, seiner väterlich milden Gesinnung verda
Ort seine ganze Verschönerung, seine jetzige herrlich
staltung. Die großartigsten Neubauten entstunden
thätige Verbesserungen aller Art wurden vorgenomme
Quellen wurden erbohrt. Die Zahl der Badgäste
mit jedem Jahre; auch Glieder der allverehrten kö
Familie sprachen in Wildbad ein; ja die letzten Jahr
ten in das Städtchen einen noch nie gesehenen Gla
die Anwesenheit von Kaisern und Königen, Kai
und Königinnen, durch den Besuch von fürstlichen
aus nah und fern. Fürwahr, die segnenden Quelle
bads haben in ganz Europa sich die verdiente Ber
errungen, und einzig in seiner Art prangt Wildbad i

temberg. Möge es fort und fort wachsen zum Segen der leidenden Menschheit! Möge die Nymphe, die helle, mit ihrer Wunderfluth alljährlich der Wunder unzählige thun! Möge Gedeihen dem Bade beschieden sein, das den Hohen und Niedern, den Vornehmsten und Geringsten so mildiglich Schmerzen um Schmerzen heilt, Leiden um Leiden lindert und abnimmt.

Mit diesen Wünschen scheiden wir von dem gottgesegneten Badort. Vergnügten Herzens weilten wir im trauten Städtchen. Drum sagen wir ihm jetzt ein freundliches Lebewohl! Und wenn der Wald, „der schönste Dom, den sich Natur erbaut," uns Wildbad nicht mehr sehen läßt, dann sollen noch der Tannen Zweige zum stillen Thal mit seinen heil'gen Quellen und seinen schlichten Leuten und seinen lieben Freunden den schönsten Gruß von uns hinübersäuseln und sollen laut und lauter dann ihm künden, wie lieb es uns geworden, und sollen noch ihm sagen, daß wir ihm stets ein freundlich Angedenken wahren.

Tübingen.

Es gibt eine Reihe häufig unscheinbarer Städte in Deutschland, sagt Gustav Schwab in seinen „Wanderungen durch Schwaben," an welche sich die Erinnerungen, der Dank, die Liebe vieler Tausende knüpfen und deren Bild, auch wenn Natur und Menschenkunst ihm keinen äußern Schmuck verliehen hätte, doch von Unzähligen mit mehr Interesse betrachtet wird, als das reizendste Gebirgs- und Stromthal oder als eine kuppelreiche, mit stolzen Thürmen weithin prangende Residenz. Diese Städte sind die kleineren deutschen Universitäten, die Asyle des vom Lebensmarkte noch nicht umtosten Jugendgeistes, die stillen Pflanzschulen der Begeisterung für Wissenschaft, Kunst und Poesie, die trauten Zeugen der ersten Freundschaft und Liebe und manches Seelenbundes für die Ewigkeit. Und zu diesen Städten gehört vorzugsweise Tübingen. Tausende gedenken mit Rührung der „geliebten Musenstadt;" Tausende danken ihr Güter, die kein Sturm der Zeit verweht; Tausenden schenkte sie Freuden, wie sie kein anderer Ort, keine spätere Stunde sie bot.

Und wir könnten an Tübingen vorbei gehen? Nimmermehr! In die „geliebte Musenstadt" Schwabens ziehen auch wir fröhlich und wohlgemuth ein!

1.

Warum nennt man Tübingen aber eine „Musenstadt?" Die alten Griechen verehrten bekanntlich Götter und Göttinnen. Zu letzteren gehörten auch die Musen; deren waren es in frühster Zeit drei, späterhin aber neun. Sie hatten die Kraft, zum Gesange zu begeistern; daher heißen viele berühmte Dichter und Sänger ihre „Söhne." In ganz später Zeit erscheinen aber die Musen als Vorsteherinnen und Beschützerinnen nicht bloß des Gesanges, sondern der Künste und Wissenschaften überhaupt. Da nun in Tübingen Künste und Wissenschaften durch die „Hohe Schule" oder Universität gepflegt und gefördert werden; da man sich hier den Musen und ihrem Dienste weiht oder weihen soll: so haben diese Göttinnen hier gleichsam ihren Sitz aufgeschlagen und somit eine wohnliche Stätte gefunden. Darum aber ist Tübingen eine Musenstadt; darum nennt man überhaupt jede Stadt mit einer Universität eine Musenstadt. Alle diejenigen aber, die auf dem Altare der Musen opfern, die sich den Künsten und Wissenschaften mit ganzer Seele hingeben, heißt man „Musensöhne." Wir werden noch Gelegenheit bekommen, hier solche Musensöhne, ächte und unächte, zu sehen.

Machen wir uns nun mit der Lage[1]) Tübingens bekannt. So winkelig und finster auch die Stadt größtentheils ist, so liegt sie doch in einer offenen, ausgezeichnet lieblichen Gegend, in einer wechselreichen, mitunter selbst malerischen Landschaft, die zwischen fernen Gebirgen und Berghöhen, nahen Hügel-

---

[1]) Seine geogr. Länge ist 26° 43′ 24″ östlich von Ferro; die nördliche Breite 48° 31′ 10″.

zügen und Thalebenen, zwischen W
fluren, Ortschaften, Rebhügeln und
sich hinzieht.

Inmitten einer weiten, fast ebene
denförmig beinahe rings von sanftgen
Hügelmassen umgeben, am westlichen
höheren, geraden, dunkeln Linien
Schwarzwalds, im südlichen Hintergr
steigenden schwäbischen Alp eingerahmt
einen langen, schmalen Hügelzug
lichen und weiten, grünen Thälern.
Keuperformation angehörend, erstreckt
den lang von Abend nach Morgen in
500′. Zugleich scheidet er zwei Thäl
die bezeichnete Landschaft bilden: südö
Südwest nach Nordost drei Stunden
bis drei Viertel Stunden weites –
nördlich ein kleineres, von West nach
den langes und eine Viertelstunde breites

Der Hügelzug beginnt im We
flachen Niederung fast ganz frei, keg
grünbewachsenen Hügel, der, ein Schm
auf seiner rundlichen Kuppel ein
Wurmlinger Kapelle, die wir
werden. Durch eine liebliche, tiefe Ei
er dann über in einen etwas höheren
der mit rundlichen Hügeln nach Nord
nach Osten lange fortsetzt und nach
in eine schmale Bergzunge erniedr
genannten Thäler sich bis auf kaum ei
Indem die Bergzunge schmäler und s

sich schnell in eine tiefe Einsattelung hinab und erhebt sich alsobald wieder zu einem malerisch geformten, anscheinend ganz besonderen, eine halbe Stunde breiten und fast 400′ hohen Hügel, den Oesterberg, der den ganzen Hügelzug in Osten schließt und eine der lieblichsten Zierden von Tübingen ist.

Gerade über jene vertiefte Einsattelung des ganz niedrig und schmal gewordenen Hügelrückens zwischen jenen beiden Thälern, und zwar auf der südlichen Seite bis fast hart an den Neckar ist nun die Musenstadt hingebaut. Darum hat aber auch Tübingen eine sehr unebene, obwohl ungemein anziehende Lage. Beherrscht von einer alten großen Burg, von Hohen-Tübingen, dem Schlosse der ehemaligen Pfalzgrafen von Tübingen, das die Kante des Rückens zur Einsattelung krönt, liegt die Stadt, vom Schlosse herab überschaut, an die beiden Hänge des sattelförmigen Rückens zuversichtlich angeschmiegt, einerseits bis an den Neckar, andrerseits bis an die Ammer herab in steile Gassen eng zusammen gedrängt. Auf dem ganz schmalen Grate des Rückens zieht sich die enge Burgsteig westlich hinauf, und östlich geht ihre Fortsetzung ebenfalls steigend der Hauptkirche zu; fast rechtwinklig auf diesem Sattel zieht abwärts gegen Süden eine enge, steile Gasse zum theologischen Stift und zum Neckar, gegen Norden aber eben so steil und eng eine andere Gasse zum Rathhaus und über den Marktplatz in die untere Stadt hinab. Nur die alte, nördliche Unterstadt und die neuere und neueste sehr hübsche Vorstadt, wo das neue Universitätsgebäude Platz genommen hat, liegen ebener gegen das Ammerthal hin und machen daher einen lieblichen Gegensatz mit dem älteren Theile der Stadt.

Auffallend dürfte die Enge und das Z
sein der älteren Stadt aber dann gewiß
wenn man bedenkt, daß sie sich zur Zeit
ganz zu den Füßen der alten Burg lage
gleichsam in ihren Schutz drängte, und erst
trauend und selbstständig sich entfaltend,
Gassen von sich streckte, bis sie zuversich
Raumes sich bemächtigte, der um das Sc
bauen war und am Ende mehr die Burg z
schützen, als fortan ihres Schutzes bedürftig

Gebaut ist das alte Tübingen größte
hohen Giebelhäusern ohne alle Zierde; nu
östliche Theil der Stadt hat seit dem Bra
die ganz neue Vorstadt steinerne Gebäu
winkelige, ja sogar oft finstere Bauweise
weniger befremden, als die Hauptmasse d
alten Städtchens aus Weingärtnern
sind diese in der Unterstadt der vorherrsch
wohner und wissen ihre Alters- und Mass
altehrwürdigen Faust- und Prügelkampf
aufrecht zu erhalten *).

2.

Wenn bisher gezeigt wurde, wie
gen auf so natürliche Weise an dieser S
beiden lieblichen Thälern und in jener
nen Einsattelung — die Erbauung e
lasse, so fragt es sich, wann diese wo
Darüber nur Weniges!

*) Nach E. Schwarz.

Bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte ist die Burg Tübingen sammt der zu ihr gehörenden Stadt — wenn es damals schon eine solche war — bereits fertiger Sitz eines berühmten, edeln Geschlechtes, der Grafen von Tübingen, mit deren Geschichte auch die Geschichte der Stadt beginnt und verknüpft ist.

Allein es müßte höchst auffallend erscheinen, wenn die Römer, welche die Auswahl und die Benützung der günstig gelegenen Punkte so ausgezeichnet verstanden, und sich sowohl durch deren Beherrschung, als durch die Anlegung der zweckmäßigsten Straßenzüge die Herrschaft über eroberte Länder so gut und so lange zu sichern wußten, hier an diesem die Gegend beherrschenden Orte und in der Nähe des keltisch-römischen Hauptortes Sumlocenne — Rottenburg — nicht schon eine ziemlich ansehnliche Niederlassung gehabt hätten. Man hat auch innerhalb der Stadt Tübingen schon in älteren Zeiten Spuren genug von römischen Gebäuden gefunden; ebenso in der Umgegend Reste von römischen Straßen, und zwar so ziemlich in der Richtung der jetzigen Hauptstraßen, so daß Tübingen früh ein römischer Straßenknoten gewesen sein muß. Wie so viele, ja die meisten der jetzigen Ortschaften innerhalb der alten römischen Grenzen, ist auch Tübingen auf dem Grunde römischer Niederlassung neu erbaut. Wann dieses aber geschah, das ist ganz ungewiß. Die ersten, welche die Geschichte als Grafen von Tübingen um 1100 nennt, sind die Brüder Heinrich und Hugo. Der erste Pfalzgraf Hugo, Stellvertreter des Kaisers im Namen des Reichs, tritt um 1150 auf. Die Fahne, das Symbol der Pfalzgrafenwürde, wurde nun das Wappen, und aus dieser Zeit rühren die Tübinger Pfenninge und Schillinge, die sich bis auf die württembergische

Zeit im Verkehr erhalten haben. Mehrere Pfalzgrafen erscheinen in der nächsten Umgebung der Hohenstaufen. Ueberhaupt war das alte Grafengeschlecht, das seinen Stammsitz auf der großen, wohlbefestigten Burg hatte, zu Anfang dieses Jahrtausends neben den Hohenstaufen und Hohenzollern eines der mächtigsten Herrscherhäuser in Schwaben. Seine Besitzungen dehnten sich aus über das nahe liegende Gäu bis tief in den Schwarzwald hinein, dann über den Schönbuch und die Filder bis zum Glemsgau und Hohenasperg, endlich über die Alp, über die Donau und Iller (Blaubeuren, Marchthal, Kellmünz), ja bis an den Bodensee und nach Graubündten hinein.

Einer der Pfalzgrafen, Rudolph I., dessen als eines ritterlichen Herrn bei einem Turnier in Zürich erwähnt wird, stiftete 1180 das Kloster Bebenhausen, das nach der Reformation in ein niederes Seminar, 1807 in ein Jagdschloß umgestaltet wurde.

Das Grafenhaus verblutete sich aber bald, theils durch Schenkungen an Klöster, besonders an Bebenhausen, theils durch Theilungen, und wie die mit ihm verwandten Grafen von Calw, verkaufte es seine Besitzungen schon im 13. Jahrhundert an die schnell aufblühenden Grafen von Württemberg.

Mit dem Jahre 1342 hörte der Name der Pfalzgrafen ganz auf, und während das getheilte Geschlecht verarmte, gewann namentlich das nahe Bebenhausen. Nun hießen sie nur noch Grafen und eine Seitenlinie „Herren“ von Tübingen. Der letzte dieses Namens, Hans Jörg von Tübingen, starb als württembergischer Schloßhauptmann von Hohentübingen im Jahr 1667.

Das Schloß Tübingen in seiner jetzigen ansehnlichen Gestalt rührt aus dem 16. Jahrhundert von Herzog Ulrich

von Württemberg her. Was aber Tübingen vorzugsweise groß und weltberühmt machte, das ist die Gründung der Universität (Hochschule) am 3. Juli 1477 durch den edlen Freund seines Volkes und Beförderer der geistigen Bildung seines Landes, den nachmaligen Herzog Eberhard im Bart. Er ist es, der die Stadt völlig umgestaltete, der ein ganz neues Leben und Treiben in sie brachte, der ihr eigentlich das Aussehen gab, das sie im Allgemeinen bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Von den verschiedenen schweren Begegnissen, mit denen dieses Schloß im Laufe der Jahrhunderte heimgesucht wurde, möge nur das Folgende kurz erwähnt werden.

Es ist bekannt, daß Herzog Ulrich in Folge verschiedener Vorkommnisse im Jahr 1519 das Land räumen und in der Verbannung leben mußte; ebenso, daß der „schwäbische Bund" Württemberg in Besitz nahm. „Von vieler Burgen Walle des Bundes Fahnen wehn." Kein Schloß vermochte Widerstand zu leisten. Nur auf Tübingen und seine Feste vertraute der Herzog noch. Seine beiden Kinder, Christoph und Anna, hatte er dem Kern seiner Ritterschaft zur Beschützung übergeben und in diesem Schlosse in vermeintliche Sicherheit gebracht. Mit Thränen hatte er von seinen beiden Lieblingen Abschied genommen. Mit Eidschwüren gelobten die Ritter, das Leben an ihre Vertheidigung zu setzen. — Acht Tage nach Ulrichs Flucht trafen die ersten leichten Reiter des Bundesheers ein. Es waren geworbene Albanesen, sogenannte Stratioten, die im Solde des Bundes standen. Diese hatten einen Streifzug von Herrenberg aus gemacht, setzten über den Neckar und plänkelten auf dem Wöhrd im Angesicht des Schlosses. Die Besatzung machte einen Ausfall. Sie siegte. Allein die Stadt hatte sammt der Uni-

versität schon Friedensgesandte an Herzog Wilhelm von Bayern nach Entringen abgefertigt. Als er anrückte mit seinem Heere, ergab sich die Stadt; das Schloß verweigerte jedoch die Uebergabe. Schweres Geschütz wurde von Seiten der Bündischen aufgepflanzt und gegen das Schloß gerichtet. Von beiden Seiten erhob sich ein heftiges Feuer. Die Eckbastei des Schlosses litt großen Schaden. Eine platzende Bombe erschütterte das Schloß selbst bis in den tiefsten Grund. Jetzt bat der vierjährige Christoph, den man in eine Kasematte geflüchtet hatte, flehentlich, man „möchte den Krieg doch richten." Das geschah auch in kürzester Frist. Schon des andern Tages — es war Charfreitag 1519 — wurde, nachdem noch einige Schüsse gewechselt waren, Waffenstillstand geschlossen. Bis zum Ostermontag währte die Ruhe. Ulrich, nahe genug, um genaue Nachrichten von dem Stand der Dinge zu erhalten, sandte seinen braven Marx Stumpf von Schweinsberg auf geheimen Wegen in's Schloß, und mit wehmüthigen Worten ließ er die Ritter bitten, sie möchten das Haus um ihres Worts und ihrer Ehre willen doch nicht aufgeben und seine Kinder nicht ausliefern. Allein die Ritter — 62 an der Zahl — mit 400 Knechten wohl verschanzt, gedachten ihres Wortes nicht mehr lange. Zum Schein wurden am Ostermontage noch einige Schüsse gelöst und Abends um 5 Uhr übergaben sie — das Schloß dem Bundesheer. Die Kinder wurden auf die Mauer hinausgeführt, damit sich Jedermann von ihrer Erhaltung überzeugen könne und

„An diesem Tag der Treue,
Des Himmels Siegesfest,
Der Ritter ohne Scheue
Sein Fürstenkind verläßt."

Am 1. Mai zog das Bundesheer wieder ab, im Schloß aber blieb unter Ulrichs persönlichstem Feinde, Dietrich von Spät, eine bündische Besatzung.

Erst nachdem die herbe Prüfung des „Verbannten" endigte, wehte auf dem Schlosse Tübingen am 19. Mai 1534 wieder das württembergische Banner und mit Jubel begrüßten die beiden Thäler die glückliche Wendung der Dinge.

Gedenken wir nicht noch anderer Stürme, die in späteren Jahren, namentlich zu Ende des 17. Jahrhunderts, Stadt und Schloß Tübingen schwer bedrohten. Lenken wir lieber ein zu friedlicheren Gestaltungen!

3.

Welche Zwecke der Gründer der Universität durch sein Werk zu erreichen suchte, sagt die Stiftungsurkunde mit folgenden Worten: „In der guten Meinung, helfen zu graben den Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt unersichtlich geschöpft werden mag, tröstliche und heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit, haben wir uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine Schul und Universität in unserer Stadt Tübingen zu stiften und aufzurichten."

Als Grund, warum er gerade diese Stadt hiezu gewählt habe, gibt er die Anmuth und Fruchtbarkeit der Gegend und die gesunde Luft als auffallende Vorzüge an, die er nicht erst anzurühmen brauche. Die Hauptaufgabe, welche damals der Hochschule gestellt wurde, war die Fortpflanzung des orthodoxen Glaubens. Durch das Studium der Wissenschaften

sollte für das Heil der Seelen gesorgt, entstehende Streitigkeiten geschlichtet, Frieden und Ruhe bereitet, Erlaubtes vom Unerlaubten geschieden, den Guten Belohnung, den Schlimmen Strafe zugetheilt werden, und daraus sollten der Welt geistliche und zeitliche Vortheile entsprießen.

Am 1. Okt. 1477 wurden die ersten Vorlesungen auf der neuen Universität eröffnet.

Mit der Gründung der Universität wurden nicht bloß im Aeußeren der Stadt die großartigsten Aenderungen durch Bauten aller Art herbeigeführt, auch die gewerblichen Verhältnisse mußten einen gewaltigen Vorsprung zum Bessern machen. Daß das Zuströmen von Lehrern und Schülern den Einwohnern materiellen Gewinn der manchfachsten Art zugeführt habe, läßt sich leicht denken. Die Gewerbe, wenigstens diejenigen, welche den Bedürfnissen der neuen Gäste am unmittelbarsten entgegen zu kommen hatten, vermehrten sich. Es vermehrte sich aber auch der Mittelstand in der Bürgerschaft. Der Markt füllte sich; das Land umher brachte seine Produkte in größerer Menge herein und fühlte nur um so mehr seine Abhängigkeit von der Stadt. Aber auch in geistiger Beziehung mußte die Universität, als Sammelplatz der hervorragendsten Geister und strebsamsten Köpfe, durch den täglichen Verkehr mit ihren Angehörigen den wohlthätigsten Einfluß auf die Stadt äußern. Schon der erleichterte Zugang zu den vorzüglichsten Bildungsanstalten mußte von herrlichen Wirkungen gekrönt sein.

So hatte Tübingen durch diese *schönste* That Eberhards nach allen Richtungen nur gewonnen und heute noch steht es durch sie als köstliche Perle unter den Städten des Schwabenlands da. Nicht umsonst war aber auch der Stifter der Universität stolz auf sein Werk; denn die Hochschule

grünte und blühte von der Zeit ihres Bestehens an; mit Freiheiten aller Art stattete Eberhard seine Lieblingin aus und seine Nachfolger haben in seinem Sinne gehandelt, haben die neue Stätte der Bildung nicht bloß durch allerlei Zuthaten, sondern insbesondere durch Herbeiziehung der angesehensten und ausgezeichnetsten Lehrer gehoben. Kaum hatte die Hochschule 24 Jahre geblüht, so konnte sie schon ihrer zu Wittenberg errichteten Schwesteranstalt berühmte Lehrer zusenden. Gedenken wir nur des Reformators Melanchthon, der sechs Jahre seiner Jugend in Tübingen zubrachte.

Herzog Ulrich, der das abtrünnige Tübingen nicht allzu sehr liebte, reformirte, nachdem er sein Land wieder in Besitz genommen hatte, die Universität gleich eifrig, wie das ganze Land, trotz mancherlei Kämpfen und Schwierigkeiten, im Jahr 1535 und suchte im Jahr 1536 den großen Melanchthon als Lehrer zur Zierde der Anstalt, jedoch vergeblich, zu gewinnen. In diesem Jahre wurde auch die erste Ordnung für Errichtung des theologischen Stifts, der noch heute blühenden Bildungsanstalt für evangelische Geistliche, entworfen. Den Zöglingen wurde 1546 das aufgehobene, seit langer Zeit leer gestandene Augustinerkloster eingeräumt, und dieses ist bis zur Stunde der ungestörte Besitz des im gemeinen Leben sogenannten „Klosters," d. h. des evangelischen Seminars geblieben.

Ulrichs Werk vollendete Herzog Christoph durch allerlei glückliche Veränderungen und Erweiterungen der Anstalt in den Jahren 1557 und 1559. Besonders blühte mit der Universität die Stiftung, das „Stift," immer schöner fort, und gerade dieses „Stift" gab der ganzen Universität ein vorherrschend theologisches Gepräge, welches sie bis in die neuere Zeit behielt.

Das Jahr 1592 eröffnete da
illustre als eine Fürsten- und Adels
dung künftiger Staatsdiener bestim
außer für württembergische Prinzen
für fremde Prinzen und Cavaliere
Wilhelmsstift, ein Seminarium
scher Geistlichen, von diesem ehrn
nommen; denn seit jener Zeit erhiel
stantische Universität auch eine katho

In jeder Beziehung auf's Re
ausgestattet, im Verlauf der Jahrh
erweitert, durch ausgezeichnete Geleh
menschlichen Wissens und Können
schwäbische Hochschule geachtet, ja
Schwestern allen da; ihre achthunde
die jährliche Durchschnittszahl —
Würde und Wichtigkeit der Universi
recht blickt jeder gebildete Württem
Freude auf diesen „Bronnen des Le
hard gottesmuthig erschloß. Ja, was
leuchtend vorausgesehen, was als H
geschwellt hat: es blüht um seine
licher Segen ist erwachsen aus den
Seit Jahrhunderten graben emsig
Gelehrten im Schachte der Wissensc
zu heben und ihr klares Metall d
Einen ergründen die Geheimnisse
die Schöpfungen des Menschengei
sich in die unergründliche Weisheit
Andern beglücken die Welt durch
Alle aber streben darnach, der d

Gelehrsamkeit Eingang und Achtung zu erringen; ja, sie sind es, die den Schwaben in allen Gauen der Welt den Ruhm eroberten, Schirmer, Förderer und Träger der Wissenschaft zu sein.

Besondere Sorgfalt wurde seit etlichen Jahrzehnten auf Emporbringung der wissenschaftlichen Institute und Sammlungen verwendet. Die Bibliothek wurde durch außerordentliche Zuschüsse und Ankäufe ansehnlich vermehrt, so daß sie jetzt auf mehr als 200,000 Bände angewachsen ist. Zur fortwährenden Vermehrung derselben werden jährlich etwa 8000 fl. verbraucht. Ein botanischer Garten, ein chemisches Laboratorium, Sammlungen für Zoologie und Mineralogie vervollständigen sämmtliche Hilfsmittel zum akademischen Unterricht.

4.

Besehen wir diejenigen Gebäude, welche sich — zur Universität gehörig — besonders auszeichnen und eine genauere Beachtung verdienen!

Obenan steht das neue **Universitätsgebäude,** vor dem Lustnauer Thor gegen das Ammerthal hin liegend. Welch ein stattlicher Bau! In denselben wandern zu allen Tagesstunden die „Studenten!“ Warteten wir noch einen Augenblick, so könnten wir diese jungen Herren, die hier den Wissenschaften leben, d. h. studiren sollen, aus jenen Thoren herauskommen sehen. Das Gebäude macht einen „würdigen Eindruck“ durch die Größe und Harmonie seiner Verhältnisse. Es ist ein kostbarer Schmuck dieses schönen Theils der Stadt. Wir lassen uns auch das Innere desselben zeigen. Da zieht der große, zwei Stockwerke ausfüllende Saal, der die Mitte des Hauses bildet und mit mancherlei Verzierungen ausge-

malt ist, die Aufmerksamkeit ganz besonders a
wird bei akademischen Feierlichkeiten benützt. Ni
beachtenswerth sind die vierzehn, zum Theil s
Hörsäle. Sie sind diejenigen Räume, in dener
gern der Wissenschaft, den Söhnen der „Musen“
Lehrern, den Professoren, Vorträge über dieses
Fach gehalten werden. Jene hören entweder bl
schreiben sie nach. Ist ein Vortrag vorbei, so ist e
— wie's die Studenten nennen — gelesen un
dann entweder in ein anderes, oder geht man
und verarbeitet, studirt das Gehörte, oder lär
Orte, wo man sich „leidlich den Gaumen letzt
Mappe, die jeder Wissensdurstige bei sich trägt
Notirte, Nachgeschriebene wohl verwahrt, bis
eine wohnliche, „heimliche“ Stätte gefunden,
nimmermehr scheiden mag, nimmermehr weichen

Aber auch einen Prüfungssaal enthält
Aula,“ wie man das Universitätshaus son
pflegt. In diesem sollen die Studirenden zei
Wissenschaft bei ihnen angeschlagen, welche Frü
dium getragen hat. Daß es im Großen hie
schaffen ist, wie sonstwo im Kleinen, daß die
„beschlagen“ sind, während die Andern sich
unrechten Orte und zur unrechten Stunde —
immer nur schweigsam verhalten, das liegt so
Dinge;“ ob aber dieser Lauf sehr häufig, ja
anders gestaltet werden könnte?

Außer den genannten Sälen finden sich
lichen Baue noch verschiedene größere oder kl
Zimmer, theils zu Sitzungslokalen der Gesa
schaft, theils zu Versammlungsorten nur ein

Hochschule bestimmt. Lassen wir uns durch den Diener, den „Pedellen," ein solches Zimmer öffnen! Viele Bildnisse schauen von den Wänden herab. Es sind dieß die Porträte sämmtlicher Professoren einer Fakultät, d. h. der zu einer bestimmten Wissenschaft gehörenden Lehrer von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Solch ein Zimmerschmuck ist ein schönes Zeichen der Pietät und der Achtung und zugleich ein interessanter Beitrag zur Universitätsgeschichte.

Verlassen wir nun diese Räume und beschauen wir nochmals von außen das Haus, darinnen Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst ihren Thron aufgeschlagen, so müssen wir bekennen, daß sein ganzer Styl, daß die großartigen Verhältnisse, in denen es ausgeführt ist, ganz seinem Zwecke entsprechen. Die auf beiden Seiten stehenden Gebäude, für den Vortrag über Chemie und Botanik bestimmt, begrenzen den freien Platz vor dem Hauptbau; sie bieten hinreichenden Raum für die Pflege dieser beiden Wissenschaften.

Wenn auch die Lage dieses neuen Universitätshauses den Blick in das schöne Neckarthal, den das alte so freundlich bot, vermissen läßt; wenn auch seine nächste Umgebung weniger Anziehendes als jenes haben möchte: so zeichnet es sich durch seine bessere und bequemere Einrichtung vortheilhaft aus, so freute man sich nach seiner Herstellung doch der freien, hellen Gelasse, in denen fürderhin gelehrt und gelernt werden sollte. Bezogen und eingeweiht wurde der Bau den 31. Okt. 1845; sein Grundstein dagegen wurde den 25. März 1841 gelegt, an welchem Akt auch unser geliebter Kronprinz sich betheiligte.

Möge noch lange, lange dieser großartige Bau nicht bloß eine Zierde der Stadt, sondern eine gottbeschirmte Burg bleiben, darin geistige Freiheit gepflegt, geistiges Leben geför-

dert, geistige Reife erlangt wird, damit aus ihm unserem Schwaben, nein, dem ganzen deutschen Heil und Segen erwachse!

Nicht minder schön und elegant steht unweit versitätshauses hinter dem botanischen Garten das K haus, das, auf einer kleinen Anhöhe liegend, sich besser ausnimmt als jenes. An den Kranken habe lich diejenigen Studenten unter Anleitung der bet Professoren zu lernen, welche die Heilkunde zum S sich erwählen, welche also später als Aerzte zum der Menschheit wirken wollen. Demnach muß die Uni ein Haus besitzen, in dem man die Kranken gehörig bringen und verpflegen kann. Auch dieses Gebäude is ganz neu; es wurde im Jahr 1846 bezogen. Im unteren Stock enthält es außer den Wohnungen für m Angestellte des Hauses noch die Küche, die Speise- und wandkammer, die Badezimmer, einen Hörsaal, ein Labo rium und einige Reservezimmer für Kranke. Den ga zweiten Stock nimmt die chirurgische (wundärztliche) Ab lung, den ganzen dritten Stock aber die medizinische (ä liche) Abtheilung ein. Jede dieser beiden Abtheilun enthält eine Anzahl größerer und kleinerer Krankenzim mit 30 Betten für Erwachsene und sechs Kinderbettstell nebst einigen weiteren Betten für abgesonderte Kranke, daß in dringenden Fällen im Ganzen 80 Kranke aufgeno men werden können. In dem Stock für die chirurgische A theilung befindet sich auch noch eine Sammlung chirurgisch Instrumente, Verbände und Maschinen.

So ist auch in dieser Beziehung vortrefflich gesorgt, un

es steht hier den künftigen Aerzten Alles zu Gebot, was sie für ihren späteren Beruf bedürfen.

Gehen wir vom Krankenhaus in die Wilhelmsstraße, zum Universitätsgebäude, zurück, so kommen wir durch den botanischen Garten mit seiner auffallenden Ordnung und seinen lieblichen Spaziergängen. Schon im Jahr 1805 angelegt, wurde er seit 1829 bedeutend erweitert durch Beiziehung des ehemaligen Gottesackers. Für die Pflanzenkunde in reichem Maße ausgestattet, ladet er besonders in den ersten Tagen des Frühlings zum Besuche ein, obgleich bis in den Spätling hinein es ihm weder an Spaziergängern, noch an Studirenden fehlt, welch letztere das Gehörte sich an seinen Blumen und Sträuchern und Bäumen wiederholen und veranschaulichen.

Wir suchen jetzt das **theologische Seminar,** das Stift, auf. An der Kirche und an der jetzt alt gewordenen „Aula nova," deren Säle nun das zoologische Kabinet füllt, vorbei, kommen wir über das sogenannte Höflein, eine ehemalige Freistätte der Universität, endlich an einem der ältesten Häuser der Stadt, der Arche, und einer Sammlung zahlreicher Wohnungen vorüber und finden so das „Kloster."

Zwar bietet seine Bauart nichts Besonderes dar, es wären denn die Reste alter gothischer Herrlichkeit, die von der Zeit des früheren Klosters her im untersten Theil des alten Baues und in seinem zur Stiftsbibliothek umgewandelten Kirchlein sich finden. Aber interessant möchte sein die Einrichtung der verschiedenen Museen, Stuben genannt. Jede Stube ist von 6 bis 8 Studenten bewohnt. Nur Theologie Studirende finden hier aber ihre Unterkunft, also diejenigen, welche sich die „Gottesgelehrtheit" zum Ziele

setzen und sich dem geistlichen Amte widmen.
sämmtliche Theologie-Studirende verweilen in
men. Der Eintritt und das Verbleiben darin is
Prüfungen geknüpft. Nur wer in diesen besteht
gastfreie Aufnahme. Auch ist die Zahl der Au
genau bestimmt; ehemals wurden alljährlich 30
Köpfe die Thore zum Eingang geöffnet; heut
den nur noch 25 auserlesen. Daß es da gilt,
in reichstem Maß zu erwerben, um zu diesen
gehören, läßt sich denken. Nun, die junge
Recht, wenn sie mit eisernem Fleiße dem Le
gen; denn mit der Aufnahme in das Stift s
der mannigfaltigsten Art verbunden. Nicht
Studenten, die „Stiftler,“ in den besten
jeglicher Wissensdurst hier seine glücklichste
nicht allein daß ihnen alle Hilfsmittel ;
ausgezeichneter Vollkommenheit zu Gebote
auch jedem freie Wohnung, Verköstigung,
nung, ärztliche Berathung zu Theil, und
Stipendiat noch als Entschädigung für
alljährlich 60 fl.; es empfängt jeder Unte
leitung vier Jahre hindurch — so lang
zeit zu dauern — ohne irgend welche
hat der Aufgenommene während seines
nicht Einen Kreuzer vom elterlichen Ho
das macht es aber dem talentvollen
Güter versagt sind, möglich, die vortre
dieser Anstalt zu erreichen. Und wenn
diat vom 14. bis 18. Jahre in einen
Seminare — zum Unterschiede von
Stift in Tübingen, also benannt —

welche ebenfalls an die Erstehung einer Prüfung, an das sogenannte Landexamen, geknüpft ist, so hat er zu seinen Studien nur wenig vom eigenen Vermögen zu verwenden.

Von selbst versteht es sich, daß in einer solchen Anstalt Ordnung und Zucht die Grundlage bilden muß. Diese Ordnung bezieht sich auf das äußere und innere Leben, auf Nahrung, Kleidung, Umgang, Lectüre 2c. Es haben sich die Seminaristen genau nach den vorgeschriebenen Gesetzen zu richten; Verfehlungen ziehen jederzeit Strafen nach sich, die sogar bis zum Carcer führen und bei beständigem Ungehorsam Entlassung, Verstoßung aus dem Stift zur Folge haben können.

Sie ist ein Kleinod Württembergs, diese Bildungs- und Arbeitsstätte mit ihrer herrlichen Ausstattung und ihrer prächtigen Aussicht in's weit ausgebreitete Neckarthal. Schon über drei Jahrhunderte besteht sie und hat eine Fülle des Segens nicht bloß unserem Württemberg, sondern unzähligen andern Staaten geschenkt. Denn eine Menge der ausgezeichnetsten Gelehrten, der frömmsten Männer, der größten Geister sind aus dieser Schule hervorgegangen. Tausende zogen aus ihr unverlierbaren Gewinn, und mit ihren Schätzen wirkten sie wiederum unendlich segensreich, sei's im Großen, sei es im Kleinen. Als Prediger des göttlichen Wortes und treue Versorger der Seelen, als Lehrer der Jugend, als Staatsmänner aller Art, ja in den verschiedenartigsten Beziehungen des Lebens und in allen Theilen der Welt stunden und stehen die Söhne des Stifts in glücklichem Kreise, in Achtung und Ehren.

Mit Nachdruck sei es gesagt, daß gerade dieses evangelische Seminar für die Bildung der Geistlichen im ganzen protestantischen Deutschland einzig in seiner Art dasteht, und

daß ihm seine Würde, sein Ruhm
Stunde nicht bloß geblieben, nein,
Anerkennung zu Theil wird von Jede
und kann, hier ein Urtheil zu fällen;
welche das Ausland unser W
Recht beneidet. Darum stimme
Dichters Wunsch:

Kloster, zum Wohle des Landes erstandst du
Drum mit der Heimath auch du stehe und
Was vordem zur Ehre des Herrn die Väter g
Dankbar und fromm noch jetzt nütz' es der
Würdige Diener des Herrn, Weltweise, begeiste
Gingen aus dir hervor, Lichter in Kirche und
Oft schon strahltest du aus den Glanz der göttlic
Sende dem Volk auch jetzt Strahlen beglückend

Wir lassen uns noch den großen Speises die ganze Länge des unteren Stockwerks einni zu öffentlichen Feierlichkeiten benützt wird. Der Stifts ist von der Stadt durch einen breiten schnitten; das alte Augustiner-Kloster blieb, wie weitert worden; der untere, nahe am Neckar st dagegen ist über dem ehemaligen Refectorium des Klosters und den Mönchszellen 1792 neu worden.

Die steile Klostersteige hinauf und — vom „fa dem alten Sammelplatz müßiger Musensöhne, aus noch steilere Burgsteige hinan führt uns der W **Schlosse.** Der Eingang zu demselben ist übern schön. Jenseits eines tiefen Grabens, der zu einem lichen Garten umgeschaffen ist, über den statt der f

Fallbrücke eine schön gesprengte steinerne Brücke führt, erhebt sich eine mit Gebüsch malerisch behangene Bastei, ihr zur Seite ein festes Vorwerk mit Thürmchen, Mauerkranz und Thorweg. Das Ganze ist wahrscheinlich von Herzog Ulrich erbaut, von Herzog Friedrich aber mit dem reichgearbeiteten, durch die Unbill der Zeit jedoch schadhaft gewordenen Wappen Württembergs geschmückt, das zwei steinerne Wächter in der Wehrtracht des 16. Jahrhunderts schützen. Der Thorbogen ist sehr schön und akustisch gewölbt und enthält links die Wohnung des Schloßthorwarts, rechts den Eingang zu einigen Kasematten. Ein breiterer Weg durch eine hohe Mauer über die Neckarhalde empor getragen, führt uns an eine ehrwürdige Linde. Von dieser erzählt die Sage, daß sie aus einem Reis erwachsen sei, welches Herzog Ulrich, als er frohen Herzens zum erstenmal wieder in sein Eigenthum eingeritten, zum Zeichen des Sieges und der Frühlingslust und als Helmschmuck getragen habe. Dieses habe er, wie einst Eberhard im Bart auf dem Einsiedel seinen Weißdorn, vom Helme genommen und vor dem Schlosse in die Erde gesteckt. Zum guten Zeichen habe der Zweig Wurzel geschlagen und sei zu dem Baume herangewachsen, der jetzt diesem Theil des Schlosses ein solch fröhliches Ansehen gibt. Hören wir G. Schwab, der diese Linde besingt.

Ja, er hat es neu erbauet,
Stark und fürstlich es erhöht;
Blickt, ihr Enkel, auf und schauet,
Wie es noch so stattlich steht!

Stolz auf seinem schlanken Renner
Ritt der Herzog mitten ein,
Hober Rath der weisen Männer
Zog gemächlich hintendrein.

Aus den Zellen, aus den Schenken,
Dicht in Mantel und in Bart,
Sah man Hut und Degen schwenken,
Der Studenten alter Art.

Vor den Thoren vom Barette
Wirft der Fürst ein Lindenreis:
„Wachs' und blüh' an dieser Stätte
Als ein Blümlein grün und weiß!"

Keiner wagt es, drauf zu treten,
Frommer Boden hüllt es ein,
Unter Jubeln und Gebeten
Geht der Zug zur Burg hinein.

* * *

Und sie blühte fünfzehn Jahre,
Bis ein Winter wieder kam,
Der den Herzog auf der Bahre
Von dem treuen Schlosse nahm.

Mit der welken Blätter Zittern
Flüsterte sein Baum darein,
Und das edle Paar von Rittern
Jetzo schien es erst von Stein.

Lehrer viel und Schüler wallen
Durch die Straßen schleichend bang;
Aus den Sälen, aus den Hallen
Tönt ein frommer Sterbgesang.

Doch die graue Landesveste
Zeuget noch von ihrem Herrn,
Hätten gleich die fremden Gäste
Sie zerstöret gar zu gern*).

---

*) Die Franzosen im Jahr 1688.

Und der Baum der blüht noch immer
Seit manch' hundert Sommern gut,
Ziert mit seiner Zweige Schimmer
Manchen freien Musenhut.

Horcht, sie rauscht im Abendwinde;
Wandle, Herzog, durch dein Schloß,
Komm' und pflück' von deiner Linde
Einen frischen Blüthensproß.

Das Schloß — wir folgen Eifert's Beschreibung — liegt 1384′ über dem Meere, 378′ über dem Neckar, und ist auf den Grundmauern der alten Pfalz von Ulrich und Christoph neu erbaut und erweitert. Es bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, nach Süd und Nord durch hohe Mauern gestützt, gegen West durch mehrere alte, jetzt theilweise verfallene Vorwerke und einen breiten Graben vertheidigt. Auf seiner westlichen Seite sind noch heute die Reste der alten Pfalz erkennbar. Die nordöstliche Ecke bildet ein hoher runder Thurm, von Ulrich erbaut. Eine Wendeltreppe führt zum Münzkabinet, in den physikalischen Hörsaal, zur Wohnung des Professors der Astronomie und zu dem Observatorium (Sternwarte), wo die Aussicht ausgezeichnet ist. Die Ecke gegen Südost ist ein niederer, fünfeckiger Thurm, von den Franzosen erbaut an der Stelle eines dem ersteren ähnlichen, den diese sammt einem Vorwerk 1647 sprengten; noch sind die Spuren des Risses am Schlosse zu bemerken. Dieser Thurm dient jetzt als Criminalgefängniß. In Nordwest ragt eine stattliche, viereckige Bastei, in welche auch Reste der alten Burg hinein verbaut wurden, aus der Tiefe des Grabens empor. In Südwest deckt ein dicker, runder Thurm, der älteste des ganzen Schlosses, den hintern Schloßeingang. Zwischen beiden Werken stand der Pulverthurm nebst Zeug-

haus ꝛc. Diese liegen seit lang
Mauer des hinteren Grabens ist
Stein die jetzt vermauerte Oeffnun
ges bezeichnet, der zu der äußers
Oedenburg auf dem Spitzberge, i
haben soll. Einen vollständigen
des Schlosses und seine ganze re
Höhe des Observatoriums. Auf
Stadt um den Fuß des Schloßber
um die Ammer her die untere St
am Neckar hin der obere und neuer
Neckarbrücke und über den Fluß
nimmt sich von hier aus viel säul
Wahrheit es ist. Aber weit über di
das Auge. Im Ammerthal zwar b
auf die Nähe; denn die Höhen im
des Schönbuchs, verdecken die Fernsi
und Färbung ist doch mannigfaltig u
ten und Versenkungen lassen einen R
schen Stellen ahnen; das Thal, das
bilden, ist ausgezeichnet durch Frische
loch und der Ammerhof, verbunden du
Bach, geben ihm Leben, und gegen N
die Dörfer Jesingen, Pfäffingen, Polt
auf das kornreiche Gäu, über wel
Schlosses in Herrenberg und die ferne
walds hereinwinken. Gegen Nordost
Waldhäuser Hof, gegen Osten schmüc
der Schönbuchberge ein Flügel von L
gewaltigen Masse des Oesterbergs sich
bildet die Scheidewand zwischen Nord

schönert durch mancherlei Gartenanlagen und Weinbergterrassen.

Besonders lieblich ist aber der Blick in's Neckarthal. Im Westen von der Weilerburg begrenzt und bis zu den sanften Höhen der anderen Seite wohl eine starke halbe Stunde breit, bilden fünf Dörfer — Derendingen, Weilheim, Kirchberg, Bühl, Kiebingen — eine reizende Kette; lebendig rauscht der Fluß durch das sonnige Thal dahin. Ein anmuthiges Seitenthal öffnet die Steinlach, die sich unterhalb der Stadt in den Neckar ergießt. Aus dem Hintergrunde dieses Thälchens lachen uns Bläsibad und Bläsiberg und der Weiler Stockach entgegen, während über die Gipfel des Waldes die Dächer des Eckhofs hervorragen. Eine waldige Höhe des Riedernbergs, hinter der Wankheim liegt, setzt sich mit einer Andeutung des Wankheimer Thälchens, von der Reutlinger Steige unterbrochen, fort, bis sie etwa eine Stunde unterhalb der Stadt für das Auge mit dem Oesterberg, hinter dem auch der Neckar verschwindet, zusammentrifft und das Thal verschließt. Aber über diese Höhen herein schauen die manchfachen Gestalten der schwäbischen Alp: der steilabfallende Lochenstein und Plettenberg; der Zollern mit seiner burggekrönten Spitze; neben den langen Linien des Farrenbergs und der Mössinger Berge, von denen das Dorf Thalheim herüber glänzt, die Spitze der Salmandinger Kapelle; der große, sargartige Roßberg, alle überragend; der scharfabgehauene Wackerstein; der Kegel des Jörgenbergs mit der ganzen Pfullinger Gruppe bis tief in's Hausener Thal hinein, über welche fürwitzig und keck der Thurm von Lichtenstein, wie auf den Zehen stehend, herüber guckt; der Mädchenfelsen und die stattliche Achalm, zu deren Fuß der Reutlinger Kirchthurm sichtbar wird; sodann der grüne Felsen,

die Dettinger und Metzinger Berge und jenseits des Sattelbogens der lachende Neuffen, endlich schon ziemlich weit im Osten die Teck und die ferneren Berge, bis der Schönbuch sie völlig verdeckt. Fürwahr,

Zu Tübingen vom Schlosse
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuß und Rosse
Bewohner mancherhand;
Und Burgen und Kapellen
Auf fernen Bergen stehn,
Und untenhin die Wellen
Des stillen Flusses gehn.

Welch ein überaus reiches Rundgemälde (Panorama), das hier sich auseinander legt! Wie sich der Blick so reichlich an dieser Rundsicht ergötzt!

Wir steigen herab vom Observatorium, besehen uns noch seinen Reichthum an Instrumenten, die den Kenner ergötzen, den Laien zum Staunen zwingen. Mit ihnen betrachten, beobachten, messen die Astronomen (Sternkundigen) die Unzahl der Sterne, sehen mit ihnen Millionen Meilen weit in die unermeßliche Welt hinauf, uns Kunde von dorther zu geben und uns durch immer neue Entdeckungen nicht bloß zum Staunen, nein! zur Anbetung des Weltenschöpfers, des Menschenvaters zu bewegen.

Der mittlere Stock des Schlosses mit der von Herzog Friedrich erbauten Gallerie auf der Ostseite, mit den Resten eines Ganges im Innern, welcher einst um den ganzen Schloßho herum führte, ist zum Theil vom Professor der Astronomie bewohnt, zum Theil der Bibliothek eingeräumt. Der obere Stock der westlichen Seite ist die Wohnung des einen der Bibliothekare. Im Westen schließt sich

der hintere Burgraum in gleicher Höhe an mit der ehemaligen Kaplanei, jetzt vom Leihbibliothekaufwärter bewohnt, wegen des beständig herrschenden Zugwindes nicht umsonst die „kalte Herberge" genannt; ferner mit Resten alter Badeinrichtungen, mit dem Zugang zum oberen Theil des runden Thurmes, der als Kaserne diente, umgeben aber von schönen Gartenanlagen auf den Basteien. Noch liegen hier als Beeteinfassungen und Verzierungen viele steinerne Geschützkugeln aus alter Zeit; auch schlummern hier, in's Gras gestreckt, nachdem ihr Gerüste zerbrochen ist, die alten Feldschlangen, welche Ulrich der Stadt zum Geschenke gab.

Die unteren Räume des Schlosses enthalten auf der Ostseite zum Theil in Kasematten die Wohnung eines Bibliothekdieners, auf der Süd seite die Schloßkirche, einen freundlichen Betsaal mit Taufstein und Orgel, jetzt zur Uebung für angehende Geistliche dienend; weiterhin das ehemalige, gut hergerichtete chemische Laboratorium, jetzt zu andern Zwecken benützt; endlich ein Jaunergefängniß, des „Teufels Küche," mit einem Ring im Gewölbe, von dem des Gefangenen Fessel ausging. Im westlichen Erdgeschoß sind verschiedene alte Gänge und Treppen, welche zu den hinten befindlichen Ställen und Magazinen führten. Die ganze Nordseite wird von der Bibliothek eingenommen.

Nicht minder großartig sind aber einzelne unterirdische Theile des Schlosses. In der südwestlichen Ecke kann der Bibliothekdiener innerhalb des Treppenhauses eine Fallthüre öffnen, welche zu einem mit mehreren Seitengewölben versehenen Keller führt, in dessen Mitte, von einem gefährlich niedrigen Rande umgeben, der tiefe Brunnen gähnt. Wenn ein angezündeter Strohwisch im Fall seinen Abgrund beleuchtet, so ist schauerlich der Blick in seine Tiefe, die,

früher dem Neckarbette gleich, jetzt bedeutend verri
Kanonenschußähnlich dröhnt der Knall eines hinabg
Schwärmers. Es folgt nun der große Keller, der s
dem ganzen Bibliotheksaal hinzieht. In seinem Hin
liegt gigantisch und majestätisch das große 286 wür
gische Eimer haltende Faß.

Gegen Westen führt dann ein gewölbter Gang
in den Schloßgraben. Auch in ein hohes Kuppelg
mit einer Gallerie in halber Höhe gelangen wir dur
Reihe von Gängen: es wird dieser Raum als die
des „heimlichen Gerichts“ bezeichnet. Von ihm aus
uns ein Gang in die hinterste Ecke der Bastei: zur Ri
haft.

Und nun zum großen runden Thurm an der Süd
ecke! Eine Thüre zur Rechten desselben führt in eine
Ziegelsteinen gewölbte Kasematte, deren Mauern, aus
Schießlöchern zu schließen, 15 bis 20 Fuß dick sind. In
Mitte des Bodens ist ein viereckiges Loch, über dem
hölzerner Haspel steht. Das ist der Zugang zum eigentlic
Burgverließ, zum fürchterlichen „Haspelgefängni
einem dunklen, etwa 30′ tiefen Raum im untersten Grun
des Thurms, ohne irgend eine andere Oeffnung, als jen
Loch, über dem der Haspel sich findet. Von oben herab g
sehen und durch einen brennenden Strohwisch erleuchtet,
es ein furchtbar gähnendes Grab, bei dessen Anblick Hunger
tod und Verzweiflung die nächsten Gedanken sind. Einma
soll ein Unglücklicher einen Versuch gemacht haben, durchzu
brechen; er habe einen großen Quaderstein ausgehoben.
Riesenarbeit eines Verzweifelnden! Aber — hätte er auch
fortmachen können — sie wäre vergeblich gewesen. Der
Arme, seinen Aufenthaltsort nicht kennend, hatte auf der

Bergseite gegraben und wäre nimmer seinem schaurigen Strafort entronnen. Und wir — es graust uns an dieser Stätte, da man lebendig im Grabe gelegen — verlassen schleunig dieß schauerliche Dunkel, um uns am lichten und fröhlichen Sonnenschein zu laben, den wir mit dankbarem Herzen begrüßen.

Vom Schloß aus gehen wir über viele gedehnte Stufen herab zur Gasse „unterm Haag," zu deren Linken die untere Stadt mit dem Spital und mit der jetzt nicht mehr merkwürdigen Spitalkirche zu St. Jakob und dem Kornhaus sich ausdehnt. Durch sie gelangen wir zum Marktplatz, zum alten Rathhause, dessen kunstreiche Uhr etwa zu merken wäre, und am Sitze des Oberamts vorüber zum Wilhelmsstift, dem katholischen „Seitenstück" zum evangelischen Seminar. Wie schon gesagt worden, ist es in den Räumen der ehemaligen Fürstenschule eingerichtet. Die sonst zu ritterlichen Uebungen bestimmten Säle haben jetzt eine der friedsameren Beschäftigung angemessene Umwandlung erfahren. Die innere Einrichtung dieses Stifts ist ziemlich dieselbe, wie wir sie beim evangelischen Seminar kennen lernten. Es werden hier die zu katholischen Geistlichen bestimmten Zöglinge gebildet. Man nennt sie Convictoren, oder „Conviktler." Sie sind sehr beschränkt in Bezug auf ihren Verkehr mit der Stadt und genießen gar wenig Freiheiten. Auch die Lage des ganzen Gebäudes inmitten der Stadt ist viel weniger freundlich, als die des Stifts am sonnigen Neckarufer. Eine Bequemlichkeit aber bietet die Nähe der katholischen Kirche, die nur durch den zur Anstalt gehörenden Garten von dieser getrennt ist.

5.

Ein Gebäude dürfen wir nicht unbeachtet l
Stadtkirche. Sie steht auf dem schmalen
Rückens da, wo er auf der Neckarseite in den unt
der Stadt abfällt. Der Kirchplatz ist deßhalb auf
ten theils durch eine hohe Mauerterrasse, die von
gebenden engen und tiefer liegenden Gassen erst
wurde, gestützt, theils durch eine breite Steintrep
Die Stadt- und Stiftskirche zu St. Ge
wohl an Schönheit der Bauart und an Reichthu
den Kirchen manch anderer Städte zurück. Sie s
die Stelle einer älteren, baufälligen getreten zu
wurde um's Jahr 1470 zu bauen angefangen. Sel
ist an ihrem Aeußeren noch der Chor, kühn emporra
der Neckarsteige, rein gothisch gehalten und viel ver
Je weiter aber der Bau gegen Westen hin fortschre
sichtbarer wird auch die Abnahme des Geschmacks
Aufwands; der Thurm, das letzte, was vollende
ist ganz ausdrucks- und geschmacklos.

Rechts vom Chor, dem Gerichtshofe gegenüber,
gewaltige Mauerwerk, an welches noch unvollendete
chen gleich unerfüllten Versprechungen sich anlehnen
brochen durch das Fenster mit dem geräderten
dem Wahrzeichen der Stadt. Wir haben es vor
Warum aber dieses Gebilde hier eingefügt ist? Dar
wortet folgende Begebenheit.

Zwei Tübinger Bürgerssöhne, Angehörige ve
Familien, traten — der eine als Metzger, der an
Bäcker — zusammen die Wanderschaft an. Der
reich und angesehen, war ausgezeichnet durch einer

Dolch, der ihm als Andenken mitgegeben worden war. Viele Jahre vergingen, ohne daß eine Kunde von beiden in die Heimath gelangte. Schon waren Besorgnisse wegen beider Gesellen laut geworden. Da kommt der Bäcker allein zurück, und zwar im Besitz des Dolches und der Kleider seines Gefährten. Ueber diesen befragt, weiß er keine Auskunft zu geben. Seine Aussagen scheinen verdächtig. Gefreundte und Zunftgenossen des Vermißten werden unruhig. Es wird die Sage laut, der Bäcker habe seinen Kameraden erschlagen. Die Angelegenheit kommt vor's Gericht. Man spannt den Verdächtigen, weil er nicht gestehen will, auf die Folter. Die namenlose Marter zwingt ihn zum Bekenntniß der angedichteten That. Der Unglückliche wird verurtheilt und wegen Raubmords dem Nachrichter zur Räderung übergeben. Auf dem kleinen Wöhrd, dem runden Thurm am Neckar gegenüber, sei er mit „dem Rade gerichtet" worden. Nicht lange hernach kommt der Metzger, der vermeintlich Ermordete, auch heim. Da hat er „mit bebendem Gemüthe vernommen, was seinem getrew gewesen Gefährten, dem er den Dolch geschenket hatte, anheimbs widerfahren und erfüllt die ganze Stadt mit Reue und Bestürzung." Zur Sühne für den unschuldig Geräderten und Jedermänniglich zur Warnung ist dann in der damals noch unvollendeten Kirche an der Stelle, wo's am leichtesten in die Augen fällt, das Bildniß des Unschuldigen als Wahrzeichen der Stadt eingemauert worden.

Aber die Gelehrten wollen diese ganze Geschichte nur als Dichtung, nicht als Wahrheit gelten lassen; ja sie wollen sogar in dem steinernen Denkmal nur eine besondere Darstellung des Ritters Georg, des h. Märtyrers, erkennen, der hier für die Kirche leidend erscheine, während er sonst —

auch an dem nordwestlichen Eckfenste
nach ihm genannten Georgenbrunnen a
kämpfend und siegend als Erleger des L
Dieser Lindwurm, das „Thier,"
nannt, der aus der Hölle gestiegen sei,
den Bau der Kirche beständig; denn
wurde, das wurde bei Nacht stets wi
diesem Drachen kämpfte nun Ritter
Neue. Wenn so das Bauwesen auch
war der mächtige Störer doch nicht so
des Ganzen zu hindern; denn 1529
Thurm, obgleich nicht dem Plane gem
Schiefer gedeckt wurde.

Diese Sage ist noch mit vielen ar
ten verwoben; sie soll zeigen, wie die
mit unendlichen Schwierigkeiten zu käm

Auch das Innere der Kirche zeigt
merkenswerthes. Die beiden Pfeilerreih
ursprünglich dazu bestimmt, ein Gen
stützen aber nur eine flache und uns
Denkmäler, besonders von fremden ade
auf der Hochschule starben, fallen in's
kirche der Westseite trägt eine sehr schön
in Ludwigsburg erbaute Orgel. Die
nicht ohne Schönheit.

Das Merkwürdigste der Kirche i
alte Glasgemälde schmücken die hohen
in halber Höhe stehen auf den Pfe
Marmorbilder Christi und der Apostel,
stümmelt. An den Wänden hängen r
nißtafeln die *alten* Fahnen der Stadt.

aber sind die Grabmäler der alten württembergischen Fürsten, deren Leichen im Grunde des Chors ruhen. Da sind zum Theil sehr schön gearbeitete Steinbilder. Der östlichen Wand am nächsten ist Eberhard im Bart; ihm zur Seite ruhen Ulrich, mit der leidenschaftlich gefurchten Stirn, und Sabina, seine Gemahlin, mit dem kalten Angesicht. In der dem Schiff der Kirche näheren Reihe liegen Ludwig der Aeltere und seine Gemahlin Mechthilde, beide von Güterstein hieher gebracht, sowie die Tochter Ulrichs, Anna, im jungfräulichen Kranze, mit noch einigen Anderen. In der dritten Reihe ruhen Herzog Christoph und seine Gemahlin Anna Maria, Herzog Ludwig, auf einem mit kunstvollen Skulpturen verzierten hohen Lager, und seine Gemahlin Dorothea Ursula. Noch andere fürstliche Todte nennen an die Mauer befestigte Steine und Inschriften.

Der freie südliche Platz vor der Kirche war einst Begräbnißstätte. Die vielen Gedenksteine und Grabmäler an und in der Kirche rühren noch von jener Zeit her. Die Greifengestalt an der südwestlichen Ecke wird für ein bloßes Steinmetzzeichen gehalten, gilt aber beim Volk für jenes Höllenungethüm, das beim Bau der Kirche dem Abgrund entstieg, denselben zu vereiteln.

6.

Wollen wir endlich nicht auch einen Blick in die **Umgegend** Tübingens wagen, nicht einen Gang zu den herrlichsten Punkten derselben ausführen? Von der Höhe des Observatoriums herab haben wir zwar eine reiche Rundsicht und Fernschau genossen; allein was man in der nächsten Nähe besieht, legt oft der Reize noch viele dar, die, fernher

betrachtet, verhüllt bleiben müssen. Darum hinaus vor die Stadt in die lachenden Auen, auf die grünenden Höhen!

Wie sind die nächsten Spaziergänge so lieblich und einladend! Die Baumgänge am Neckar hin, zwischen der Neckarbrücke und dem Hirschauersteg, durch das mit Singvögeln in Menge bevölkerte, schattenreiche Weidenwäldchen — sie heißen es den „Bau" — bieten schon mancherlei Schönes; die längeren Platanen- und Kastaniengänge, die die Wiesen des „Wöhrds" durchschneiden, und die alten Lindenalleen mit ihren mehrere hundert Jahre alten Stämmen und herrlichen Kronen gewähren des Schönen noch mehr. Bei günstigem Wetter sind diese Gänge besonders von Studenten belebt.

Vorzugsweise laden aber die nächsten Höhen zu ihrer Besteigung ein.

Die lockendste ist die Spitze des Oesterbergs. Am Anatomiegebäude hinauf, an schönen Gärten vorbei kommen wir zuerst zu dem Häuschen, das — über den Sandgruben stehend — als dasjenige bezeichnet wird, in welchem Wieland vor hundert Jahren zu einem Theil seiner Dichtungen begeistert worden sein soll. Schon diese Stelle ist eines Stillstands werth. Eine Viertelstunde weiter zwischen Weingärten und Baumgütern fortgeschritten, haben wir den höchsten Punkt erreicht und der Blick in die Weite ist frei. Die ganze Länge des Neckarthals, die Tiefe des Ammerthals, zwischen beiden das Schloß und sein langer Bergrücken, die Stadt zu seinen Füßen terrassenförmig aufsteigend, und dazu die nahen bewaldeten Bergrücken geben ein gar schönes Bild. Herrlich aber stellt sich die Kette der Alp dar, die wir von hier aus in ihrer ganzen Länge übersehen können. Ja, ja —

„Das ist die theure Schwabenalp,
Die allenthalb
Blau nach der Eb'ne winket,
Wo man auf Heiden hoch und kühl,
Fern vom Gewühl,
Die reinen Lüfte trinket,
Wo Blüthenduft
Zu Thale ruft;
Man wandert schnell,
Bis man am Quell
In Waldesschatten sinket."

Vom Rosenstein im Osten bis zum Lochen im Südwesten tritt Berg an Berg hervor, besonders schön in der Abendbeleuchtung, welche die Felsenwände auch aus weiter Ferne glänzend hervortreten läßt und die Thaleinschnitte mit scharfen Schatten füllt. Wo die Vorhügel einen Blick durchlassen, entdeckt man wie funkelnde Punkte Dörfer und Städte. Ueppige Obstwälder ziehen sich am Fuße der Alp hin. Auf den vereinzelten Gipfeln vergoldet die Sonne Schlösser und Ruinen. Während das Auge sich weidet, dringt aus den theilweise verborgenen Dörfern, von Lustnau herauf, von Kusterdingen, Wankheim, Derendingen herüber und am Ende in volleren Klängen von der Stadt her das Abendgeläute an's Ohr. Dann vereinigt sich Alles, einen unaussprechlichen Genuß zu bereiten, dann steigt auf den Flügeln der Andacht das selige Herz empor zum Vater der Liebe und stammelt ihm heißen Dank, und das Ohr lauscht der geheimen Aetherstimmen.

Im Westen der Stadt zeigt sich ein weit in's Thal vortretender Ausläufer des Höhenzugs hinter dem Schlosse, der schon von der Ferne Schönes verheißt. Es ist der Spitz-

berg. Wir können entweder durch's Schloß, die Weinberge auf der Neckarseite zu dem Weg der vom Schlosse westwärts mitten auf dem Gr ges sich hinzieht und überall schöne Aussichten ö halbe Stunde weit auf stets trockenem Sandweg gen, treten wir in ein kräftig duftendes Kiefe wenden uns nach wenigen Schritten links in ei hinein und kommen über einen schmalen Sattel manche Erhöhungen und Vertiefungen zwischen hinweg endlich auf die vorderste Spitze. Wir über dem Neckarthal. Weilheim und Kilchberg ihren Baumkränzen gerade gegenüber; unten de Neckar mit einem Stege zum Uebergang; rechts und die ragende Weilerburg, links schön am N streckt Tübingen; lieblich sich öffnend das Steinl wiederum die Alp in ihrer Länge über den S Rechberg hinaus! Hier stund ehemals die Oeb Vorwerk der alten Pfalz. Hier auch sammelt fahrtsmorgen nach altem Gebrauche die junge freudige Welt der Musenstadt, um frisch und Sonnenaufgang mit Musik zu begrüßen, und öhrchen" zu nimmer verwelkenden Kränzen zu v

---

Im Norden der Stadt liegen der Stei die Waldhäuser Höhe, die ebenfalls eine sicht genießen lassen. Zu beiden ist der Weg meinsam über den ersten Hügel vor dem Sc wir noch in's Schlößchen, ehemals von Jo der bewohnt, eintreten und dessen Reimen u an Wand und Getäfel lesen können. Hinter d

Käsenbach, trennen sich die Wege. Der eine führt links am kleinen Wässerchen hin durch frische Wiesengründe unter schönen Gruppen von Bäumen und Gesträuchen in einer Einsamkeit und Stille, welche die Nähe einer Stadt gar nicht ahnen läßt. Deßhalb ist's wenigstens erklärlich, wenn jugendliche Schwärmerei, mit Wenigem zufrieden, diese lieblich traute Gegend mit dem Namen „Elysium" heiligen zu müssen glaubte. Neben einer mehr als mannshohen Felswand, an der malerisch das fast zur Schlucht gewordene Thälchen endigt, führt der Fußweg hinan zu einer steinreichen, rauhen Höhe; links drüben liegt in einer Versenkung, wie verloren, ein einsames Haus, die Rosenau; rechts zeigt ein Feldmessersignal die Stätte, wo die umfassendste Aussicht sich aufthut. In weitem Kreise liegt vom Schwarzwald bis zum Aalbuch in blauer Ferne das Land ausgebreitet; den Mittelgrund schmückt rechts die Wurmlinger Kapelle und füllt zur Linken Schloß und Stadt.

Wir spazieren nach Bebenhausen. Gingen wir der Landstraße nach, so könnten wir auch Lustnau berühren. Allein wir ziehen den Fußweg über Waldhausen vor, der sich bald durch einen Wald hinabzieht, aus welchem hervortretend wir in den von waldigen Höhen gebildeten, mit Wiesen umsäumten, vom Goldersbächlein durchrieselten Thalkessel hinabsehen. In der Mitte desselben liegt nun das alte Kloster mit seinen Nebengebäuden, der merkwürdigste Ort der ganzen Umgegend Tübingens. Rudolph von Tübingen stiftete es im Jahr 1190. Daß durch Schenkungen aller Art und kluge Benützung aller Umstände sein Besitzthum immer umfangreicher wurde, ist schon erwähnt. 1560 wurde

von Herzog Christoph der letzte katholische Abt nach Tübingen zur Ruhe gebracht und es folgten nun evangelische Aebte. 1630 aber änderte sich dieß und 1648 erst kam es ganz zurück an Württemberg; 1650 jedoch, nachdem es aus seinem trostlosen baulichen Zustande herausgerissen war, wurde es unter dem berühmten Abt Valentin Andreä zur Klosterschule wieder hergestellt und bestund als solche bis zum Jahr 1807. Bis dahin war es die Vorschule zum Tübinger Seminar. Dann aber zum Jagdschloß eingerichtet, war es um die Stille des Thälchens geschehen. Großartige, üppige, beim Volk noch jetzt verrufene Jagdfeste erfüllten wiederholt die Gegend mit ihrem Halloh. Lassen wir eine solche Jagd an uns vorbeiziehen.

Schon sind aus allen umliegenden Aemtern die aufgebotenen Treiber angekommen. Ob noch so ungern: sie mußten den jetzt beginnenden Frohndienst übernehmen. Kaum hat der Morgen gegraut und schon sind die vielgeplagten Bauern vom Jagdpersonal aufgestellt. Auf allen Seiten sieht man die Rudel der gekoppelten Hunde, die verständig den Zeitpunkt der Loslassung in größter Stille abwarten. Alles ist bereit. Man wartet nur noch auf die Ankunft des Fürsten. Waldhörner verkündigen dieselbe. Alles stellt sich in Bereitschaft. Wiederholte Hörnerklänge und ein Schuß bezeichnen den Anfang der Treibjagd. Die Hunde werden losgelassen. Die Treiber setzen sich in Bewegung; sie lassen ihre Rätschen tönen; sie schlagen an doppelte Stäbe. Hell erschallt ihr „Halloh!“ Aus seinem Lager, seiner Ruhe, seiner Sicherheit aufgescheucht, sucht das Wild zu entrinnen. Der edle Hirsch stutzt ob dem gewaltigen Lärm. Forschend dreht er seine Nase nach dem Winde. In wilder Angst ergreift er auf einmal die Flucht. Aber überall stößt er auf

die verderbliche Kette, die bedächtig vorwärts geht und den Kreis immer enger schließt. Nur ein Ausgang ist offen, aber dort lauert der Tod. Und warum wählt das edle Thier nicht diese Ausflucht, die ihm scheinbare Sicherheit bringt? Warum jagt es rückwärts durch die bellende Meute? Hat es eine Ahnung von dem Verhängniß, das seiner wartet? Aber jetzt bricht es durch die Gesträuche, gefolgt von den tobenden Rudeln. Bald naht es sich der Treiberlinie; es sieht keinen Ausweg mehr. Doch ohne Wahl stürzt es vorwärts mit zurückgelegtem Geweihe. Aeste und Blätter fliegen krachend umher. Es ist pfeilschnell an der Kette angekommen. Da wagt es den ungeheuren Sprung über dieselbe. Blutend stürzt ein Treiber zu Boden. Der Hirsch aber athmet frei außer dem Bereich seiner Verfolger.

Indeß kracht Schuß auf Schuß. An der Stelle, wo der Fürst seinen Stand genommen, muß das flüchtige Reh, der furchtsame Hase vorüber. Selbst „Reinecke Fuchs" glaubt trotz seiner gerühmten Klugheit, dort sei am sichersten zu entschlüpfen. Aber eins nach dem andern fällt vom tödtlichen Blei. Sie treffen gut und thun unzählige Schüsse. Die Diener des Fürsten laden in Eile Gewehr um Gewehr. Auch die Herren vom Gefolge und der geladene Adel: sie thun ihr Möglichstes, dem geängsteten Wild den Garaus zu machen. Die Beute des Tages ist über Erwarten groß. Hirsche, eine Menge Rehe, Hunderte von Hasen, eine große Zahl Füchse und noch anderes Wild färbt blutend die Erde!

Die Treiber, ermüdet und hungrig, kehren in die ferne Heimath zurück. Die Jagdgesellschaft aber vergnügt sich bis spät in die Nacht hinein und Jeder weiß irgend eine ergötzliche Scene vom heutigen Tage zum Besten zu geben. Je länger die Becher kreisen, je gewandter bewegt sich die Zunge.

König Wilhelm gab dem Thal und dem Wald seine frühere Ruhe und Stille zurück. Heute ist Bebenhausen der Sitz eines Forstamts. Die Straße nach Stuttgart, ganz neu gebaut, führt durch den Ort und bringt ihm einiges Leben.

Eine doppelte Mauer umgibt das Dorf. Die äußere umfaßt sämmtliche ehemalige Oekonomiegebäude des Klosters, jetzt als Magazine verschiedener Art benützt, neben wenigen Wohnungen von Wirthen und Bauern. Die innere umschließt die eigentlichen Klostergebäude. Zu diesen gehört die kreuzförmig gebaute Kirche mit der großen gothischen Kreuzrose, dem auffallend schönen, mit kunstvoll durchbrochene Pyramide versehenen Glockenthurm. Um die Kirche her i zu bemerken ein geschmackvoller gothischer Kreuzgang, di Gräber von Adeligen und Gönnern des Klosters, de Wappen noch zu erkennen sind, ferner ein Chorgewöl in reinem gothischen Styl und das sog. Geißelgewöl wahrscheinlich der Begräbnißplatz der Aebte. Etwas ent ter ist auszuzeichnen das Abtshaus, jetzt zur Winter benützt, mit seinem herrlichen Kreuzgewölbe, von den sten achteckigen, palmenartigen Säulen getragen und einem feinen durchbrochenen Thürmlein geschmückt; der siebenstöckige sog. Schreiberthurm, der früh Wartthurm dienen mußte.

Man kann den Reichthum des ehemaligen Klost den noch erhaltenen Gebäuden ahnen; man muß a zugleich des Geschmacks sich freuen, der in die schö herein eine Fülle von Kunstwerken stellte, die als Denkmäler einer längst entschwundenen Zeit heute Beschauer mit Achtung und Bewunderung erfü Gedanke verdrängt den andern an solch ehrwürd

und stundenlang könnte man hier verweilen, um all den Bildern, die hier die Seele durchziehen, nachzugehen und alle genügend auszubeuten.

Der schönste, der größte Genuß wird uns aber durch den Besuch der vielbesungenen Wurmlinger Kapelle zu Theil. Ueber den Schloßberg hin durch den Schwerzlocher Wald wandeln wir munter immer gerade an einigen Hügeln im Walde — sie sollen keltische Grabhügel sein — vorüber durch Föhren- und Laubwald auf dem Grate des Berges dort, näher dem Ammerthal. Manchmal gestattet der Wald einen Ausblick in's Gäu hinüber. Fünf Viertelstunden lang tüchtig marschirt, nimmt uns ein etwas lichterer Tannenwald auf, in dem der Bergrücken so schmal wird, daß auch das Neckarthal gesehen wird und unterhalb der steilen Abhänge Hirschau sich zeigt und der Weg zum Hohlweg sich verengt; plötzlich erscheint, nur durch einen Bergsattel getrennt, die schöne Pyramide des Wurmlinger Berges. In zehn Minuten ist seine hintere, unangebaute Seite erstiegen, die Kapelle erreicht.

Zuerst möge uns G. Schwab die Sage von der Stiftung dieses Gotteshauses durch den Grafen Anselm von Calw im Jahr 1050 erzählen in seinem Gedichte:

Die Wurmlinger Kapelle.

Von Calw Graf Anselm lag am Tod,
Ein stark und frommer Grafe,
Er ging mit vollen Sinnen ein
Zum allerletzten Schlafe;

Er prüfte mit dem Auge so hell,
Als zög' er hinaus auf's Jagen,
Er sprach mit seiner Zunge so klar,
Als rief er im Feld zum Schlagen.

Er sprach: „Ich kann durch's Fenster seh'n
Den Kirchhof mit den Steinen,
Die Sonne mag ihn mit ihrem Licht
Nicht Einmal Jahrs bescheinen.

„Ich hab' gelebt auf Bergen frei,
In Schlachten und in Siegen,
Ueber Berge zog ich in's heil'ge Land,
Auf Bergen möcht' ich liegen.

„Es ist vergangen kein einziger Tag,
Daß ich nicht zog in die Ferne,
Ich führ' als todt in die weite Welt
Noch einmal gar zu gerne.

„So spannt vor einen Wagen bald
Ein tüchtig Paar von Stieren,
Die schickt mit meinem Sarg hinaus,
Doch keiner soll sie regieren.

„Und wenn sie halten auf einem Berg,
Macht dort mir ein Grab zur Stelle,
Und baut zu Gottes Ehren auch
Eine heilige Kapelle."

Und als der Graf verschieden war,
That man nach seinem Willen,
Auf schwarzem Wagen zwei schwarze Stier
Zieh'n steinernen Sarg im Stillen.

Sie ziehen mitten durch's Ackerfeld,
Es will es keiner wehren,
Der Pflüger weicht und betet fromm
Dem todten Herrn zu Ehren.

Sie ziehen vom Morgen bis zur Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Da machen sich die Diener auf,
Zu suchen und zu sorgen.

Sie fragen nach der irren Spur
Mit Worten lange, mit Blicken,
Bis sie auf einem steilen Berg
Fern das Gespann erblicken.

Der Berg ragt wie ein Thurmesdach,
Dahin sie ihn getragen,
Die Stiere brachten ihn wohl hinauf,
Der Sarg fiel nicht vom Wagen.

Die Diener stellen sich um den Sarg,
Sie singen zu Gottes Preise,
Daß er so wohl gelingen ließ
Dem Herrn die letzte Reise.

Von vielen Dörfern tönt herauf
Ein frommes Grabgeläute,
Die Berge glüh'n in der Sonne Gold,
Als ob sie ihm Blumen streute.

Und wie den Sarg man öffnet noch,
Des Grafen Aug' ist offen,
Als hätt' ihn Berges Luft und Licht
Mit weckender Macht getroffen.

Auch liegt der Abendsonne Schein
So roth auf Lippen und Wangen:
Es war, als wäre der bleiche Tod
Vor seinem Strahl vergangen.

Doch senkten ihn die Diener ein
Nach seinem Wunsch, zur Stelle,
Als Grundstein weihten sie den Sarg
Zur heiligen Kapelle.

Von drunten kommen auf deren Klang
Seitdem viel Todte zu schlafen,
Das ganze tiefe Dorf will ruh'n
Auf hohem Berge beim Grafen."

Ein in der südlichen Mauer des Kirchl
Stein soll die Grabesstätte des Grafen
Kirchlein selbst ist dem h. Remigius gew
lichen der Kapelle wohnten früher auf den
noch weniger als 20 Jahren diente der K
Höhe als Gottesacker von Wurmlingen;
Schweiß mußten die Todten heraufgetrag
letzte Bewohner des Berges, ein altes M
Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Di
der ganzen Gegend als fromm und still
gerne gelitten, wo er um Almosen bitten
anhielt. Diese und eine Katze waren di
Wesen, die er sein eigen nannte. Da g
Katze eines Morgens todt war; der Alt
Des andern Tages war auch die Eselin
sich auch der Greis zum Abschied und s
Tagen war auch er eine Leiche. Seit
vom Dorf aus besorgt. — Noch jetzt i
Wallfahrtsort; selten trifft man den K
oder dort auf einem der eingesunk
knieen. Und wenn wir uns an Uhl
Kapelle" erinnern, dürfte es wohl ei
als diesen, der in dem theuren T
wecken konnte?

Wenn nun auch das Kirchlein s
ges hat, so gewährt die Aussicht e
Genuß. Die Neckarebene ist hier ge

Stätte der alten Römerstadt Sumlocenne, von der noch die Sülchener Kapelle zwischen Wurmlingen und Rottenburg ihren Namen hat. Sodann die Reihe von Dörfern, die ganze Länge und Breite des Ammerthals mit seinen Ortschaften; drüben Rottenburg, vom Neckar durchströmt, der dort aus einer tiefeingeschnittenen Schlucht hervordrängt, rechts vom Wartthurm, links von der Weilerburg gehütet; tief im westlichen Hintergrund der lange, gleichförmige Zug des Schwarzwalds; von Süden nach Osten die mannigfaltige, schöne Kette der Alp bis tief hinein in's Aalbuch; im Norden endlich, aus den Bergen des Schönbuchs hervorspringend, das freundliche Roseck, Hohenentringen und fern noch das Schloß von Herrenberg: dieß Alles zusammen gewährt einen Anblick, der nicht schön genug gedacht, nicht schön genug geschildert werden kann. Und wenn mitten im lachenden Leben das Feld der Vergänglichkeit, der Ruheplatz der Abgeschiedenen den Wanderer umfäht: dann darf es nicht wundern, daß auf dieser Stätte die verschiedensten Gefühle sich kreuzen, die ernstesten Gedanken auftauchen.

Und den Ernst dieser Stätte neben seiner Lieblichkeit nehmen auch wir zu Herzen, wenn wir nunmehr einen freundlichen Waldpfad durch's Ammerthal am nördlichen Abhang der Berge als Rückweg einschlagen. Möge der Eindruck dieses unvergleichlichen Punktes mit seinem hohen Reiz und seiner tiefen Bedeutung uns stets lebendig bleiben, damit er wecke Verlangen nach einem Genusse, den liebend die ewige Liebe den Reinen verleiht!

Die liebliche Landschaft um Tübingen, die ehrwürdige Hochschule und ihre Träger: wir haben sie nun zur Genüge

im Auge behalten und uns an ihrem Anblick erfreut. Mag auch Tübingen als Oberamtsstadt und als Sitz des Gerichtshofs für den Schwarzwaldkreis, mag es als zweite Haupt- und dritte Residenzstadt Württembergs immerhin seine Wichtigkeit haben: seine Hauptbedeutung ward ihm und wird ihm bleiben durch seine Universität, durch den „Bronnen der Wissenschaft," dem ächte Weisheit entquillt, dem wahre Bildung entströmt, draus einzig unvergängliche Schönheit geschöpft werden kann. Heil drum der „Alma mater," die Segen ohn' Ende spendet dem Vaterland! Heil der Segnenden, die ihren Söhnen einschenkt die Fülle des lauteren Weines der Wahrheit! Heil der unvergleichlich Herrlichen, die auch in die entferntesten Gaue Humanität und Gesittung verpflanzt! Heil der Strahlenden, deren Licht und Leben denkende Geister und reine Gemüther erquickt!

Die Steinlach und die Steinlacher.

Bei Tübingen mündet ein Flüßchen in den Neckar, das gemeinhin gar unscheinbar und ohne Rumor seinen beinah acht Stunden langen Weg zurücklegt. Es ist die trotzige Steinlach. Wer von Tübingen aus einen Spaziergang auf den Bläsiberg macht, hat das breite Bett dieses kleinen Gewässers zur Rechten, und mit großer Verwunderung wird er fragen, wozu der seichte Bach solch ausgedehntes Bett bedürfe. Nun, das launische Flüßchen verwandelt sich bei anhaltendem Regen oder bei wolkenbruchartigen Ergüssen in kürzester Frist zum wildausgelassenen Raufbold und verübt — gleichsam in seine Flegeljahre getreten — den sträflichsten Uebermuth im ganzen Thale, bedeckt das ganze Bett, ja überschreitet seine Ufer, überschwemmt tobend und rasend die nahen Wiesen und Felder und zerstört unbefugt und gesetzeswidrig Alles, was ihm in den angemaßten Weg tritt, oder seiner Wildheit ein Ziel setzen will. Das Flüßchen ist dann zum reißenden Strom angeschwollen und geberdet sich nur um so toller, sofern es weiß, daß seine riesige Stärke sich bald in die vorige Kleinheit und Schwäche verwandelt. Daß die Bewohner der Gegend vergnüglich darein sehen, wenn das Bürschlein vertobt hat und wie vordem sein altes Geleise dahintreibt, werden wir nicht erst bezweifeln wollen.

Ein Glück ist's jedoch, daß nur selten die Steinlach solch ungeberdiges, übermüthig ausgelassenes Wesen annimmt. Zudem haben die Leute das Unwesen des Flüßchens satt und dämmen es so künstlich ein, daß ihm sein wildes Getobe vergehen muß. Lange genug haben sie solches Gebahren geduldet; fürderhin wollen sie Ruhe und Frieden haben und sich durch den kleinen Unhold nicht länger mehr ängstigen lassen. An der Steinlach, die aus zwei Hauptarmen — bei Thalheim und bei Oeschingen — ihren Ursprung hat, liegen die Orte Thalheim, Oeschingen, Mössingen, Ofterdingen und Dußlingen; Belsen (am Buchbach, Nebenfluß der Steinlach) und Nehren gehören ebenfalls noch in's Steinlachgebiet.

1.

Wir gehen Bläsibad zu. Zur Rechten rauscht die Steinlach. Wir machen nicht Halt in dem Bade; wir bleiben auf der Schweizerstraße bis nach Dußlingen. Eine Viertelstunde hinter diesem Dorfe führt uns ein Weg links ab nach Nehren, in dessen Nähe uns eine ungeheure Eiche zuwinkt. Wir können an einem solchen großartigen Baume nicht vorüber kommen, ohne ihn näher zu besehen. Er ist — wie der Dichter sagt — ein

Patriarch der Bäume,
Dem im Frühlingsweh'n
Tausendjähr'ge Träume
Durch die Stirne geh'n.

Sein Stamm ist ganz hohl. Wahrlich, ein prächtiges Obdach, wenn Unwetter einfällt. Doch möcht' es nicht immerdar räthlich sein, hier sich Beschützung zu suchen. Wissen wir doch, daß, wenn es blitzt und donnert, unter Bäumen

des Bleibens nicht sein soll! Auch unsers Bleibens ist nicht an dieser Stelle. Aber so mögen sich unsere Urahnen in Baumriesen wohl ihren ersten Wohnsitz gesucht haben.

Mössingen, eines der schönsten Dörfer der Gegend, nimmt uns bald auf. Schon begegnen uns die schönen Gestalten mit ihrer absonderlichen Kleidung. Das sind die Steinlacher Leute. Bevor wir uns aber länger mit ihnen unterhalten, steuern wir der Belsener Kapelle zu. Eine halbe Stunde von Mössingen steht auf einem Hüge mitten in einem Walde der schönsten Obstbäume unfern des Dörfchens Belsen dieses allbekannte Kirchlein. Es ist eine Hauptmerkwürdigkeit der ganzen herrlichen Landschaft. Die Volkssage macht es zu einem heidnischen Tempel und bringt auch den Farrenberg, den Roß- und Rinderberg mit diesem Tempel in Verbindung. Denn auf diesen Bergen und an ihren Abhängen sollen die Weiden der Opferthiere und heiligen Rosse (daher die Namen der Berge) gewesen sein, welche dem Baal, Bel, Belin, dem phönizischen Sonnengott, der hier verehrt worden sein soll, geweiht waren. Ob aber der Tempel römisch, gallisch, deutsch gewesen, davon will die Sage, die Ueberlieferung lediglich nichts. Doch wir stehen ja schon vor dem kleinen Gotteshause.

Der 2687 par. Fuß hohe Farrenberg thürmt sich vor uns auf. Unmittelbar unter ihm, an seinem Fuße, steht unser Kirchlein. Wie massiv es gebaut ist! Die weißen Sandsteine sind alle rein behauen. Ein nordisches Spitzgibeldach bedeckt es. In der Nord- und Südseite hat es hoch oben schmale, rundbogige Fensteröffnungen. Auf der Ostseite bemerken wir eine einzige runde Oeffnung; durch diese fällt am 21. Juni jedes Jahrs der erste Strahl der aufgehenden Sonne in die Kapelle. Die Alten — das

Kirchlein ist jedenfalls tausend J
gedacht; nicht wahr? Und die N
Umstande schließen, daß hier der
Der Haupteingang ist in der Mitte
ten Giebelseite. Die rundbogige W
über der Thüre in einem eingefügte
gehauenes altes Kreuz und um dassel
Und welch ein Gebilde schaut aus de
des Pfortebogens auf uns herab? E
lichem Kopf, mit Armen und Beinen ei
bend, so daß die Beine unten zusammen
empor zu halten. Dort von der Höhe
lugt auch solch ein Bursche uns an. Der
hat auch einen dicken Kopf, legt seine L
und hat gerade, aber einwärts gekehrte B
Gestalten! Zur Rechten dieses größeren
Farrenkopf mit ausgebreiteten Hörnern un
Sonnen über einander eingehauen; zur Lin
gen sich zwei Büffelköpfe mit unter sich geb
in einem Stein, und unter dem inneren Bü
Sonne. Damit ist's aber noch nicht genug
über dem größeren Zwerg sehen wir in einen
Farren- und einen Büffelkopf, beide mit un
genen Hörnern. Eine Steinlage höher findet
tes, größeres, aber etwas schiefes Kreuz. Noch
im Giebel ist eine kleine, viereckige Oeffnung.
links von der Pforte springen zwei kleine, schma
an der Mauer gewölbt heraus; an der Rechten
zwei Sonnen mit tiefen Punkten eingegraben;
Säule hat dreifache Streifen. Wer recht bibelfest
fallen auch solche Säulen ein, die vor einem g

Tempel standen. — Ein Münster Schwabens zeigt sie uns ebenfalls.

Und was machen nun die Gelehrten und Sachverständigen aus diesem eigenthümlichen Alterthum? Diese sind in ihren Ansichten sehr verschieden. Hören wir einzelne derselben!

Die Kapelle ist anerkannt älter, als der angebaute, obwohl alte Chor und das spitzige Thürmlein auf dem östlichen Spitzgiebel. Das Alter derselben — das ist eine Ansicht — reicht zweifelsohne weit über das christliche Gothenthum hinauf. Die Bauart ist in der Reinheit römisch, im Styl aber nordisch. Was die Tradition meldet, bestätigen die alten Bildsteine: der heidnische Tempel war dem Sonnengotte geweiht. Nach Herodian nannten die celtischen Eingebornen den Sonnengott „Belin.“ Auch der Ortsname „Belsen, Bel=son,“ führt auf die altceltische Sprache zurück. Die Celten haben wahrscheinlich hier ihrem Sonnengott „Belin“ ein Sonnenhaus gebaut. Die Symbole der Götter standen nach celtischer Sitte gegen Westen; da der Giebel — gegen die Morgensonne gestellt — oben offen war, so fiel der erste Sonnenstrahl auf die einfachste Weise in das Sonnenhaus hinein.

Als Sonnengott wird auch der obere große Zwerg angesehen. Die drei Strahlenräder oder Sonnen, von welchen die mittlere gleich mit seiner Brust, die obere über, die untere aber unter dem Gotte steht, deuten auf die aufgehende und untergehende Sonne. Der Bel, Sonnengott, der den Tag regiert, hat seinen Begleiter, welcher die Nacht regiert; dieser ist der untere kleine Zwerg, Maan, Magen, Magon, Magonnus, Luan, der Mond. Bei den Germanen galt der Mond als höchst einflußreich. — Die Thierköpfe sind die

Symbole des geweihten großen Opferviehes; die Germanen opferten nicht nur dem Sonnengott Farren und Büffel, sondern auch dem Maan Ochsenköpfe.

Was die Kreuze betrifft, die für altchristliche ausgegeben werden, so ist an beiden der rechte Querbalken länger als der linke und in der Breite schärfer. Deßhalben gelten sie nicht als christliche, sondern als Aexte oder Hauinstrumente, mit denen dem großen Opfervieh der Kopf abgeschlagen worden, so wie für Zeichen der Opferhandlung.

Neben dieser Ansicht wurden aber noch andere Hypothesen über dieses absonderliche Kirchlein aufgestellt. Die Ochsenköpfe und das Kreuz (als Nilschüssel) sollen an den egyptischen Isisdienst mahnen, der durch römische Veteranen der 22. Legion unter Caracalla hieher seinen Weg gefunden hätte.

Endlich behaupten Andere, die Kapelle sei ein uraltes christliches Kirchlein, vielleicht das älteste des Landes. Die von den heidnischen Altären übrig gebliebenen Steine mit jenen egyptisch-mythologischen Symbolen: Widder- und Ochsenköpfen, Zwergen und Sonnen, wären bei Erbauung desselben als Trophäen eingemauert und das Siegeszeichen des Kreuzes, des christlichen, über Alle gesetzt worden.

Es möge genügen, diese Behauptungen und Meinungen angeführt zu haben!

Wer aber auf dem Platze vor dem Kirchlein sich umsieht in dem herrlichen Kreise, der diesen Mittelpunkt umgibt; wer das Auge für die Schönheiten der Schöpfung offen hat: der wird hier ein Heiligthum der Natur erkennen, das auch ohne Kirche zur Andacht stimmen und mit heiterem Frieden die Brust erfüllen müßte; der wird, Vergangenheit und Gegenwart überschauend, nicht ohne tiefe Rührung von dieser merkwürdigen und heiligen Stätte scheiden; der wird

freudig dankend den Blick zu dem Vater des Lichts und der Liebe erheben, der ringsum und weithin dem Zeichen des Kreuzes die Herrschaft verliehen! In solcher Stimmung ruft auch G. Schwab die Wanderer hieher zum Genusse:

„Hieher, Blüthen auf dem Baum,
Kinderspiel im hellen Raum,
Schäflein, um den Wasen
Ruhig abzugrasen!

Hieher, Glockenruf und Klang,
Hieher der Gemeinde Sang,
Himmelsbote, treuer,
Hie dein Geist und Feuer!

Hieher, Abendsonnenlicht,
Hieher, Bergesangesicht,
Junger Wälder Lächeln,
Kühler Winde Fächeln!

Hieher, müden Wandrers Stab,
Hieher, sattes Herz, in's Grab,
Von der Welt geschieden,
Hier in Gottes Frieden!"

2.

„Aber wo haben wir unsere Steinlacher Leute gelassen?" Wir haben dieses stattliche Völkchen nicht vergessen, und gerade jetzt schicken wir uns an, es näher kennen zu lernen und es in seinem Thun und Treiben zu beobachten. Schauen wir nochmals die alte Kapelle mit ihren Zeichen und Bildern an und schlagen wir den Weg ein nach dem Dörfchen Belsen! Und dann kehren wir nach Mössingen zurück. Da wir uns auf diesen Pfaden schon umgesehen

haben, so möchte das Folgende zur Unterhaltung w
unseres langsamen Ganges dienen und vielleicht nicht
teressant sein.

Man hat wohl schon da und dort die Behauptun
gestellt, die Bewohner der Steinlachgegend stammei
Schweden ab, die sich während des dreißigjährigen
oder auch nachher hier angesiedelt hätten. Man setzt d
dieser Ansiedelung in das Jahr 1634 oder 1635, als
der Schlacht bei Nördlingen, und beweist diesen Au
mit der „Schwedenschanze" auf der nahen Alp, wo
Schweden nach der genannten Schlacht am längsten
gehalten haben. Es sollen zwei Regimenter gewes
die nach erfolgter Auflösung in den verschiedenen S
orten sich niedergelassen; auch will man darin, daß
gleich mit andern Gegenden sich hier ein schönerer M
schlag vorfinde, sowie in Kleidung, Sprache und Sitt
etwas Fremdartiges, vom Schwäbischen Abweichendes
Auf den ersten Anblick scheint diese Behauptung all
tigung zu haben. Allein neuere Untersuchungen w
ser altherkömmlichen Annahme den Todesstoß gebei
sie darlegen, daß die Bewohner der Steinlach el
Ureinwohnern herstammen, als von s
Ansiedlern, daß die Sitten, oder vielmehr di
ten und Meinungen, die man in der Stei
nicht neu und von außen hereingekomn
dern aus uralten Zeiten vererbt seien.

Daß der Menschenschlag allerdings keiner
schlechten ist, daß die reine Tracht im Vergleich
Gegenden etwas Eigenthümliches hat, ist landbe
Schönheit des Menschenschlags, der w
und Kleidung in einem desto günstigeren Lichte

und um so vortheilhafter in's Auge fällt, hat nun ihren Grund in klimatischen Verhältnissen und in der Lebensweise dieser Leute. Die ganze Gegend ist meist eben. Die frische Alpluft — führt sie auch manchmal Erkältungen, Auszehrungen und andere Krankheiten herbei — belebt und stärkt die Steinlacher. Das Feldgeschäft führt, da Obstbaumzucht einen Hauptnahrungszweig ausmacht, keine so gar großen Anstrengungen mit sich, wie dieß anderwärts der Fall ist. Mit dem Tragen schwerer Lasten eine weite Strecke hin oder steile Berge hinauf darf man sich hier nicht plagen. Auch sind die Nahrungsmittel weniger rauh, als auf der nahen Alp; namentlich genießt man besseres, häufig weißes Brod, und der selbstbereitete Most, das gesündeste und den Feldarbeiter am meisten stärkende Getränke, mundet dem Steinlacher stets, findet sich auch fast in jeglichem Hause. Eben so verhält es sich mit der Tracht, die dem größeren Wohlstand der Steinlachbewohner zuzuschreiben ist; ihm verdanken die Mädchen und Frauen die bunten Bänder und die silbernen und goldenen Borten, mit denen sie sich so lieblich zu schmücken wissen. Was die Sprache betrifft, so findet sich wenigstens heut zu Tag nichts Auffallendes oder Besonderes vor. Vielmehr hat sie in manchen Worten und Ausdrücken Aehnlichkeit mit der Mundart der nahen Aelpler, und wieder Einiges erinnert an Reutlingen und seine Nachbarschaft.

Auch die Sitten, oder vielmehr die Ansichten und Meinungen, die man in der Steinlach trifft, scheinen nicht neu aufgebracht und von auswärts hereingekommen, sondern aus uralten Zeiten vererbt zu sein. Wäre Dem nicht so, es hätten die verschiedenen Sagen, der Aberglaube, der noch aus vorchristlicher Zeit vom Roßberg abstammen mag, wenigstens dort seine saftigsten Wurzeln finden mußte, nothwendig

sich anders gestalten müssen, we
rend des dreißigjährigen Kriegs
artigem Maßstabe stattgefunden
ganz neuer Menschenschlag oder E
Ja, die Gebräuche hätten völlig
wären die Schweden vor etwas
völkerer der Steinlach geworden.

Aber wir sind im freundlichste
men, und nun können wir mit M
schenschlag kennen lernen, dem man
tet; während doch das Steinlacher
und Sagen, seine Tracht
Ureinwohnern ererbt und
treulich behalten hat.

Wie sie uns so freundlich und
fröhlichen Leute im Steinlachthale!
eine Antwort schuldig geblieben, den
und Jenes! Sie nahen sich ohne E
ohne Verstellung; trotzdem zeigt sich
ges Wesen an ihnen. Es heimel
thuend an. Und es muß Jedem
sich längere Zeit unter dem zutraulich
gänglichen Menschen bewegt. Sagt
Neuangekommenen, wenn er nur leise
verräth: „sind Sie nur erst eine
bringt man Sie nimmer mit zehn G

Was zeichnet nun unsere Ste
aus? Wodurch gewinnen sie selbst
weniger Zugänglichen? Es ist ihre

keit, welche den Grundzug ihres Charakters bildet und so überaus einnehmend offene Herzen anspricht. Und dieser Gemüthlichkeit entstammt ihre aufrichtige Religiosität. Es ist ihnen wohl in dem Hause des Herrn; deßhalb sind allsonntäglich auch die Kirchen gefüllt. Um religiöse Vorträge zu hören, laufen sie wohl stundenweit in andere Dörfer und Gegenden. Bei weitem die große Mehrzahl durchzieht ein heiliger Ernst bezüglich des religiösen Lebens. Wenn auch bei Einzelnen heuchlerisches Frömmeln sich zeigt: man darf das Kind mit dem Bade nicht ausschütten. Daß dieser erfreulichen Hingabe an das, was Christenthum heißt, kein mönchisch kaltes, weltverachtendes und weltverdammendes Wesen anklebt, beweist der Steinlacher bei jeder Gelegenheit, die zur Freude und Heiterkeit einladet. Er ist fröhlich und aufgeräumt, ohne das richtige Maß zu überschreiten; ja er weiß, daß weiser Genuß erlaubter Freuden die Gebote des Vaters der Liebe in keiner Weise verletzen. Wohl ihm, daß er noch freudig sein kann!

Den Frieden liebt der Steinlacher über Alles. „Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun," heißt seine Regel. Deßhalb ist Streit und Prozeßsucht fast ganz verbannt. Im Steinlachthale darf selbst der berühmteste Rechtsanwalt keine ergiebige Ernte hoffen. Gerade diese Friedensliebe und Friedfertigkeit berührt auch den Fremden angenehm; sie begründet das Glück und das Wohl dieser freundlichen Menschen. Wie hätte der Steinlacher aber auch Zeit zum Streiten und Prozessiren? Er hat Anderes und Besseres zu thun. Arbeitsamkeit zu jeglicher Stunde zu Hause oder im Felde bewahrt ihn vor vielen Gefahren. Ehrlichkeit und Redlichkeit im Handel und Wandel zieren den Steinlacher ebenfalls und hindern jegliche Zwietracht. Wenn auch der Gönninger

und der Mössinger Samenhändler weit herum kommt, so hat er seinen Grundcharakter doch nicht verloren und absichtlichen Betrugs macht er sich nicht leicht theilhaftig. — So erscheint hier noch ein schönes Zusammenleben der Gemeindeangehörigen, ein Leben, daraus die Liebe noch nicht, wie an andern Orten, verschwunden ist. Nachbarlichkeit, Theilnahme an Freud und an Leid, Biederkeit gegen den Nebenmenschen, Wohlwollen und Zutraulichkeit: das sind die Züge, die dem Steinlacher vorzugsweise eigen sind. Diese Züge treten unwillkürlich hervor und fesseln den Fremden.

Nicht weniger auffallend sind die Steinlacher durch ihren Körperbau. Solche kräftige, stattliche Gestalten trifft man nicht allerwärts. Gewiß, die Steinlacher gehören zu den schönsten Bewohnern Württembergs. Der Mann hat einen äußerst kräftigen, gedrungenen Körperbau; die meisten Jünglinge sind ungemein stark und doch dabei schlank. Was Wunder, wenn bei der alljährlichen Aushebung die Offiziere mit so viel Wohlgefallen diese markigen Bursche betrachten und gerne jedem eine militärische Schule wünschten! Diese aber lächeln vergnügt, wenn Jener Wunsch zu Wasser wird; denn

„Soldatenleben ein harter Schluß,
Weil man die Heimath muß meiden,“

singen die rüstigen Rekruten, wenn sie am Tage der Loosziehung in die Amtsstadt pilgern.

Nicht weniger hübsch ist aber das weibliche Geschlecht. Das Steinlacher Mädchen mit seinem rothen, frischen, blühenden Gesichtchen, seinen blauen, klaren Augen, gilt überall als ländliche Schönheit. Würden ihm einer vornehmen Stadtdame Kleider mit sammt dem Schmuck derselben angethan, es müßte die vornehmste derselben, die mit ihrem

Spiegel auch völlig zufrieden ist, zu Schanden machen. Meist überschreitet es die mittlere Größe nicht; aber sein derber Wuchs, seine reizende Gestalt, seine kräftige Gesundheit, seine besonders schönen, langen und meist blonden oder auch braunen Haare: sie verleihen ihm einen Zauber, durch den es ein glänzendes Bild körperlicher Schönheit wird. Und wer einmal diese schmucken und üppigen Personen gesehen, wer dann Vergleichungen anstellen mag mit den Kindern anderer Gegenden, der muß jedenfalls unsern Steinlacherinnen den ersten Preis bezüglich der Körperschönheit zusprechen. Und wenn zu dieser äußeren Schönheit noch die innere, die Schönheit der Seele, sich gesellt, dann haben wir alles Recht, mit einer gewissen Bewunderung und mit ganzer Hochachtung ein solches Gebilde zu betrachten.

Die Bewohner des Steinlachthales zeichnen sich aber ganz besonders vor andern Menschenkindern aus durch die Tracht, besonders des weiblichen Geschlechts. In früherer Zeit war diese Tracht noch viel markirter, weit eigenthümlicher als heut zu Tage. Sie wird leider! von der modernen, städtischen Bekleidungsweise mehr und mehr verdrängt. Am meisten tritt sie noch auf in dem Tübingen nahe liegenden Dorfe Dußlingen. Ich will es versuchen, zunächst die Kleidung der weiblichen Bevölkerung, welche der ererbten Sitte treu blieb, zu beschreiben.

Der kräftige Fuß steckt in einem niederen, weit ausgeschnittenen Schnallenschuh, den manchmal eine weiße Rose ziert. Weiße Strümpfe, bis an's Knie reichend, mit gestickten bunten Strumpfbändern gebunden, bekleiden die eben so

kräftigen Waden. Ein sogenan
unteres Ende mit Goldborten rings
die schlanke Taille; er bedeckt ka
hell= oder dunkelblauem Tuch oder
sonderem „Staate" bedient man
Dieser sehr faltenreiche Rock ist m
dern verbrämt. Ein weiches Mied
auf dem Rocke festgenäht, hinten
verziert und vorne offen, verhüllt
über das verzierte Brusttuch, der
der Nestel (Bänder, oder sogar silb
links eingehäkelt wird. Eine weiß
tragen schwarze — von feiner Lein
mit Spitzen besetzt, gibt der Gestal
men Reiz, als die weißen Hemdärm
zur Hand vorfallen und am vorde
Spitzen versehen sind. Geht die ju
tags spazieren, so macht sie sich als
Weiß dieser Hemdärmel kenntlich.
strauß darf dann keineswegs fehle
Jahreszeit aber werden die sehnigen
„Aermelchen" geschützt. Den Hals
der Brust schmückt ein weißes, wiede
eingefaßtes Goller, und der Hals
„Granatennuster," an dem vorne ein
ger" angebracht ist, umschlossen und
mischen Köpfchen sitzt ein schwarze
festlichen Veranlassungen, wie bei H
nannte „Schappel" von Flittergold.
Steinlacherin in ihrer Volkstracht d
schmucken, reizenden Bilde. Und d

langen Zöpfen geflochtene und mit bunten, rückwärts herabhängenden Bändern verzierte Haar! Wahrlich,

„Es säumt geheimnißvoll der Flor
Die langen Augenlider,
Es drängt die keusche Brust hervor
Das weiche Scharlachmieder.

Auf blanken Spitzen lagern sich
Des Haares braune Flechten,
Die linke Hand liegt tugendlich
Am Gürtel auf der rechten.

Und fernher glänzt das blaue Band,
Es wallt den Leib herunter. —
Und sieh, das Kind im Festgewand
Bleibt immer fromm und munter."

Allein die bunten Farben dieser Kleidung haben mehr und mehr den schwarzen Platz gemacht. Die Frauen, namentlich die bejahrteren, gehen meistens schwarz gekleidet und haben höchstens noch das rothe Mieder, das übrigens auch dunkler als das der Mädchen ist, beibehalten. Eine an ihrem vorderen Rande mit Flor besetzte Haube, der Form des Kopfes wohl angepaßt, beschattet die Augen und versieht die Dienste eines Schleiers. Sie ist ein Vorrecht der Verheiratheten des schönen Geschlechts. — Bei Festen und an Sonntagen schmückt sich der jüngere und ältere Theil der weiblichen Welt mit einem Gürtel aus Sammt oder Seide mit Bukeln, Börtchen oder Schnüren verschönert, bei Reichen besteht er sogar aus silbernen Kettchen.

Die Bekleidungsweise der Männer ist einfacher und nicht so sehr abweichend von der Tracht der Männer in anderen Gegenden unseres Vaterlandes. Schnallenschuhe oder Stiefel bis an das Knie reichend; weiße, manchmal

auch blaue Strümpfe; hirschlederne schwarze ot
den Knien gebundene Hosen, in deren gesch
Seitentasche beim jungen Burschen das dolcha
messer mit blankem Heft nicht fehlen darf; ein
zierter Hosenträger, eine rothtuchene oder schwarz
bis über die Hüfte hinabreichende Weste (Brustti
die mit Rollknöpfen besetzt ist; ein schwarzes
Halstuch; ein langer Rock und der bekannte
nimmt sich der Sonntagsstaat des „flotten" Stei
Nach dem Nachmittagsgottesdienste, wenn er
in's Feld oder sonst in's Freie macht, trägt e
nur ein blautuchenes oder manchesternes Wamm
ken Knöpfen und als Kopfbedeckung eine mit
brämte und mit glänzenden Schnüren ausgeputz
kappe."

Die Nahrung der Steinlacher ist die
Mehl- und Milchspeisen spielen die Hauptrolle;
nicht in so großem Maße genossen, jedoch im
als in andern Gauen unseres Landes. Wie üb
auch im Steinlachthale die Kartoffeln ein un
Nahrungsmittel, die der Steinlacher aber auch
der Branntweinbrennerei sehr nöthig hat, obg
diesem Geschäftsbetriebe noch ganz andere H
Kirschen, Zwetschgen, Obsttrester — zu Gebot
denen er ebenfalls das gebrannte Getränke be
fallend ist es, daß gerade hier, wo so bedeut
von Mostobst erzeugt werden (da die Obstzucht
Flor steht, somit alljährlich — wenn auch nu
das Obst einschlägt — ein nicht geringes Q
Obstmost in den verschiedenen Häusern eing

dennoch bei Einzelnen der Genuß des Branntweins sich bis zum Uebermaß steigert. Doch sind dieß namentlich in den letzten Jahren eben nur Einzelne, mithin Ausnahmen gewesen. Wundern darf es übrigens nicht, daß dieses „verpönte“ Getränke hier Eingang gefunden. Hat es doch in früheren Tagen einen Haupterwerbszweig der Steinlachorte gebildet! Zählten doch vor noch nicht langen Jahren die beiden Orte Mössingen und Belsen allein über 300 Brennereien! Und nicht nur gemeiner Branntwein aus Frucht und Kartoffeln, sondern auch Kirschenwasser wurde bereitet und überall hin, während der Kriegszeit zu Anfang dieses Jahrhunderts aber meist zu den Heeren geführt. Als die Wiederherstellung des Friedens den übergroßen Bedarf dieser „geistigen“ Flüssigkeit bedeutend herabdrückte, verminderte sich die Bereitung derselben von selbst; mit dieser Verminderung sank aber theilweise auch der Wohlstand. Uebrigens kommen die Bewohner der Steinlach mit diesem Fabrikate nicht nur, sondern auch mit gedörrtem Obst und mit Essig bis weit an die Donau hinauf, bis weit den Rhein hinunter, und auch in's ferne Ausland verführen sie ihre Produkte. Da die Obstzucht in unserem Thale sehr heimisch geworden, so bildet in ergiebigen Jahren das Obst ebenfalls eine erkleckliche Zubuße zur Ernährung und manch ein Stücklein Brod wird hiedurch namentlich bei der Jugend erspart.

Die Wohnungen des Steinlachvölkleins sind im Allgemeinen recht bequem und manche Orte, besonders Mössingen und Ofterdingen, haben recht stattliche, wohleingerichtete Häuser. Vor jedem Haus steht ein Blumenbrett mit Nelken, Goldlack, Levkoien u. dgl. Den Namen des Erbauers eines Hauses verewigt ein Stein über der Hausthüre; und wenn dieß nicht ist, so muß der Stein, auf dem der Stubenofen

ruht, den Namen des Hausherrn und
Der Steinlacher sucht sich, wenn er'
als möglich zu betten. Die Einricht
bei dem Landvolke übliche; sie richt
überall — nach dem Grade des Kör
materiellen Besitz.

Eben war von der Beschäft
des Steinlachthals wenigstens in Ei
Sehen wir jetzt genauer nach, was
jener Arbeit vorzugsweise treibt! D
errathen sein. An den schönen, wohl
wir längst, daß der Feldbau hier
liche Steinlachorte sind von Bauern
an der Scholle verbraucht der Landm
der Boden belohnt die Arbeit, den
trägniß. Besonders gedeiht der Di
reichlich. Wenn auch Dreifelderwirth
wird doch das Brachfeld in nicht ger
falls beblümt; man pflanzt darauf K
Hanf, Klee ꝛc. Auch schöne Wiesen
besonders bei Mössingen. Gartenb
kleinem Umfange. Man hält nur
kaum für das Bedürfniß der eigenen
gemeinsten Gemüsearten bebaut werd
steht aber die Obstzucht. Vorzüglich
obst gepflegt und gesucht und wohl
häufiger angebaut. Den sichersten E
die Zwetschgen. Was soll man aber
Steinlachorte halten? —

Wichtig und sehr bedeutend ist auch die Viehzucht; man findet allgemein schöne Schweizer-, Allgäuer- und Mittel-Raçen; das gewöhnliche Rindvieh ist übrigens von dem gemeinen Landschlage.

Daß bei solch ausgedehntem Ackerbau, der die Viehzucht als nothwendige Ergänzung im Gefolge hat, die Industrie nicht gar groß ist, läßt sich leicht begreifen. Das bedeutendste Gewerbe ist das der Leineweber; allein sie betreiben die Weberei nur als Nebensache; Hauptsache bleibt immer der Feldbau. Aehnlich verhält es sich mit noch anderen Industriellen. In einigen Ortschaften verlassen einzelne Krämer auf lange Zeit ihr Hauswesen, um mit Blumensamen nach fernen Ländern zu ziehen. Auch die Frauen oder die erwachsenen Töchter machen diese Reise oft mit. Den Zwerchsack, mit Sämereien aller Art gefüllt, auf dem Rücken, durchziehen diese Leute die Welt und kommen durch ganz Deutschland, ja bis nach Petersburg und in noch weiter entfernte russische Städte. Ueberall können sie sich mit ihrer einzigen Sprache verständlich machen. Ueberall verkaufen sie ihren Samen, der freilich oft eine andere Blüthe treiben mag, als der Käufer sie erwartete.

Zur Winterszeit beschäftigen sich die Steinlacherinnen mit Spinnen des Flachses und Hanfes, der selber gebaut worden ist. Sie produziren sich so das nöthige „Tuch" — so nennt man die Leinwand — mit leichter Mühe und die langen Winterabende haben durch diese Betriebsamkeit ihre gute Verwendung. Uebrigens wird oft das Garn auch roh verkauft.

Soll ich noch versichern, daß dem Steinlacher Völklein die Zeit niemals lange wird? Wo so Vieles im Feld und im Hause zu thun ist, da gilt, es mit Eifer und Rührigkeit

täglich von früh an zu schaffen; schlägt
Zeiten ein Geschäft das andere! Al
kräftige Arm wird nicht laß, die Füße
digkeit, und eine dauerhafte Gesundheit
schwerde.

Machen wir uns noch mit einzelnen
bräuchen dieses Völkleins bekannt!

Zunächst betrachten wir jenen Zug n
Musik voraus, entgegen kommt. Alles
Paarweise gehen die Mädchen; blühend
jugendfrisch eröffnen sie die Reihen. Es i
zug. Auch jene kleinen Mädchen, die
dünken, weil sie die Spitze des Ganzen
bekannte Kleidung. Nach diesen kommen
Jungfrauen, und jetzt folgen die Brautjun
der Braut dieser zunächst sich bewegen;
kommt der Brautführer mit der Königin
Braut, an der Hand. Die Weiber folgen
jetzt erst naht der Bräutigam und der Ge
schließen endlich den Zug. Aber wir dürf
sehr nähern; denn es knallt unausgesetzt
füllt die Luft. Unterhalten ja die ledigen
lich die Kameraden des „Hochzeiters" ein b
feuer! Ob sie wohl bis zur Kirche so for
„Spielleute" endigen ihre Musik und das
gewehre hört auf. Schon sind sie der Ki
wir den Zug nun allein! —

Kurze Zeit, und es geht in derselben
sich in die Kirche bewegte, zurück in's Wi

Haus der Braut. Die Musikanten holen die Hochzeitgäste ab. Wie lustig sie blasen! — Richtig, man zielt nach dem Wirthshaus. Wir sind zwar fremd, allein die ungebetenen Gäste sind oft die liebsten. Halten wir uns für solche und ziehen wir mit! Schon nimmt uns die große Feststube des Gasthauses auf. Aber es ist Alles so feierlich und still. Siehe, ein Redner tritt auf. Es ist der Schulmeister des Orts. Mit gewichtiger Miene beginnt er. Was er doch Alles dem Brautpaar zu sagen hat! Er spricht so markig und ernst, daß die Gäste nur staunen. „Dear kann's amol,“ flüstert dort ein Bauer. Aber zu lang darf seine Rede nicht dauern. Aus heimlichem Versteck schielen die „Spielleute“; doch die Rede, sie schließt. Und was gibt es denn jetzt? Sie tanzen den Ehrentanz; Braut und Brautführer zusammen und sonst kein anderes Paar führen den Brauttanz nach der pflichtüblichen Rede des „Schullehrers“ aus. Ländlich, sittlich! Endlich geht es zum Schmause. Allen Gebräuchen des Dorfs ist Genüge geleistet; so darf nun das „Hauzigessa“ nicht länger mehr auf sich warten lassen. Wir aber scheiden nunmehr von dieser fröhlicherregten Gesellschaft und lassen uns vom Wirthe noch Eins und das Andere über die Hochzeitfeierlichkeiten erzählen. — Acht Tage vor der Hochzeit — so sagt der freundliche Gastgeber — gehen jedesmal Braut und Brautjungfer im Dorfe herum von Haus zu Haus; diesen Beiden folgen Bräutigam und Geselle. Sie „laden“ zur Hochzeit. Den Tag vor der „Vermählung“ trägt aber noch ganz besonders die Braut in Begleitung der vielgenannten Brautjungfer in alle Häuser, aus denen sie Gäste mit Bestimmtheit erwartet, ein Laibchen Weißbrod; man nennt dieß den „Hauzetzwinger“. Wer das Laibchen annimmt, muß jedenfalls zur Hochzeit kommen und muß

schon Ehren halber auch „schenken".
Tag der Hochzeit an. Wohl eine Stund
Kirchgangs sammeln die Gäste sich im
Die „Morgensuppe" wird eingenommen, i
kommen die Leute herbei; denn da g
Schmause noch Vieles zu richten und a
Mädchen haben den ledigen Burschen Str
„Rosmarinstengel") zu übergeben und an
festigen. Der Zug muß sodann geordnet n
keiner Beziehung ein Verstoß gemacht w
Würden gelten im Dorfe so hoch als in de
auch dem Gläslein sprechen die „Mannsnam
Endlich ist Alles geordnet und „schwach" wi
theiligten werden, denn mehr als genügend
ten sich sämmtliche Glieder des Zugs, der
Bewegung setzt.

Bei solchen großen Hochzeiten geht es t
und auch bei Nacht, ja gar oft bis zum lich
her. Und am folgenden Tage halten die Fes
Nachfeier. Da wird gewöhnlich ein Hammel e
gekegelt, oder auch (doch heut zu Tage se
geschossen. Dieser Hammel, mit Bändern gez
dem Vortritt der Musik vom Schäfer im
herumgeführt. Vor jedem Wirthshaus ma
man trinkt und tanzt wohl auch auf offene
lich aber langt man im Wirthshause, das
hatte", an, und in der Scheune wird dann
oder im Garten das Scheibenschießen begon
Wirth hat geendigt mit seinem Bericht. D
dafür! — —

Während des „Heuets" und währen

gehen die jungen Leute allsonntäglich spazieren in's Feld hinaus. Das „Mädle" gibt da dem „Buoben" wohl auch einen schönen Strauß von „braun' Nägelein". Ist die Heuernte geschlossen, so wird die „Heukatze" durch einen „flotten Trunk" gefeiert. Nach beendigter Fruchternte wird entweder am Samstag Abend oder auch an einem Sonntagnachmittage ein „schweres Essen" — Nudelsuppe, Rindfleisch, Gemüse und „Küachle" — gehalten und wer sich während der Ernte hülfreich zeigte, wird zu demselben geladen. Daß es dabei an Getränke nicht mangelt, läßt sich leicht denken. Die Jungen singen frohe Lieder und Alles ist vergnügt über den eingeheimsten Segen des Feldes. — —

Ueblich ist im Steinlachthal auch das Eierlesen am Ostermontag. Eine Anzahl junger Bursche geht am Morgen dieses Tages im Orte herum, um Eier zu „betteln". Nach beendigtem Gottesdienste versammelt sich die ledige Jugend auf einer Wiese. Zuerst werden wohl hundert und mehr erbettelte Eier in eine Reihe je 4 bis 5 Fuß weit von einander gelegt. Etwa 20 Schritte vom letzten Ei steht ein Mann mit einer Wanne, die mit Spreu reichlich gefüllt ist. Nach diesen Vorbereitungen beginnt das Spiel. Ein tüchtiger Läufer muß jegliches Ei der Reihe einzeln dem Mann bei der Wanne so schnell als nur möglich einhändigen. Während dieses geschieht, springt ein anderer an einen vorher bestimmten Platz, der wohl eine Viertelstunde vom Eierauflesenden entfernt ist. Kommt der Springende dort an, so gibt ein Dritter mit einem Pistolenschuß das Zeichen seiner Ankunft. Urplötzlich wird aber der Rücksprung angetreten. Hat der Springer das Glück, am Orte des Abgangs zu erscheinen, bevor das letzte Ei in der Wanne liegt, so wird ihm der ausgesetzte Preis, ein schöner Hosenträger, ein Messer oder

etwas Aehnliches, zugestellt. Im andern sich der „Leser" den wohlverdienten Preis friedigung an.

Der Dialect unserer Steinlacher ist völlig schwäbisch, aber auch kräftig und Steinlacher spricht nicht du, sondern „da es keine Maulwürfe, sondern „Auwetter" für eine völlige „Aunnaut" (Unnoth). Frauenzimmer und Mannspersonen, son Mannsnamen". Bei ihm hört man nicht „eijau". An Redensarten und Sprüchwö fehlen und ehe man sich's versieht, warte Schlagwort auf. Auch wir konnten ein wir unter diesen Leuten verweilten. „Darf ma nix mai saga? — Guot Dir — Herradienst und Vogelsang lautet lang. — Graußer Schwätzer, kleiner Thür leit a Stoi, ist's koi graußer, i macht aus aren Muck an Elephanter vertoben. — Es zieht koi Spatz koi Socker überleabt de Pocher. — Deam auf der Bühne. — Wenn's nit w wenn ma da Tag im Zwerchsack ru Do wurd koi Heu dürr. — S' ist

Auch für uns gelte der letzte muß ich zum Schluß noch berühren.

Wie überall, so findet sich auc noch eine ziemliche Dosis Abergl Hexen spielen keine geringe Rolle in

Der Winter ist für diese „Kinder der Finsterniß“ der prächtigste Zeitpunkt ihrer Wirksamkeit, und die Lichtkärze bilden das passendste Auditorium, dieselbe männiglich auszubreiten. Da wird von den ländlichen Lehrstühlen herab manch eine Vorlesung über Verhexen des Viehes, über peinigende Nachtbesuche und ähnliche Schauerthaten gehalten. Und das Alles im feierlichsten Ernste, dem aber bald ein treuherziges Lachen folgt.

Ziehe man aber doch nicht den Schluß, als ob es im Thale der Steinlach allein so rumore! Derartige Sagen finden sich allerwärts im Munde der Leute und werden sich, stiege die Aufklärung auch in die dunkelsten Tiefen hinab, doch nicht ganz ausrotten lassen. Und sollte man darüber trauern und klagen? Lebt nicht gerade in vielen Sagen gewissermaßen der poetische Sinn unseres Volkes? Und zeigt nicht schon die Miene, mit der solches „Gesag“ erzählt wird, daß man es eben für ein artiges Mährlein halte? Also: unsere Steinlacher sind gerade so sehr, oder eben so wenig abergläubisch als die Bewohner anderer Gegenden.

* *
*

Daß es auch im Steinlachgebiete „gut sein ist“; daß man auch hier Hütten bauen kann, drinnen sich's angenehm lebt: wir haben dieß Alles mit Freuden gesehen. Mit Wohlgefallen betrachten wir die freundlichen Leute; von ihnen wird uns bleiben ein Bild,

Deß milder Reiz, der ihm beschieden,
Deß Lächeln, das ihm Anmuth gibt,
Uns zeugt von ungestörtem Frieden,
Von guten Thaten, still geübt,
Von Eintracht mit der Welt hienieden
Von Seelenschönheit, ungetrübt.

Die Nebelhöhle und der Lichtenstein.

Es ist Pfingstmontag. Könnte der S
andern Punkt besuchen, als die sagenreich
wonnenumspielten Lichtenstein? Längst
lige sich des Tages gefreut, der ihnen ar
melplatz sollte Erholung, Ergötzen da
Seiten drängen deßhalb die Schaaren
jeglichen Wunsch zu befriedigen. Sc
Fröhlichen an! Neben der Schönen
„neuesten" Zuschnitt bewegt sich sinn
Steinlacherin; mit der goldgestickten H
geht in Eintracht die Kugelhaube de
schwarze Sammtkittel der Gönninger
dem Beamten und Geschäftsmann wa
kappte Studio, der botanisirende Kapf
Forstmann; auch die bläuliche Blous
des Hohenheimers gesellt sich gemüt
und dem Dreispitz des Landmanns
Wanderern herrscht frohes, ungez
— wir stehen schon auf dem klas
und Jubel den Thron aufgeschl
hat sich längst eingefunden. Auf
den Bierbänken, auf dem belau

den Karossen: allwärts ein einziger bewegender Gedanke. Und mit gespannter Erwartung harren sie Alle der Dinge, die da kommen sollen. Horch! es knarrt der Schlüssel im Thore und — offen stehen die Pforten in's Heiligthum. Ziehen wir mit der wogenden Menge hinein in die Nebelhöhle!

1.

Musik geht voraus. Ein Weg, mit Brettern gedeckt, führt uns etwa siebenzig Fuß weit bergein bis zu einem gegenüberstehenden großen und platten Felsen. Zugleich sind wir 68 Stufen hinabgestiegen. Es ist feucht in diesem „Nebelloch"; die Wärme beträgt kaum 5° R.

Jene freistehende Felswand besteht aus Tropfstein und hat 150 Fuß im Umfang. Hier scheidet sich die Höhle in zwei große Gänge, rechts und links gegen Westen und Osten. Beide laufen endlich nach einer Länge von 180 Fuß in Einen nördlichen Gang zusammen. Auf der entgegengesetzten Seite der Vorhöhle lassen wir vorläufig südlich eine minder sehenswürdige, ungefähr 100 Fuß lange Grotte liegen. Wahrhaft großartig erscheint die Fackelbeleuchtung in den dunkeln Gängen und finstern Hallen und Kammern. „Da flimmert und blitzt der Höhlengang mit seinen majestätisch gewölbten Bogen wie von tausend Krystallen und Diamanten," sagt W. Hauff in seinem „Lichtenstein." Eiszapfenförmig hängen die Tropfsteine herab. Doch wir haben weitere Schritte zu thun, um zum schönsten Theile der Höhle zu kommen. Bei der Vereinigung der beiden Gänge sehen wir eine sich allmälig erhebende Grotte. Bis hierher ist auch für die Bequemlichkeit der Besucher durch Bretterwege gesorgt. Einzelne steigen auf einen vorspringenden Felsen und herrlich

beleuchten die Fackeln diesen Theil der
weiße Felsen fassen die Wände ein; mäc
Wölbungen, über deren Kühnheit das
muß, bilden eine glänzende Kuppel; d
voll unzähliger kleiner Tröpfchen, die i
Regenbogens den Schein zurückwerfen
Quellen in krystallenen Schalen sich san
scheint das Ende der Höhle zu sein; a
nach zwei Seiten fort. Rechts, gegen
abermals eine hohe, große, dunkle, r
steigende Grotte. In dieser soll sich
Ulrich aufgehalten haben. Links, g
man mittelst zweimaliger Anlegung
die Höhe und stößt dann wieder auf
nordwestliche ist 35 Fuß hoch und e
Dieß ist die weiteste Entfernung, die
680 Fuß beträgt. Der andere
Gang hat etwa 100 Fuß Länge, i
hat aber mehr Sand- als Tropfstei

Doch horch! es tönt Gesang
jener Stelle aus, wo der Verfol
fand, die dem Verbannten eine
das schöne „Ulrichslied" mit seiner
die unterirdischen Räume. Ein h
lauschen seinen Klängen. Und
stille worden, soll uns des Lied
enthalten bleiben. Vom Thurme
nen Helden singen —

„Vom Thurme, wo i
Hernieder auf ein sc
Vom Thurme fremd
Wo meiner Ahnen

Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Loos,
Er birgt, besiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefstem Schooß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durch's Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen
Und sein Geweih steht ihnen an.

Die Mörder ha'n in Feld und Heide
Auf mich die Armbrust angespannt,
Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich Nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brod.

Ihr warft mich aus den eignen Thoren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Muth, noch ist nicht All' verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
„„Er war ein Mann und wankte nicht!““

Wahrlich, wie schwer er auch sein Unglück fühlte, wie bitter ihm sein Loos gefallen: „er war ein Mann und wankte nicht!“ Des Landes Fürst, ein Flüchtling, verfolgt von seinen gewaltigen Feinden, schnöde verlassen von seinen

nächsten Freunden, des Bissens oft beraubt, der ihm sein Dasein fristen sollte: so glich er dem gehetzten Wild, und Schirm und Schutz fand er geraume Zeit in dieser Höhle. Erst wenn die tiefe Nacht hereingebrochen, verließ er seinen Schlupfwinkel; dann stieg er kühn bergan und droben auf der Burg ward ihm ein freundlicher Willkomm, nachdem er auf des Wärtels Frage: wer ist da? die Losung abgegeben hatte: „der Mann!“ Dann waren es nur wenige, aber um so treuere Freunde, die ihm mit Worten süßen Trostes, weisen Raths den herben Kummer linderten, die Plan um Plan entwarfen, den „Mann“ aus seiner Acht zu reißen, sein Land ihm wieder zu erobern. Sobald der Morgen abe näher kam, schied der Geächtete von seinen Freunden un finstern Blickes zog er ein in seinen düstern Zufluchtsor Und welcherlei Gedanken mögen sich in dieser „unterwel lichen“ Zelle der wilden Seele wohl bemächtigt haben Wie hart die Schule seiner Leiden auch war, wie stürmis auch das Unglück über das Haupt des Herzogs hereinbraus es brach nicht, nein! es stählte seine Kraft und seinen Mu Dieß weisen nach die Blätter der Geschichte. Wir aber d ken heut gerührt des Schwergeprüften und freuen uns gleich, daß er nach langer trüber Zeit sein Erbe wieder sich rieß. Noch einmal werden wir auf unsrer heut Wanderung an diesen „Mann“ erinnert werden. Verl wir deßhalb die vielbesuchte Stelle!

Zurückgekommen an den Vereinigungspunkt der k bequemen Hauptgänge nehmen wir den Rückweg durc vom Eingang aus links und westlich gelegenen, den wi zur Rechten haben. Wir kommen durch eine größere Fuß lange und durch eine kleinere Kammer, die etwa Länge hat; dann aber geht's nach einer guten Str

den merkwürdigsten Ort der ganzen Höhle. Sie nennen ihn vorzugsweise die Grotte. Da sind wieder die glänzendweißen Felsen, die das duftende Wasser sammeln. Und Felsen und Tropfsteine bilden hier groteske Gestalten, welche uralte Volksphantasie längst mit bezeichnenden Namen versehen hat. Auch heute, betrachtend diese seltsamen Gebilde, deuten sie hin, unsere Naturbewunderer, auf eine schöne Kapelle, und zeigen sich sinnig Altäre mit Vorhängen und Decken, eine gothisch verzierte Orgel mit vielfachen Registern, Leuchter, von der Decke herunter hängend; ja sie finden auch einen Taufstein im unterirdischen Gotteshause und vor demselben sehen sie gar die Gevatterin stehen mit einem Täufling auf ihren Armen. In den Nischen scheinen die wechselnden Schatten des Fackellichts geheimnißvoll erhabene Bilder von Märtyrern und Heiligen bald auf-, bald zuzudecken. Dieß Alles beschauen sie mit hohem Wohlgefallen und sichtlichem Entzücken. — Beim Eingang zu dieser Grotte findet sich auch eine tiefe Kammer mit krystallhellem, süßlichem Wasser. Da hinein sollen einmal zwei Enten gesteckt worden und dann in einer Entfernung von zwei Stunden bei dem Dorfe Erpfingen wieder wohlbehalten und lebensfroh aus einem Loch hervorgekommen sein. Das mag eine schöne Tour für diese schnatternden Zweifüßler gewesen sein! Und was sie sich wohl über diese nächtliche Fahrt mögen erzählt haben!

An mehreren Kammern führt der Weg noch vorbei auf dieser westlichen Seite; zuletzt aber gelangt die Menge der Besucher wieder in die Vorhöhle. Frisch athmen sie auf, die Schaulustigen, da sie sich endlich wieder von Gottes lieber Sonne angelächelt und von seiner mildwarmen Frühlingsluft angefächelt fühlen. Ja, wem sollte unter dem milden, lichtblauen Himmel nicht wohler zu Muthe sein, als in der

Erde tiefsten Schlünden? Wer wandelte nicht lieber hier oben im segnenden Lichte, als tief unten im schaurigen Schooße des Grabes? Vergnügt ziehen wir deßhalb weiter.

2.

Von jener Waldwiese, die das Nebelloch deckt, gehen wir auf ausgehauenen Wegen und Fußpfaden den Hügel hinauf zum Schlößchen **Lichtenstein.**

In einem tiefen grünen Thal
Steigt auf ein Fels als wie ein Strahl,
Drauf schaut das Schlößchen Lichtenstein
Vergnüglich in die Welt hinein.

Man blickt in ein tiefaufgerissenes Alpthal; senkrecht steigt ein mächtiger Fels empor; auf seiner Spitze hängt vogelnestartig das herrliche Schlößchen, das mit den Grundmauern eines zerstörten Schlosses verwachsen ist. Rechts und links streben kleinere Felsen aus der Tiefe empor. Selbst auf der südwestlichen Seite, wo sich der Fels an die Gebirgskante anlehnt, steht er vom Lande getrennt und eine Brücke bildet den einzigen Zugang zum Schlosse. Ein kühneres Bauwerk, eine mannigfaltigere Abwechslung haben wohl die Wenigsten gesehen. Vom Försterhause bringen uns wenige Schritte zu der mit Zinnen, kleineren Einläßen und einem großartigen festungsgleichen Thore versehenen Mauer und damit an die Wohnung des Kastellans. Er öffnet. Wir sind auf dem freien Burgplatz angelangt und stehen vor der eben berührten Zugbrücke. Großartig ist hier die Rundschau. Frei und ungehindert ist uns der Blick in das wundervolle Thal geöffnet. Dreihundert Klafter geht's in die Tiefe hinab von diesem schroffen Felsen. Drunten murmelt ein Waldbach im

engen Thälchen, das hüben und drüben von waldigen Alpen umlagert ist. Fast anderthalb Stunden lang zieht es sich hin; drei lachende Dörflein lugen herauf; immer wasserfrische, hellgrüne Wiesen und herrliche Obstpflanzungen erquicken das Auge. In der Höhe liegt wildes Gebirg mit Wald und Fels, rechts und links aber die rauheste Alp. Im Hintergrund bemerkt man einen isolirten Felsrücken bei Pfullingen; in eine Bergmasse mit ihm verwachsen scheinend, schaut die vulkanische Gestalt der einsamen Achalm hervor; aber zu beiden Seiten hinter dieser weidet der Blick sich an dem lieblichen, fetten Gelände bis in's tiefe Unterland. Die herrlichsten Gebilde breiten sich wie ein bunter Teppich aus; im dunklen Grün, im kräftigen Braun der Berge beginnt es; alle Farben und Schattirungen sind in diesem wundervollen Gewebe, das endlich in lichtem Blau verschmilzt, ausgegossen. Welche Ferne vom Lichtenstein bis Asperg und welches Land dazwischen! Es ist kein Flachland, keine Ebene; viele Wellungen von Hügeln und Bergen ziehen sich hinauf und herunter und von Hügeln zu Hügeln, die breite Thäler und schlängelnde Gewässer in ihrem Schooße bergen. Und das Alles so harmonisch, so verschieden auch die Lichter und Töne, so mannigfach auch der Charakter der Natur sein mag! Alles gepaart mit Schönheit, Erhabenheit und Anmuth!

Eine schöne, bequeme Wendeltreppe führt zu den einzelnen Etagen. Hat unsere vorige Rundschau uns Bewunderung abgezwungen, so müssen wir jetzt staunen über die Gebilde der Kunst. Der kleinste Raum ist auf's Sinnreichste benützt. Wir durchwandeln eine Menge Gemächer. Der Unterstock vom ehemaligen Jägerhaus enthält die Waffenhalle mit alten Rüstungen, die kostbare Burgkapelle mit schönen

Glasgemälden und die sogenannte Hirschstul Versammlungs- oder Speisesaal; sie hat ih dem alten, in Felsen gehauenen Gelaß der eh stube. Im mittleren Stockwerk gelangen wir großen Rittersaal oder in die Trinkhalle mit Fenstern, mächtigen Trinkgefäßen, launigen, de jetzigen Besitzers entsprungenen Trinksprüchen un nertribüne; dann geht's in die Prunkgemächer, stube; sie führt diesen Namen, weil hier das befand, in welchem König Friedrich im Jahr Einkehr nahm; dann in das Wappenzimmer, Erkerzimmer, dessen Balkon hoch über dem Abgrun und in den großen Rittersaal. Im oberen Stockn den sich das große Gast- und Kabinetzimmer, die gallerien mit werthvollen Gemälden der altschwäbischen und die vier Wohnzimmer der jetzt verewigten Gema gegenwärtigen Eigenthümers des Schlößchens, in welch auserlesene Kunstgegenstände jedweder Art sinnig aufgeste Das Dachfach des linken Burgflügels enthält zwei Zi von denen aus man im Thurm ganz bequem von einer zur andern emporsteigt. Zuerst kommen wir in die zimmer; eine auserlesene Sammlung kunstvoller alter neuer Waffen zieht da den Blick auf sich. Dann öffnet uns das Bibliothekzimmer, das Antiquitätenkabinet mit sei Münzen, Medaillen, Büsten, afrikanischen Kuriositäten, Alt thümern, einem prachtvollen Holzschnitzwerk, Christi Hinfü rung zum Kreuze darstellend, und endlich treten wir in zw Kabinete mit physikalischen und astronomischen Instrumenten von wo aus wir auf die Zinne des Thurmes steigen, die 140 Fuß über dem Burgfelsen liegt und zu welcher im Ganzen 108 Stufen führen. Wir stehen hier 3024 württ.

oder 2663 par. Fuß über dem Meeresspiegel. Welch' entzückende Aussicht beut sich uns jetzt wieder dar! Am südlichen Horizonte tauchen gar die großartigen Kolosse der Schweizer Alpen empor! Wer leiht uns Worte, zu schildern, was neu zur Bewunderung, was zum Erstaunen uns hinreißt? Sind wir nicht in ein Feenschloß, in einen schwebenden Garten versetzt? Und hier oben, welche Himmelsruhe! welch reine frische Luft! Welch ein Friede waltet doch hier oben!

Und wer ist der glückliche Inhaber dieser herrlichen Stätte? Es ist der geistreiche, erlauchte Graf Wilhelm von Württemberg, der seine jetzige Gestalt dem Lichtenstein gab. Dieß sagt uns jene gereimte Inschrift im Stiegenthurm an der Wand rechts. Dort lesen wir zugleich eine kurze Geschichte der Burg in folgenden Worten:

„Eine Wart aus Römerzeit
Stund vom Schlößlein nicht gar weit;
Feuerzeichen brannten dort,
Bis die Römer mußten fort.
Ritter nisten drauf sich ein,
Nannten drum sich Lichtenstein,
Legten diese Burg hier an,
Mußten manchen Strauß erstahn.
Weiland Herzog Ulrich fand
Hier allein noch Schutz im Land.
Drauf schaut' ich als Jägerhaus
Freundlich in die Welt hinaus,
Bis Grav Wilhelm mich erneut;
Hat verursacht manchen Streit,
Doch bis jetzt ihn nicht gereut."

Aber noch nicht viele Jahre kennt sich der Lichtenstein in diesem Gewande. Gar anders sah er früherhin aus.

Doch horch, dort erzählt ein ältlicher Herr*) einer kleinen Zahl der heutigen „Festgäste,“ wie das Schlößchen zu Ende des 16. Jahrhunderts, ja wie es bis zu dem Ende des vorigen aussah. Eilen wir dorthin, seinen Bericht anzuhören!

„Das Schloß, meine Freunde, war“ — so lautet die kundige Beschreibung — „von dem andern Berge abgesondert, auf welchen eine lange Brücke ging, unter der ein sehr tiefer Graben war; auf beiden Seiten erhoben sich Felsen, die langer Leitern bedurften, um bestiegen zu werden. Auf dem äußersten Theil des Felsen stand das Schloß; vor sich über der Brücke hatte es Wälder, auf der andern Seite lustige Gärten, Wiesen und Aecker. Dem Schlosse mußten die umliegenden Dörfer frohnen: das eine mußte Holz hauen, das andere es dahin führen, das dritte den Dünger fortschaffen, das vierte das Gras abmähen, ein fünftes dasselbe dürr machen und einführen. Lichtenstein hatte einen tiefen Trog in einen Felsen eingehauen, darein das Wasser von den Dächern geleitet wurde. Außerhalb war ein tiefer Brunnen bei der großen Scheuer, darin das Vieh war. Am untern Theil des Schlosses waren Festungswerke, auf alte Art gebaut; etwas höher fanden sich ein herrlicher Pferdestall und kleine Kammern anstatt des Kellers, Alles in Felsen gehauen. Wenn man die Steige (Treppe) hinaufging, kam man in eine weite und helle Stube mit gegossenem Boden; vor derselben waren Doppelhaken in der Wand. Das obere Stockwerk enthielt einen überaus schönen Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man bis an den Asperg sehen konnte. In diesem Saale hatte sich der ver-

*) Nach Crusius.

triebene Fürst Ulrich von Württemberg allemal aufgehalten, wenn er Nachts in's Schloß kam. Im Schlosse ging man durch eine Schnecke hinab zu oberst bis zu unterst. Das Schloß hatte von der Vorderseite, gegen Aufgang, ein schreckliches Aussehen wegen des jähen Abgrunds, so daß Wenige hinabsehen konnten, ohne sich zu fürchten.“ Der ältliche Herr ist mit seiner Beschreibung fertig und so kennen wir nun den „alten“ und den „neuen“ Lichtenstein. Wer aber den „alten“ Lichtenstein erbaute, das erzählt uns G. Schwab, wenn er singt:

In dieser abgeschied'nen Au',
Da baut' es eine Ritterfrau;
Sie war der Welt und Menschen satt,
Auf den Bergen sucht sie eine Statt.

Den Fels umklammert des Schlosses Grund,
Zu jeder Seiten gähnt ein Schlund,
Die Treppen müssen, die Wände von Stein,
Die Böden ausgegossen sein.

So kann es trotzen Wetter und Sturm,
Die Frau wohnt sicher auf ihrem Thurm,
Sie schauet tief in's Thal hinab,
Auf die Dörfer und Felder, wie in's Grab.

„Die blaue Luft, der Sonnenschein,“
Spricht sie, „der Wälder Klang ist mein;
Eine Feindin bin ich aller Welt,
Zu Gottes Freundin doch bestellt.“

Mit diesem Spruch sie lebt' und starb,
Davon das Schloß sich Ruhm erwarb.
Seit wohnte drauf manch ein Menschenfeind
Und ward in der Höhe Gottes Freund.

Im Laufe der Jahrhunderte zog ab über das Schloß, ja es zerfiel fast ganz un „ein leichtgezimmert Försterhaus;“ endlich wie wir schon hörten — sein gegenwärti jetzige Schöne geben. Und ist es nicht ein Geschmackes und des hohen Kunstsinnes stellers?

Die Wanderer aber, die alljährlich überfließen von Bewunderung über den stolz

„Und zieh'n sie ab mit einer Brust
Voll Gotteslieb' und Menschenlust,
Dann steht im späten Sternenschein
Einsam und selig der Lichtenstein.“

Wär' das Bleiben noch so schön, wir weiter zieh'n. Mit einigen Freunden durchwa Hausener Thal. Die Straße ist schön; jä Bergwände begrenzen zu beiden Seiten das en chen. Es ist doch eine eigenthümliche Erschein einer unserer Begleiter, daß sich in der Alp an Orten größere oder kleinere Höhlen finden. A merkt ein Kenner derselben; sie ist ungemein z man zählt bis heute etwa sechszig solcher bedeu höhlen; und wie viele mögen noch von der Erd von Gestein umschlossen und deßhalb für den zugänglich sein? Die Oeffnung dieser Höhlen theils an den Seitenwänden der Thäler und theils am Fuße des Abfalls, theils oben a Bald bildet der Eingang ein weites Thor, ba

Pforte, bald ein so kleines Loch, daß ein Mensch nur mit Mühe hineindringen kann. Ihre Richtung nach der Himmelsgegend ist ebenfalls verschieden, und es läßt sich etwa nur die Regel daran beobachten, daß die tiefer liegenden, aus denen Bäche ausströmen, in der Hauptrichtung der Thäler dieser Gewässer in das Innere hineinziehen. Eben so verschieden ist die Richtung ihres Bodens, bald senkrecht oder schief in die Tiefe setzend, bald wagrecht in das Innere hineingehend. Meist ist ihr Grund mit Steintrümmern und Felsblöcken bedeckt, bisweilen auch mit Wasser angefüllt; mehrere haben fließende Wasser, sogar unterirdische Wasserfälle, manchen entströmen schon erwachsene Bäche. Zu den bekannteren gehören die Karlshöhle bei Erpfingen, die Falkensteiner oder Grabenstetter Höhle, die Schertelshöhle bei Wiesensteig, die Friedrichshöhle in der Nähe von Zwiefalten, die Sontheimer Höhle bei dem Dorfe Sontheim u. A.

Offenbar wurde — so fährt der Gebirgskundige fort — die große Jurakalkmasse unserer Alp aus einer überall fast gleichförmigen Auflösung zu einer Zeit abgesetzt, da noch keine Donau vom Schwarzwald herabströmte, vielleicht noch kein Schwarzwald aus dem Schooße der Erde emporgestiegen war, wo aber die Wasser jene Gegenden bedeckten und mit ihrem Wogenspiele auf der Oberfläche der Alp die unregelmäßigen Erhöhungen und Vertiefungen gestalteten, welche gleich erstarrten Wellen die Wechsel der Fläche bildeten. Die Fluthungen mögen von den verschiedensten Richtungen ausgegangen sein, um den kleinen Unebenheiten der Oberfläche das Regellose, Verworrene zu geben, das sie auszeichnet; denn das Wasser hatte Zeit genug zu solchen Spielen. Erst nachdem die Wasser sich verliefen, konnte die Thalbildung

ihre gesetzmäßige Wirksamkeit beginnen. Die Str sich; es bildete sich eine Wasserscheide; die nun ziehenden Gewässer furchten sich von ihr aus N Nordorst und Südost, welche mit dem Weiterzieh und mehr vertieften und die vielen nun trock Thalmulden des Plateau bildeten. Mehr und nete das Gestein aus, es wurde fest. Das fall der Bäche zwang diese, tiefer einzugraben. Mit Austrocknung des Kalks entstanden aber auch di Höhlen des Innern, die dem Gewässer einen schn zug darboten und die jetzt noch der Oberfläche des Himmels rauben, um ihn in unterirdische S schließen.

3.

Aber wie lieblich sich das Thälchen nach und breitet! Die Hauptwand der Alp tritt mehr und m Noch eine kleine Strecke, und ein Landstädtchen n auf. Westlich über dasselbe hinaus hat sich ei trotzigem Uebermuth von seinen Kameraden geschied Städtchen im fruchtbaren Obstgarten heißt Pfu Es liegt in einer milden Gegend. Auch Herzog hielt sich hier gerne auf; am nördlichen Ende des baute er sich ein Schloß. Was von Pfullingen sonders zu erwähnen ist, das sind seine gewerbliche nisse, besonders in Papierfabrikation, Stickerei, Bort und Baumwollenweberei. Nicht minder blühen Feld- und Weinbau; Baumzucht beschäftigt die in ausgedehnter Weise.

In der Nähe lockt eine schöne Berg- und F zur Besichtigung. Der **Ursulenberg**, der Mägdlein

Alsberg und der Wackerstein bieten manchfache Reize, und die Sage fand auf ihnen einen willkommenen Tummelplatz. Auch der vereinzeltstehende „Jörgenberg“ mit seinen Basaltgebilden fragt nach Besuchern. Allein seine Frage kümmert uns wenig; wir haben nicht Zeit zu wohliger Rast. Aber vom „Ursulenberg“ mögen uns einige Märchen und Sagen erfreuen und uns zugleich unsern Weg verkürzen. Hören wir deßhalb wieder unsern freundlichen Reisegefährten, den Kenner der Alp und ihrer Bewohner.

Daß dieser Berg — so beginnt er — seinen Namen erhielt von einer Frauensperson, die Ursula hieß, dürfte leicht zu enträthseln sein. Daß diese Ursula aber vor vielen hundert Jahren in diesen Berg verwünscht wurde, dürfte nicht so bekannt sein. Weßhalb ihr dieses Loos beschieden war, darüber weiß man keinen Aufschluß; genug, sie lebt heute noch in dem Berge. Und die Leute heißen sie nur die „alte Urschel.“ Sie zeigt sich in weißen oder in schwarzen Kleidern, weißen Zeugschuhen und rothen Strümpfen. Stets hat sie ein großes Schlüsselbund im Gürtel. Auch als Thier sei sie schon erschienen und sogar einmal als Frau mit — Gaisfüßen!

„Aha! eine ächte und prächtige Geistergeschichte! Daß uns nur die Urschel nicht unterwegs anspricht.“

Nun — fährt unser Geleitsmann fort — lebte vor etwa hundert Jahren in Pfullingen ein Bursche, Namens Michael Weiß, der trieb noch als Knabe einmal die Pferde vom Urschel-Hohberg herab und fand am Fuße desselben ein Pferdekummet. Dieses hob er auf; aber alsbald ward es in eine Jungfrau verwandelt. Sie war klein aber zierlich von Gestalt, trug ein Schlüsselbund und strickte mit gelben Stricknadeln. Von der Zeit an begleitete sie den jungen

Burschen beständig, wenn er auf den Urschelberg kar
mals stieß ihm ein Unfall zu, denn die Urschel hal
seinen Geschäften und blieb bei ihm bis nahe vor
gen. Sie sprach mit dem Burschen, erzählte ihm n
und that ihm Gutes. So trieb sie es viele Ja
bis der Michel schon verheirathet war und vier Kin
Da gestand sie ihm eines Tages, daß sie von ihre
stern verwünscht worden sei. Sie heiße streng
Priska; aber von dem Berge, darin ihre Wo
hätten sie die Leute „Urschel" genannt. Er, d
sei vermögend, sie zu erlösen. Sie werde ihn
halb als Schlange, halb als Jungfrau, und da
sie küssen. Darauf werde ein schwarzer Pudel
gen Rachen gegen ihn aufthun; allein sie wer
Ruthe geben, mit dieser soll er den Pudel n
Troge treiben, den er hüte und der ganz mit G
sei. Das Geld soll dann ihm gehören. Ueber
werde zwar ein Mühlstein an einem Zwirnsf
allein wenn er nur still sei und sich hüte, au
„O Jes!" zu rufen, so werde ihm nichts ge
er aber einen Laut von sich gebe, so sei e
diesem Erlösungswerk sollte er sich in ihre ur
nung begeben. Michael Weiß war bereit
seine Eltern mitbringen dürfe. Das wollte
nicht zugeben; die Eltern sollten vor der T
ben. Michel ging darauf nicht ein und
aus der Erlösung der Urschel. Zwar setzte
mit Bitten und Flehen und sagte ihm endl
falls zu einer bestimmten Zeit sterben müss
lösen oder nicht. Allein er war nicht
Liebeswerke zu bewegen; dafür starb er

Zeit, welche die Urschel ihm angesagt. Aber diese soll bitterlich gejammert und gesagt haben, wenn ein Hirsch eine Eichel in den Boden trete und aus der Eichel ein Baum und aus dem Baum einmal eine Wiege gemacht werde, so könne das Kind, das zuerst in die Wiege gelegt werde, sie erlösen, und das währe, ach, so lange noch!

Bei einem ähnlichen Vorkommniß tritt die „Urschel“ ebenfalls auf, und zwar handelt es sich auch da wieder um ihre „Erlösung.“ Allein der erkorne Befreier ging nicht auf die Wünsche der „Verwünschten“ ein. Darob ergrimmte sie fürchterlich und mordete gar den Erkieseten. Deßhalb heißen die Aecker hinter dem Urschelberge heute noch „Mordios-Aecker.“ —

Noch andere geisterhafte Wesen hausen im „Urschelberg,“ die Nachtfräulein. Diese zeigen sich vorzugsweise des Winters:

„Aus den Blumen, die sich neigen
In der Erde Kluft,
Vor des Winters Luft
Ihre Seelen steigen.“

Im „Karz“ und in den Spinnstuben machen sie sich heimisch, und die Mädchen und Frauen erschrecken entfernt nicht vor diesen freundlichen Gestalten; denn

„Anzuschau'n wie zarte Weiber
Schweben sie heraus
Aus des Berges Haus,
Jungfräuliche Leiber,

Mit dem Blau der Genziane,
Mit der Lilie Glanz,
Mit des Rosenbands
Gluthen angethane;

Flattern, wenn sie Lichter sehen,
In die Hütten, wo
Spinnerinnen froh
Seidne Fäden drehen."

Und da helfen sie spinnen, diese Feien, und erzählen von goldenen Palästen im Innern der Berge und von all ihrer Pracht und Herrlichkeit, oder wissen sie alte zauberhafte Geschichten, und die Stunden fliegen dahin wie Minuten! Kommt dann der Morgen,

„Da entschlüpfen schnell die Frauen;
An des Bergs Gestein
Sind die sel'gen Fei'n
Nebeln gleich zu schauen.

Doch der Flachs ist abgesponnen
Und die Spindel ruht,
Und ein zehnfach Gut
Jede hat gewonnen."

Wir sind in der That unserem Freunde für seine angenehme Unterhaltung sehr zu Dank verpflichtet und drücken ihm, da er sich von uns zu trennen gedenkt, wärmstens die dargebotene Rechte.

4.

Die **Achalm** steht vor uns. Eine goldene Kette soll — nach dem Glauben des Volks — im Grunde um den ganzen Berg herumgeschlungen sein. Wir graben ihr nicht nach; vielmehr beeilen wir uns, den schönen Bergkegel zu ersteigen. Das Kalkgestein, aus dem er gleich der Alp besteht, und der grobe, auf schwärzlichem Thonschiefer aufsitzende Kies machen es wahrscheinlich, daß die Achalm durch eine

Ueberschwemmung von dem nahen Gebirge getrennt worden ist. Die Weinberge, an den untern Theil des vulkanisch gestalteten Berges gepflanzt, haben wir durchschritten. Am Ende derselben — auf der Westseite — betreten wir die Erdstaffel da, wo die ehemalige herrschaftliche Sennerei — früher Eigenthum eines Privatmannes — beginnt. Wir sind auf halber Höhe angekommen. König Wilhelm, angezogen von dieser herrlichen Hochwacht des vaterländischen Gebirges, kaufte längst den ganzen Berg mit dem eben genannten Gute, und berühmt ist diese K. Meierei durch die ausgezeichnete Schafzucht und durch die Cachemir- und Angoraziegenheerden, die sich an den Abhängen des Berges einer trefflichen Weide erfreuen. Schon auf dieser Stelle ist die Aussicht lohnend. Aber wir halten uns nicht zu lange auf, wir sehen uns auch nicht in der Meierei um, sondern steigen über den mittleren, heidebedeckten Berg hinauf. Da beginnt endlich ein schneckenförmiger Weg; dieser führt uns zur Hälfte um den Berg. Jetzt beginnt das Waldgesträuch; auch durch dieses leitet der seitherige Pfad. Der Gipfel ist erklommen; der Wald liegt hinter uns. Wir stehen auf der Spitze der Achalm.

Auch über die Achalm erzählt die Sage Mancherlei; so läßt G. Schwab in einer Romanze von der Achalm den Führer sprechen:

„Da steht noch Thurm und Burgverließ
Vom Schloß, das ich genannt;
Doch wie es einst vor Zeiten hieß,
Ist Keinem mehr bekannt.

Die alte Sage spricht es kaum
Noch halbvernehmlich nach,
Wie einst die Burg auf diesem Raum
Vor zorn'ger Fehde brach.

Der letzte war es vom Geschlecht,
Der hier bestritten ward,
Von Arme stark, von Sinn gerecht,
Nach frommer Stammesart.

Er schirmt' und schützte Hof und Haus
Lang vor der stärkern Macht;
Da trieben ihn die Flammen aus
Und mitten in die Schlacht.

Er ließ den Bau wohl stürzen ein,
Er sah nicht hinter sich,
Den Boden wollt' er doch befrei'n,
Der keinem Feuer wich. —

Den Pfeil, den todesträchtigen,
Empfing sein tapfres Herz,
Sein Rufen zum Allmächtigen
Verschlingt der letzte Schmerz.

Doch was er rief in letzter Noth,
Das halbe Wort: Ach allm —
Das hat gewiß getönt vor Gott
Als wie ein ganzer Psalm.

Ja selbst dem Feinde klang es schön,
Das ernste Scheidewort;
Er baute frisch auf diesen Höh'n
Und hieß Achalm den Ort.

Das Menschenwerk zerfallen ist,
Der Berg steht fest und hoch;
Achalm, so heißt zu dieser Frist
Sein Gottesname noch. —

Eine andere Sage leitet übrigens den Namen der Burg auf andere Weise ab. Als ein Graf Rudolph, der Vollender des Schlosses, seinen sterbenden Bruder Egino,

den Gründer desselben, gefragt habe, wie er die Burg genannt wissen wolle, soll er im Todeskampfe gerufen haben: „Ach allm —.“ Und darum heiße sie heute noch Achalm. Die Gelehrten aber wollen von all diesen Sagen nichts; sie leiten den Namen ab von „Achel,“ d. h. Spitze.

Schauen wir uns nun auf dieser „Achel“ ein wenig um!

Zunächst sehen wir den abgerissenen, von dem Gebirge verstoßenen Berg selbst an. Man meint beinahe, die Alp habe stiefmütterlich an ihm gehandelt, während er ihr seit unvordenklichen Zeiten mehr als kindliche Liebe beweist und sein Auge so Tag als Nacht unermüdet wach hält, um seine Pflicht, ein Wächter und Schirmer der Mutter zu sein, nicht zu verletzen. Und dort in die Senkung hinein, die von der Alp ihn scheidet, ließ er geduldig die weltdurchziehenden Ehninger eine friedliche, heimische Ansiedlung gründen. Und je mehr sich diese im Laufe der Zeiten auch ausdehnte, niemals hielt er darüber sich auf. Weiß er doch, daß diese wandernden Krämer allerwärts seinen Ruhm und seine Schönheit ausbreiten! Und zum Danke hiefür läßt er sein Auge nie von dem größesten Markt unseres Landes.

Besteigen wir jetzt den günstig gelegenen Thurm. Er ist ein Ueberbleibsel von dem gewaltigen Bergschloß, das voreinst die drunten liegende Reichsstadt Reutlingen bedräute und die ganze Ebene um die Stadt her beherrschte. Rings war der Gipfel damals mit einer auf Felsen gestützten Mauer umgeben, deren Reste noch jetzt theilweise vorhanden sind.

Am Fuße des Thurmes beträgt die Höhe über dem Meere 2447 württ. (2158 par.) Fuß. Der Thurm selbst ist etwa 67 Fuß hoch. Die Treppe, die uns hinaufführt, wurde zur Zeit der Landesvermessung — damals wurde ein Signal oben angebracht — gebaut; ebenso wurde er oben mit

einem Bretterboden versehen, ein großer Vortheil der aussichterjagenden Wanderer, die hieher gewiß nicht umsonst sich bemühen.

Auch wir sind überrascht von der Landschaft, die man nach allen Seiten hin überschaut. Das nahe Gebirge, die Ebene, das ganze Gelände fesselt den Blick.

Besonders fällt aber die zurücktretende Alpkette auf. Wenn von fernher dieser Bergwall eine undurchdringliche Mauer zu bilden scheint, so sieht man von hier aus in das „geheimnißvolle Dunkel der Bergthäler hinein, die sich zwischen hohen Bergwänden öffnen" und gewaltige Einschnitte bilden. Ja, man bemerkt, wie „die festverschlungenen Massen in einzelne Gestalten sich lösen, wie langgestreckte Särge und namentlich schön geformte runde Kegel hervortreten, die gleich Wachposten vor die Fronte der Alp und an die Eingänge der Thäler sich hinlagern." Alle diese Häupter liegen in langer Reihe mit ihren Burgtrümmern oder Burgen vor uns; und als diese Burgen in früheren Tagen im Gold der Abendsonne glänzten, als der dichtere Flor, der sie den Tag über umhüllte, sich in ein feines, durchsichtiges Blau verwandelte: da mag der Anblick derselben von unserem Standort aus wahrhaft bezaubernd gewesen sein. Aber „alle Herrlichkeit der Menschen ist wie Gras und seine Schöne wie des Grases Blume."

Zur Linken, weit im Nordosten, zeigt sich das bekannte Bergkleeblatt: Hohenstaufen, Stuifen und Rechberg; wenige Stunden von hier entfernt guckt der Neuffen mit seinen hellen Mauern und Trümmern herüber und hinter demselben blickt, wie sein Schatten, die Teck hervor. Der malerische Sattelbogen mit seinen Dörfern liegt noch näher. Das fruchtbare Uracher Thal; drüben die Ehninger

Berge; dort das bekannte Pfullinger Thal; weiter hinten im Gebirge der freundlich-stolze Lichtenstein; dann entfernter der Roßberg, der Hohenzollern, überhaupt die obere Alp in einander geschoben, endlich im weitesten Südwesten die Lochen bei Balingen: dieß Alles geht hier am Auge vorüber.

Endlich liegt zu unsern Füßen die Kreisstadt Reutlingen mit ihrem schönen gothischen Münster. Und sollten wir nochmals die Hügel und Ebenen, die Städte und Märkte benennen und zeigen, die näher und entfernter gegen Südwest und West, gegen Nordost und Norden sich ziehen? In weiter Ferne, dort im Westen dehnt sich der Schwarzwald aus, näher das fruchtbare Gäu und die Schönbuchwaldungen, mehr gegen Norden die ährenreichen Filder mit dem weißschimmernden Lustschloß Hohenheim, dann das tiefere Neckarland und kaum noch erkennt man den Odenwald. Also lohnt die Achalm den Wanderer, der sie besucht!

5.

Reutlingen ist uns ganz nahe. Es liegt am Westfuß der Achalm. Gar Vieles und Vielerlei ereignete sich schon in der ehemaligen Reichsstadt. Hören wir Einzelnes davon!

Die Gelehrten meinen, Reutlingen habe — wie eine Menge anderer Ortschaften — seinen Namen vom Ausreuten der Wälder erhalten. Die ersten Häuser sollen mitten im Walde gebaut worden sein und zwar auf Eichen, deren Wurzeln in der Erde geblieben und deren Spuren noch gefunden werden sollen. Im Jahr 1030 sei aber Reutlingen — berichtet eine gereimte Reutlinger Chronik — schon zu

einem großen Dorfe herangewachsen gewesen. Die Grafen von der nahen Achalm hatten in diesem Dorf ihre Wohnungen gehabt, die 1623 noch vorhanden waren und bei der Pfarrkirche standen. Kaiser Otto IV. ertheilte Reutlingen zugleich mit Eßlingen Stadtgerechtigkeit (angeblich im Jahr 1200) und Friedrich II. ließ beide Städte mit Mauern umgeben. Als daher 1247 Landgraf Heinrich VII. Reutlingen belagerte, mußte er sich schon eines Sturmblockes bedienen, der 126,5 Werkschuhe lang war. Nach aufgehobener Belagerung ließ er ihn zurück. Die Bürger der Stadt hatten in der Noth das Gelübde gethan, der Jungfrau Maria binnen 70 Jahren eine Kirche von der Länge jenes Blockes zu erbauen, den Chor und das Fußgestell des Thurmes nicht mitgerechnet. Dieß ist die noch heute schöne Hauptkirche, im sog. gothischen Styl erbaut, die mit ihrem schlanken, durchbrochenen 225′ hohen Thurme eine Zierde der Stadt und der Gegend ist. Die Kirche wurde vollendet 1343.

Der Antheil Reutlingens in den Kriegen der Städte mit den Grafen von Württemberg ist aus der Geschichte bekannt, und wem sollte Uhland's Gedicht: „Die Reutlinger Schlacht" nicht noch weit mehr bekannt sein?

Aber wir stehen bereits inmitten der Stadt. Doch befinden wir uns nicht an dem Punkte, wo die eben berührte Schlacht im Jahr 1377 geschlagen wurde; denn die obere Vorstadt ist von uns noch nicht betreten worden, zudem ist die Kapelle zu St. Leonhard, in deren Nähe damals „das Blut wie Regen spritzte," längst abgebrochen. Hören wir vorerst noch einige Bruchstücke aus der Geschichte der ‚guten" Stadt.

Was außer jenen Kämpfen Reutlingen durch ganz Deutschland, ja noch weit über Deutschlands Grenzen hinaus

rühmlich bekannt machte, das ist die Reformation. Gehörten doch die Reutlinger zu den Ersten, in welchen der Geist der Reformation sich regte und bald tiefe Wurzeln schlug. Im Jahr 1519 berief der Magistrat einen Bürgerssohn, Matth. Aulber, als Pfarrer. Schon auf der Universität Tübingen war er mit Luthers Schriften bekannt geworden; deßhalb predigte er öffentlich und in häuslichen Lehrstunden die neuen Meinungen. Barfüßer Mönche legten die Kutten ab. Das Volk selbst war ganz entflammt für die neue Lehre. Aber Bann und Reichsacht ward auf Aulber geschleudert. Die Stadt achtete dieses nicht im Geringsten. Aulber trat noch im Jahr 1524 in den Ehestand. Die Messe wurde in deutscher Sprache, das Abendmahl ohne die bisher übliche Beichte gehalten. Darob wurde der „Neuerer" vor das Reichsregiment nach Eßlingen citirt. Fünfzig bewaffnete Reutlinger wurden dem Angefochtenen als schützendes Geleite beigesellt. Vor jenem Regimente vertheidigte er wacker 68 Punkte, welche ihm vorgelegt wurden. Was wollte man dem siegreichen Kämpfer anhaben? Man ließ ihn ungestraft ziehen und nun war sein Ansehen in Reutlingen unantastbar und uneingeschränkt. Auch im Auslande war sein Name berühmt. Zwingli schrieb unaufgefordert an ihn. Die Reutlinger selbst schickten Abgeordnete nach Wittenberg, und diese brachten im Jahr 1526 ein Schreiben von Luther an Aulber und eines „an alle lieben Christen zu Reutlingen" mit. Auch mit Brenz traten sie in Abrede. Und auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 unterzeichnete der abgeordnete Bürgermeister von Reutlingen die „augsburgische Confession." Das Barfüßerkloster wurde um diese Zeit aufgehoben. Heute ist es Sitz der Kreisregierung.

Wenn in den folgenden Jahrhunderten über Reutlingen

des Unglücks die Fülle kam; wenn es während des dreißigjährigen Krieges durch eine zweimalige Einnahme, 1631 durch Capitulation, 1643 mit Gewalt, viel Ungemach ausstehen und leiden mußte; wenn die nachfolgenden Franzosenkriege die Noth auf's Aeußerste zu steigern schienen: so wurden all diese Heimsuchungen und all dieses Elend unendlich übertroffen von der unsäglichen Verheerung, welche die furchtbare Feuersbrunst anrichtete, die den 23. Sept. 1726 zwischen 8 und 9 Uhr Abends durch Unachtsamkeit mit dem Licht beim Füttern entstanden war. Wenige schlechte Häuser ausgenommen, wurden alle öffentlichen und Privatgebäude ein Raub der Flammen. Die meisten Häuser ergriff das losgelassene Element wegen der Enge der Straßen zuerst an den Giebeln. Diese goßen ihren feuerspeienden Regen auf die Löschmannschaft herab und vereitelten jegliches Tödten der feindlichen Macht. Mehrere Tage währte das Wüthen der Flammen; ja in der zweiten Nacht verband sich mit ihnen ein stürmischer Wirbelwind. Die uralte Hauptkirche brannte von innen mit Uhren, Orgel und allem Holzwerk vollständig aus; die Glocken zerschmolzen; Säulen, Schwibbögen und Hauptgründe wurden gesprengt und zerschmettert; der hohe gothische Haupt- und Glockenthurm stand in und nach dem Brande lange Zeit schneeweiß glühend da. Das Elend der Einwohner war unbeschreiblich, grenzenlos. Viele hundert Abgebrannte kampirten tagelang in Gärten und auf dem Felde obdachlos in Sturm und Regen. Welch einen Anblick mag da diese Stätte, der rauchende Gluthhaufen, geboten haben! Nichts als Jammer und Wehe namenlos! Der reichliche Segen des Herbstes verdarb an den Reben; es fehlte an Fässern, ihn unterzubringen, denn alle lagen verbrannt oder verkohlt in den Kellern; der alte Wein war

ausgelaufen und durch die Gluth gefressen worden. Zur Bewachung der Thore und des Eigenthums sandte der Herzog von Württemberg alsbald der unglücklichen Stadt drei Compagnien seines Leibregiments.

In einer armseligen Kapelle, die allein unversehrt geblieben, wurde Gottesdienst gehalten, und weil kein einzig Glöcklein in der ganzen Stadt übrig blieb, so wurden die Leute mit der Trommel zur Kirche gerufen.

Die bedrängte Stadt wandte sich nun an den Reichskonvent und wurde mit schwäbisch Hall, das zu derselben Zeit vom gleichen Unglück betroffen worden war, auf zwanzig Jahre für reichssteuerfrei erklärt.

Man hätte nun glauben sollen, es werde beim Wiederaufbau nach Regeln der Schönheit verfahren werden. Allein wenn auch in etwas kleinerem Umfang, so wurde die Stadt doch nicht schöner und nicht nach regelmäßigem Plane angelegt. Heute noch liefern die alten Stadttheile den sichtlichen Beweis hiefür.

Zum Reutlinger Gebiet gehörten fünf Ortschaften: Betzingen, Wannweil, Ohmenhausen, Brunnweiler und Stockach. Diese kamen sammt der Stadt durch den Pariser Frieden und den Reichsdeputationsschluß im Jahr 1803 unter württembergische Herrschaft und die reichsstädtische Selbstregierung mußte der churfürstlichen weichen. Schon im Jahr 1519 wurde übrigens die freie Stadt von Herzog Ulrich weggenommen, weil sein Burgvogt von Achalm innerhalb ihrer Mauern erschlagen worden war. Allein damals lag es nicht im Sinne der Städter, sich Württemberg zu unterwerfen, und nur allzu bald mußte der Herzog, vom schwäbischen Bundesheer bedrängt und zur Flucht gezwungen, nicht bloß Reutlingen, sondern sein ganzes Land verlassen.

und als verbannter Flüchtling umher i
in der Nebelhöhle seinen Schmerzens-
stimmen hören, sein schauriges Lager g

6.

Und wie sieht es heute in R
läßt sich von ihm, von seiner Umgebu
zählen?

Reutlingen ist die Hauptstadt
Kreises, obgleich es entfernt nicht
liegt. Seine östliche Länge ist 26° 52'
Breite dagegen 48° 29' 28,5". Die
vorbei. Das Wasser dieses Flüßchens ko
geleitet werden.

Was das Aussehen der Stadt a
gleich in den letzten Jahren manches
stund, ziemlich ländlich. Außerhalb
Ringmauern liegen drei offene Vorstä
ist in Gemüseland umgewandelt und j
pflanzung benützt. Außer der bereits
und dem Rathhaus finden sich noch
Bauten in der Kreisstadt des Schwa
das „Regierungsgebäude" als
Stadt gehöriges Bauwerk. Die
Nordwestseite hat ebenfalls schöne H
großen Gasthofhof „zum Bad" oder „
Straße wohnen nach der Sprach
Faulenzer," d. h. die reichen
Hauptkirche besteht noch die Hospi
kirche; auf dem Friedhof aber

kirche. Für die Katholiken wurde die St. Nicolaikirche zum Gottesdienste hergerichtet. Und was noch besonders hervorzuheben ist: diese Kirchen sind bei jedem Gottesdienst ganz mit Andächtigen gefüllt; die Stadt ist sehr kirchlich, ein Ruhm, der ihr ja von jeher gespendet worden.

In gewerblicher Beziehung ist Reutlingen sehr voran. Die Gerberei und auch die Färberei sind heute noch im Flor; heute noch wird „meisterlich gegerbt“ und auch „purpurroth gefärbt.“ Die Echatz mit ihrem forellenreichen, kalten Wasser leistet freundlich jeglichen Vorschub hiezu und rauscht vergnügt vpn dannen, wenn ihre Dienste nicht mehr von Nöthen. Die Rothgerberei wird besonders umfangreich und ergiebig getrieben und die Produkte dieses Gewerbszweiges sind weithin bekannt *). Auch viele Tuchmacher haben sich hier niedergelassen. Sodann sind die Messerschmiede und Seckler in großer Zahl vertreten. Von andern Gewerben sind zu nennen die Leimsiederei, die Weberei in verschiedenen Stoffen, die Strickerei und Strumpfweberei, Metallgießerei, Bleichen ꝛc. Im Ganzen hat Reutlingen über siebenzig Fabriken. An der Stelle, wo noch vor ein paar Jahren eine Pulvermühle ihren mörderischen Stoff fabricirte, steht jetzt eine Spinnerei; denn jene Mühle wurde der Raub ihres eigenen Fabrikats: sie flog, der Gewalt des Pulvers nachgebend, in die Luft und verbreitete durch ihren Fall Schrecken und Grauen ringsum. Eine Papierfabrik weiß aus verachteten Lumpen einen höchst nöthigen Artikel zu formen, der besonders hier in

*) Die Innung der Rothgerber zählt allein über 80 Meister und 125 Gehülfen. Diese verarbeiten jährlich über 200,000 Tonnen Thran, 30,000 Scheffel Lohe und über 400,000 Häute und Felle.

früheren Tagen in Masse verbraucht
doch lange Jahre hindurch Reutlingen de
Büchernachdrucks und gerade in diese
überall im besten Geruch. Heute noch st
und Buchhandel oben an und beide we
nachdrücklich gehegt und gepflegt.

Einer Beschäftigung muß aber ganz
werden: der Handarbeiten des
schlechts, des Strickens, Häkelns, S
Reutlinger oder Ehninger Spitzen ware
bekannt. Wenn nun die Verfertigung
etwas abgenommen hatte, so wird sie
so großartiger betrieben. Die ganze
sich an dieser Beschäftigung; Alte un
Arme, Vornehme und Geringe stricken
und erwerben sich dadurch das herrsch
Auf diese Thätigkeit des weiblichen
viele, zum Theil ausgedehnte kauf
gründet.

Aber wollen wir nicht ein
verzehren? Dort wohnt ein Bäck
ten wir einen „Kemmicher“ (oder
haftes weißes Brod, dessen Teig
mischt und etwas fester als gewöh
leute wollen die Entdeckung an i
auch den sauersten Wein genie
glücklicher Erfund für die Stadt
tag, so könnten wir uns ein S
in großer Menge „bestbereitete

den man hier gemeinhin „Platz“ benamset, für drei oder vier Kreuzer verschaffen. Dem Preise nach ist dieser Kuchen kein Luxusgebäcke, wohl aber eine ziemlich allgemeine Liebhaberei der Reutlinger.

Was noch den „Weinbau“ betrifft, so sind die Reutlinger Putzscheeren sprüchwörtlich geworden und ihr edler Saft hat sonderbarer Weise eine Triumviratsidee erweckt. Man nennt auch häufig das Gewächs aus hiesigen Weinbergen den „Dreimännerwein.“ Während nämlich der Eine trinkt, müssen zwei Andere den Trinkenden halten, damit ihn das köstliche Getränke nicht umwirft. — Ein durstiger Jägersmann soll einmal, nachdem er den ersten Schluck gethan hatte, mit heftigem Kopfschütteln das Glas niedergesetzt haben. Um aber dem „Wirthe nichts stehen zu lassen,“ goß er den Rest in seinen Büchsenranzen mit den Worten: „zerreiß mir lieber diesen, als meinen eigenen.“ — Den Prinzen Eugen, welchem der ehrsame Rath auch Wein kredenzte, läßt das Volkslied, als er zum Gang eingeladen wurde, erwiedern:

Viel lieber nähm' zum zweitenmal
Belgrad mit Sturm ich ein,
Als daß ich tränk' hinwiederum
Vom Reutelinger Wein.

Uebrigens ist der Weinbau seit Jahrzehnten wesentlich verbessert und sehr veredelt; die besseren Weinberge gewähren einen reichlichen Ertrag; großartig wird auch die Obstzucht getrieben. Kern- und Steinobst geräth in günstigen Jahren in unglaublicher Menge! Als Beweis hiefür mag dienen, daß im Jahr 1847 von den Reutlingern an 250,000 Simri Kernobst und wenigstens 70,000 Simri Zwetschgen eingeheimst wurden.

Nicht weit von der Tübinger Straße entfernt steht ein älteres, unscheinbares Haus mit der Aufschrift: „Gottes Hülfe." Es ist Werners, des Reisepredigers, Anstalt zur Erziehung armer verwahrloster Kinder, welche sich nach und nach zu einer Arbeiterkolonie erweitert hat. Seine Papierfabrik zum „Bruderhaus," die einen jährlichen Frachtverkehr von ungefähr 16,000 Centnern unterhält, beschäftigt gegen 70 Arbeiter. Auch noch andere gewerbliche Anstalten sind von ihm theils angekauft, theils neu gegründet; denn Werner will durch Arbeit den Armen beistehen. Immer großartiger dehnen sich seine Geschäfte aus und nicht bloß hier, auch in manchen anderen Orten unseres Landes wirkt der Unternehmer höchst segensreich.

7.

Haben wir im Vorhergehenden die Reutlinger nach ihren verschiedenerlei Beschäftigungsweisen kennen gelernt, so dürfen wir zum Schlusse einzelne ihrer Gebräuche nicht unberührt lassen.

Zu diesen gehört zunächst der Mutschelntag. Also benennt man in Reutlingen den ersten Donnerstag nach dem Erscheinungsfest. Auf diesen Tag backen die Bäcker eine schwere Menge „Mutscheln," das Stück zu 6 kr. bis 1 fl. 12 kr. Abends kommen die Männer und spielen mit Würfeln dieß Gebäcke heraus. Ein Mann kann an diesem Abend drei, vier und noch mehr Bäckerhäuser besuchen. Man muß ja schon dem „Geschäft" zu lieb solche Aufopferung üben! Das Würfeln um Mutscheln ließe sich der Reutlinger Bürger nicht leicht nehmen.

Dieser Mutschelntag stammt aus reichsstädtischen Zeiten.

Je am Donnerstag nach dem Erscheinungsfest fand die Zünftigmachung der jungen Bürger statt. Diese mußten dann bis an die Zähne gewappnet vor dem Zunftgerichte erscheinen. Zur Feier dieses Aktes erfolgte auf dem alten Schießplatz ein Freischießen, das Vormittags um 10 Uhr anhub und unter größtmöglicher Heiterkeit volle drei Tage dauerte. Man schoß auf einen abgebildeten, 8 bis 9 Fuß hohen Türken, den Erzfeind der Christenheit. Wer den Nasenzipfel traf, gewann den Hauptpreis. Abends wurden dann zur Erholung von dem harten mittägigen Strauße in den Häusern der Bäcker — Gasthöfe gab es damals noch nicht — Mutscheln und Lebkuchen herausgespielt. Männer, verheirathet oder nicht, hatten an diesem Tage privilegirte Narrenfreiheit. Und die Weiber gaben sich zufrieden, wenn es auch „hoch Mitternacht" wurde, bis ihre Männer sich anschickten, die Heimath zu suchen.

Als aber die „Republik" Reutlingen zu sein aufgehört hatte und nachdem der gesammte Waffenvorrath hatte abgeliefert werden müssen, kam das eigentlich Romantische dieses Tages — wohl zur größten Freude der Frauen — völlig in traurige Vergessenheit, und nur die rein „mutschelige" Seite desselben hat bis zur Stunde dauernden Fortbestand.

Zu den Seltsamkeiten gehört auch der „Schiedwecken" (Schied — von Abschied), welcher am Tage nach dem Frühlingsmarkte gegeben wird. Da hören die Nachtarbeiten auf und den Arbeitern selbst wird ein Schmaus gereicht. Bei demselben spielen nicht Wecken, sondern Pasteten, von allen Seiten her öffentlich und eindringlich angezeigt, die Hauptrolle. Sie werden am genannten Tage zu viel Hunderten geschmaust. Auch bei Taufschmausen sind diese Pasteten ein Lieblingsgericht. Sie sind Kuchen von

fast zwei Schuh Durchmesser, haben als Hauptbestandtheil einen Boden von dickem Butterteig und einen gleichen Deckel. Zwischen beiden wird rohes Kalbfleisch, das auch noch Knochen enthält, im Ofen gebacken. Diese Pasteten imponiren jedoch mehr durch ihre Massenhaftigkeit, als durch ihre Feinheit.

Endlich noch etwas vom „Rebmännlestag“ oder vom „aunseligen Möntig“ (unseligen Montag)! Dieser steht zwar nicht roth im Kalender, trotzdem wird er von den hiesigen Weingärtnern als Festtag gefeiert. Zur Zeit, wenn die Erde ihren „Hochmittag“ begrüßt, zur Zeit, wenn man in den Kirchen des Werkes der Reformation feierlich gedenkt: da werden hier dem „Rebmännle“ alle Ehren erwiesen. Zunächst wird ein öffentlicher Gottesdienst abgehalten. Auf diesen folgt ein großartiger Umzug durch die Stadt. An der Spitze eine Musikbande und vorangetragen die Weingärtnerfahne und das „Rebmännle“ (den h. Urban) selbst: also durchziehen die Winzer die Straßen. Und warum solch ein Aufzug? Die Ursache hievon liegt in einem geschichtlichen Vorgang. Zur Zeit des Interims wurden nämlich die Reutlinger in ihren religiösen Ansichten sehr schwankend, so daß die Weingärtner durch ihren Abgeordneten in Augsburg in katholischem Sinne abstimmen ließen. Aber siehe da, der in Aussicht gestandene herrliche Herbstsegen war bald darauf eines schönen Morgens erfroren. Die Weingärtner, hierin Gottes Finger erblickend, sahen dieß Unglück als eine Strafe des Himmels für ihren Abfall an. Nur um so entschiedener wandten sie sich alsogleich der Reformation wieder zu und gaben dadurch der hochwichtigen Angelegenheit den Ausschlag. Hat somit nicht der Reutlinger Winzer vollkommenes Recht, seinen Rebmännlestag alljährlich zu feiern? —

8.

Schicken wir uns endlich zum Abzuge an! Wir schlagen den Weg nach Eßningen ein. Müssen wir doch dieses größte Dorf Württembergs näher besichtigen! Während wir die Straßen der Stadt durchziehen, fällt es uns abermals auf, wie vor den Häusern die Frauen und Fräulein, die Mütter und Töchter mit Emsigkeit stricken und sticken, häkeln und nähen. Nebenbei zeigt sich die Zunge nicht minder geschäftig. Weiß man sich doch so mancherlei Neues zu sagen! Muß man doch jeden Vorübergehenden so unter vier Augen bald lobend, bald tadelnd verfolgen! Aber diese Plaudereien sind ja nichts weniger als bösartig; sie dienen einzig zur leidlichen Unterhaltung. Und wenn sie vom Hischwith (den Vokal gedehnt gesprochen), vom Hischhännle, vom Wingetle und Bongetle und Aehnlichem reden, so merken wir wohl, daß sich der „Vollblut-Reutlinger" gern im vollen schwäbischen Dialekt ergeht. Sogar Damen in Hut und Schleier machen hievon keine Ausnahme. Nun, ländlich, sittlich!

Wir haben die Stadt, die trauliche, schon im Rücken. Eine kurze Strecke, und wir stehen mitten in Eßningen. Von der Achalm aus haben wir schon bemerkt, wie es sich so schmiegsam zwischen diese und die Gebirgskette fügte. Seine Häuser sind schön gebaut und es kann sich keck mit den meisten Landstädten Württembergs messen, ja, es möchte sonder Zweifel viele derselben an Schönheit und Regelmäßigkeit übertreffen. Mehr als 5000 Menschen nennen Eßningen ihre Heimath. Nirgends nahm wohl die Bevölkerung so rasch zu; hat sie sich doch in einem Zeitraum von hundert Jahren beinahe vervierfacht! Dieser starke Zuwachs der

Einwohnerschaft, der nicht von etwaigen Einwanderungen herrührt, ist nun auch Ursache davon, daß ein und derselbe Familienname unzählige Male vorkommt. So soll es z. B. an 180 Geschlechter geben, welche den Namen „Rall" führen. Zur Unterscheidung derselben sind deßhalb allerlei Beinamen nöthig, welche sich häufig in Spitznamen verwandeln. Aber wir haben ja das städtische Dorf bereits betreten. Lernen wir nun seine Leute kennen!

Nahrung und Lebensunterhalt zieht der Ehninger neben kleiner Landwirthschaft und unbedeutendem Gewerbebetrieb vorzugsweise aus dem Handel. Mehr als zwei Drittel der Bevölkerung gehören dem Handelsstande an; Hausir- und Markthandel hält die meisten Glieder dieser Innung in Rührigkeit.

Wer kennte nicht den Ehninger Krämer? Wer hätte ihn noch nie auf Messen und Märkten gesehen? Er heißt auch Spitzenkrämer, obgleich gerade die Spitzen der unbedeutendste Theil seiner Handelschaft ausmachen; denn er befaßt sich hauptsächlich mit Ellenwaaren, Halstüchern, seidenen Bändern; aber auch sogenannte „kurze Waaren" nimmt er in seine Kiste auf. Von seinem 14. Jahre an, sobald er der Schule entwachsen, bekommt er sein Handelspatent in die Tasche, seine gefüllte Kiste auf den Rücken, seinen Stock in die Hand. Der Kalender sagt ihm, wo Jahrmärkte gefeiert werden; der Vater, die Mutter belehren ihn, wo und wie der Profit sich am höchsten steigern lasse. So betritt er den Boden der Handelschaft', anfänglich in Gesellschaft des Vaters, der Mutter, der Schwester; denn auch diese, überhaupt die ganze Familie wirkt im Gebiete des Handels nach Kräften. Damit der Gewinn sich aber möglichst hoch steigere, bleibt die Familie nicht beisammen; es sucht sich der

Vater sein Land, es hat auch die Mutter ihren Distrikt zu durchwandern, und von Ort zu Ort, landauf und landab, wird von Haus zu Haus gegangen, um überall den Leuten, die längst den „Ehninger Krämer" erwarteten, zu Diensten zu sein und zur Befriedigung jeglichen Bedürfnisses möglichst beizutragen. Ist aber der Sohn im Handeln gehörig unterrichtet, sind ihm die Leute der Gegend, die zu besuchen ihm ganz allein obliegt, bis auf's Kleinste geschildert, bekannt, dann ist der Zeitpunkt herangerückt, von dem an er seine Kreuz- und Querzüge mit Schlangenklugheit allein zu beginnen hat. Und wie ihm dieß Wanderleben behagt! Man hat überall eine Freude, wenn er, der Längsterwartete, schwer beladen zur Stube hereinkommt. Kaum ist die Kiste geöffnet, kaum der Reichthum derselben bloß gelegt, so wird er vom ganzen Hause umringt. Die Buben und Mädchen begaffen mit großen Augen all seine Herrlichkeiten. Die größeren Töchter, die Mutter, sie haben Dieses und Jenes und außerordentlich Vieles so nöthig; der Vater aber steht kopfschüttelnd im Hintergrund und will, den Geldbeutel nicht aus dem Auge lassend, von all diesen Zeugen und Schätzen und Wundern der Kiste nichts wissen. Aber der gute Krämer gibt ja die Stoffe so billig; er läßt mit sich handeln und groß ist der Profit auf Seite der Kaufenden. Wie könnte das Haupt des Hauses den Bitten der Mutter, den Schmeicheleien der Töchter noch länger widerstehen? 's ist Alles so wohlfeil, daß solche herrliche Waaren beim Kaufmann des Orts wohl doppelt so theuer bezahlt werden müßten. So schlüpfen die Thaler und Gulden, wie sehr auch der Vater sich sträubt, in die Kasse des Krämers, der endlich vergnügt wieder abzieht, um noch in derselben Minute im Hause des Nachbars den nämlichen Akt zu beginnen.

Besondere Freude bereitet der
Gästen des Wirthshauses, darin er
an solchen Tagen viel zahlreicher c
weiß ihnen der lustige, heitere, we
sagen. Darum ist auch am Ehrentisc
heiß und Bürgermeister des Fleckens
Und wenn nun der Mann mit der al
vorthut aus seinem Schatze die Menge
da spitzen die Gäste die Ohren und
im Zimmer. Ob Wahres, ob Falsc
handgreiflich oft sein Aufschneiden sei
nichts zu sagen, man ist ja so schön
sich im Ganzen behaglich und glaubt,

Und jahraus, jahrein führt der
solch wanderndes, flüchtiges Leben; bi
bleibt er dem unsteten Wesen, dem sc
treu. Nur zweimal im Jahre, zur L
kürzesten Tages, zu Jakobi und Wei
Ruhelose nach Hause zurück; da sieht
innerem Stand; da findet sich sein
sammen; da schaut er nach seinen Kin
wohlfeiler da und dort untergebracht s
mal nicht herrlich ergeht, die von ihre
stets unter „fremden Leuten" leben n
und Mutterliebe nur wenig verspüren
Geschäfte werden zur Zeit seiner A
Zudem finden sich um diese Zeit sehr v
aus der Schweiz, dem Elsaß, dem N
landen 2c. in Ehningen ein, welche n
rückständige Forderungen einziehen un
geht, der Lust, dem Vergnügen hingeb

Tagen der Söhne Merkurs nicht mit Unrecht den „Ehninger Kongreß.“ Die Geschäfte, die durch ihn gemacht werden, sind von großem Umfang und bedeutender Wichtigkeit. Man rechnet, daß dabei Waaren für mehr als eine halbe Million Gulden in Umsatz kommen. Wundern wir uns deßhalb nicht, daß Ehningen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat!

Füglich lassen sich die Kaufleute dieses schönen Marktfleckens in drei Klassen eintheilen. Zur ersten gehören die Leute von bedeutendem Vermögen, die ihre Waaren im Großen einkaufen, nicht nur zu Hause, sondern auch in Bayern, Salzburg, Tyrol, Baden und in der Schweiz große Niederlagen haben und ihre Vorräthe von da entweder unmittelbar oder auf Messen und Märkten absetzen. Solche, Häuser sind es etwa ein Dutzend. — Die zweite Klasse besteht aus Landkrämern, die ihren Bedarf zum Theil von den ersteren, zum Theil aber auch aus erster Hand beziehen und im In- und Auslande von Markt zu Markt, von Haus zu Haus wandern und ihren reichlichen Inhalt allerwärts anzupreisen verstehen. — Die dritte Partie beschäftigt sich, so weit es möglich ist, mit einem kleinen Kistenkram, der sich auf geringere Artikel, Druckschriften, Kalender u. dgl. beschränkt. — Im Ganzen herrscht neben Wohlhabenheit und Reichthum eines kleinen Theils der Bürgerschaft bittere Armuth in Ehningen; mehr als die Hälfte der Einwohner gehört zu den Unbemittelten. Von Vielen wird auch, so sagt man, der Handel nur aus Arbeitsscheue und Neigung zu einem unstäten Leben getrieben. Aber die neueste Zeit hat auf allerlei Weise auch in dieser Richtung nicht bloß einen Damm zu ziehen gewußt.

Der merkwürdige Handel der Ehninger entstand übrigens zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Ver-

schleuß der Spitzen, welche in Reutlingen in großartigem Maße producirt wurden; diese führten aber dennoch den Namen „Ehninger Spitzen“ und ihre Verschleußer heißen heute noch überall „Spitzenkrämer,“ obgleich die verschiedenartigsten Artikel in einer Krämerkiste zu finden sind.

Der Ehninger selbst ist derb, gewandt und durch seine Reisen vielerfahren und weltklug. Sein Sprache ist ein sonderbares Gemisch, das wieder dem vielen Reisen seinen Ursprung verdankt.

Auch hier hat der Aberglaube noch seinen Boden und die Sage weiß manch einen Spuk zu berichten. Hören wir einmal dem lustigen Jungen dort zu!

Unter der Brücke an der Wette (Pferdschwemme), also erzählt er mit ernsthafter Miene, ist's gar nicht geheuer. Dort kommen an Weihnachten Meerfräulein heraus, die sind weiß gekleidet. Oft und viel gehen sie des Winters in den „Lichtkarz“ und spinnen. Da wird es den Mädchen, die sonst die Kunkel oder das Rädchen regieren, ganz absonderlich zu Muthe. Bald aber flieht ihre Angst vor den freundlichen Fräulein. Mit Freuden ergreifen die schüchternen Mädchen das feine Gespinnst der gütigen Wesen.

Nicht so gut meint es der „Schimmelreiter,“ der sich früher und selbst noch in der jüngsten Zeit zwischen Ehningen und Pfullingen zeigte und sich zuweilen sogar am hellen Tage sehen läßt. Wer den anredet, bekommt einen Schlag, daß er umfällt, oder aber sitzt er den Leuten auf den Rücken, daß sie ihn eine Strecke weit tragen müssen, wodurch sie unter der Last beinah ohnmächtig werden. Die Ehninger meiden deßhalb den Weg, den dieser Unhold gewöhnlich sich auswählt.

Noch ein solches Stücklein. Durch den Wald zwischen

Ehningen und Metzingen fließt ein Bach, über den eine Brücke führt. Hier muß ein Kornverkäufer geistweis umgehen, weil er während seines Lebens betrogen hat. Er zeigt sich in seiner früheren Kleidung, trägt aber ein Simri und ein Streichholz und heißt „Käuferle." Geht man ruhig seinem Berufe nach, so thut er einem nichts. Einst jedoch rief ein kecker Bursch ihm zu: „Käuferle, ich bin auf deiner Bruck, wenn du kommst, so mach mi z'ruck!" Plötzlich erschien der Gerufene, schlug dem Burschen den Hut herunter und bläuete ihm den Kopf tüchtig. Später habe der Prahler das Rufen fein säuberlich bleiben lassen.

*   *
*

Doch die Geistergeschichten bei Seite! Wenden wir lieber noch einmal — zum Schluß unsrer heutigen Wanderung — den Blick hinüber zum zauberreichen Lichtenstein; gedenken wir noch der eigenthümlichen, reizenden Fernsicht auf der Achalm: wie, müssen wir nicht mit Jubel bekennen, daß uns des Herrlichen viel geboten worden? Fürwahr, die Welt ist göttlich reich in allen Sphären! Und welchen Hochgenuß zieht sich der kleine Mensch aus dieses Reichthums Fülle? — O daß sie würde, daß sie mit bliebe eine der untrüglichsten der Führerinnen zu dem ewig Wahren, ewig Schönen!
